Class F2513
Book .B67

# Wechselbilder

oder

# Reisen und Abentheuer

## in Brasilien.

Mit

Berücksichtigung des Schicksals der nach Brasilien ausgewanderten Deutschen.

Von

**Eduard Theodor Bösche.**

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1836.

343
1969

E. Th. Bölsche,

# Wechselbilder.

Bei **Hoffmann** und **Campe** in **Hamburg** sind ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Arend, E., Cäsar und Pompejus. Eine Tragödie. 8. 1833. 16 Gr.

Brentano, Ponce de Leon. Lustspiel in 5 Aufzügen. 8. 1 Thlr.

Buchner, K., Friedrich Stapß. Geschichtliche Erzählung aus den Zeiten Napoleons in 5 Gesängen. 8. 1835. 12 Gr.

Christen, F. E., Malcolm. Seegemälde aus der neuern Zeit. 8. 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

Depping, G. B., die Heerfahrten der Normannen bis zu ihrer festen Niederlassung in Frankreich. Nach dem Franz. von F. Ismar. 2 Bde. gr. 8. 1829. 3 Thlr.

Hamburg und seine Umgegend. Eine lithographirte Karte mit 10 Ansichten. 12 Gr.

Herloßsohn, C., Löschpapiere aus dem Tagebuche eines reisenden Teufels. 2. Bd. Auch unter dem Titel: „Mixturen." 8. 1828. 1 Thlr. 12 Gr.

Ironie des Lebens, in zwanglosen Heften von zwanglosen Leuten. 1. Thl. 8. 1830. 1 Thlr. 16 Gr.

Ismar, F., König Pedro. Trauerspiel in 5 Akten. 8. 1828. 20 Gr.

Lewald, A., Album aus Paris. 2 Bde. 8. 1832. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Gorgona. Bilder aus dem französischen Mittelalter. 2 Bde. 8. 1833. 2 Thlr.

— — Graf Lowzinsky. Polnische Novelle. 8. 1832. 18 Gr.

— — Przebracki, der russ. Polizeispion. 8. 1832. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Warschau. Ein Zeitbild. 8. 1831. 16 Gr.

— — Novellen. 1., 2. und 3. Bd. 8. 1831 und 1833. à 1 Thlr. 12 Gr. 4 Thlr. 12 Gr.

Maltitz, G. A. Freih. v., der alte Student. Dramatische Kleinigkeit in 2 Akten. 8. 1828. 12 Gr.

— — das Pasquill. Schauspiel in 4 Akten. 8. 1829. 20 Gr.

— — Oliver Cromwell oder die Republikaner. Historisches Drama in 4 Akten. 8. 1831. 1 Thlr.

Röding, Dr. J. F. W., Album für Freunde Helgolands. 8. 1836. Nebst einem Atlas in Querfolio von 10 Ansichten und 1 Karte. Schwarz. 4 Thlr.

Dasselbe. Illuminirt. 7 Thlr. 8 Gr.

Wangenheim, F. Th., der Mönch. Historischer Roman. 3 Thle. 8. 1836. 4 Thlr. 8 Gr.

# Wechselbilder

von

## Land- und Seereisen, Abentheuern, Begebenheiten, Staatsereignissen, Volks- und Sittenschilderungen

während

einer Fahrt nach Brasilien und eines zehnjährigen Aufenthalts daselbst,

in den Jahren 1825 bis 1834.

Mit

Berücksichtigung des Schicksals der nach Brasilien ausgewanderten Deutschen,

von

**Eduard Theodor Bösche.**

Motto:

Mettido tenho a maõ na consciencia,
E naõ fallo que senaõ a verdade,
Que me ensinou a viva experiencia.
(*Camoens.*)

---

Hamburg, 1836.
Bei Hoffmann und Campe.

F2513
.B67

280309

21-6327

# Erstes Capitel.

## Einleitung.

Die politischen Ereignisse und Umwälzungen, von denen Brasilien in den Jahren 1821 und 1822 der Schauplatz war und wodurch dies große Reich für immer das Joch des Mutterlandes abschüttelte, äußerten ihren wohlthätigen Einfluß auch auf den größten Theil der alten Welt. Dem Beispiele der übrigen Völker Amerika's folgend, vertrieben die Brasilier ihre Unterdrücker; seit dieser Periode tritt jenes ungeheuere Tropenland in den Kreis selbstständiger Staaten, und eine neue und glänzendere Aera hebt in der Weltgeschichte für dasselbe an. Die Welt richtet mit gespannter Erwartung den Blick auf den neuen Kaiserstaat, den in der Morgenröthe der aufgehenden Freiheit ein kräftiger Impuls zu beseelen scheint. An die Stelle despotischer Willkühr und der drückenden Zoll- und Monopolgesetze, womit Portugal jenes Land belastet hatte, trat eine freisinnige Constitution, das Zollsystem wurde besser und weniger drückend geordnet und die Häfen den Schiffen aller befreundeten Nationen geöffnet. Zweckmäßigere Einrichtungen wurden in allen Zweigen der Staatsverwaltung vorgenommen und die Abstellung mancher eingeschlichenen Mißbräuche schien auf eine schönere Zukunft zu deuten. Dem eifersüchtigen Mißtrauen, womit Portugal das wissenschaftliche Streben und die Forschungen europäischer Gelehrten zur nähern

Kenntniß dieses Reichs betrachtet, und denselben alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt hatte, schien die neue Regierung nicht Raum zu geben, sondern vielmehr jene wissenschaftlichen Bemühungen nach Kräften zu ermuntern und zu befördern und so der europäischen Cultur und Wissenschaft im Schooße des Landes eine willkommene Aufnahme zu versprechen. Die geographische Lage dieses, von vielen und den größten Strömen durchschnittenen Landes deutete auf seine künftige Größe und politische Wichtigkeit. Die Natur hat Rio de Janeiro als den Mittelpunkt des Welthandels bezeichnet, der diese Stadt zum großen Stapelplatz des europäischen Kunstfleißes und der Producte Afrika's, Ostindiens und Asiens erwählen würde. Ein großes und kräftiges Volk würde unter so günstigen Verhältnissen bald den Welthandel an sich reißen, in alle Zweige desselben kräftig eingreifen, dem überwiegenden Einflusse Englands gehörige Schranken setzen und durch eine ansehnliche Flotte seiner Flagge auf allen Meeren Achtung zu verschaffen wissen. Ein herrliches Ziel winkte dem großen Lande, wenn es, bei der Fortschreitung auf der Culturbahn mit den vereinigten Staaten gleichen Schritt haltend, mit jugendlichen Kräften und männlicher Ausdauer seine Laufbahn auf dem großen Schauplatze der Völker eröffnete.

Vor allem wurde der Mangel an Menschen gefühlt, um das große Land zu bebauen und die eben errungene Freiheit gegen einen allenfallsigen Angriff Portugals und gegen Anarchie im eignen Herzen, die bereits in den nördlichen Provinzen das Haupt erhob, zu beschützen. Deutschland und die Schweitz, von jeher die Rüstkammern, aus welchen fremde Mächte ihre Heere stellten, gaben Soldaten und Kolonisten her, und die in diese Länder gesandten Agenten verbreiteten zu leichterer Betreibung ihrer Werbegeschäfte, mit Beiseitesetzung aller Wahrheit, die übertriebensten und günstigsten Berichte über das neue Kaiserreich.

In Hamburg war der Major G. A. Schäffer, Werber der brasilianischen Regierung, einer von diesen Lobhudlern, der mit vollen Backen in die Quartposaune der Lobrednerei stieß und namentlich jungen Leuten die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn mit den anmuthigsten Farben beredter Schilderung und mit der allen Werbern eignen Gewissenlosigkeit vorspiegelte. Es vereinigten sich damals viele Umstände, jenen Lobeserhebungen um so mehr Glauben zu schenken, da selbst mehrere rechtliche Reisende nicht nur höchst günstige Nachrichten über Brasilien verbreiteten, sondern dieses Land auch als zur Uebersiedelung europäischer Kolonisten im vorzüglichen Grade geeignet empfahlen. Zu so günstigen Aussichten glaubten sich deutsche Auswanderer um so mehr berechtigt, da der Herrscher dieses neuen Kaiserstaates als ein außerordentlicher Mann in den europäischen Lesezirkeln geschildert wurde, der, durch das Band der Ehe mit einer Fürstin aus dem österreichischen Kaiserhause, in engere Berührung auch mit Deutschland getreten war.

Kein Wunder also, wenn bei diesen Aussichten Schaaren von Menschen den heimathlichen Boden verließen, um in den Regionen Brasiliens den Launen der Glücksgöttin ein freundlicheres Antlitz abzugewinnen, als welches dieselbe so mürrisch und stiefmütterlich dem größten Theil in der Heimath gezeigt hatte. Die Menschenzahl, womit alle Fächer des Geschäftslebens in Europa überfüllt waren, und die gewisse Aussicht einer kargen Subsistenz im Vaterlande rief bei Tausenden den Entschluß zur Auswanderung ins Leben: Die Fahne der Hoffnung ist aufgepflanzt, von allen Seiten wimmeln ihr Menschen zu und ein neues Völkerwandern, von Osten nach Westen seinen Lauf nehmend, setzt sich in Bewegung. Der Bauer scheidet ohne Schmerz vom Erbe seiner Väter und verläßt gleichgültig seine, mit fast unerschwinglichen Abgaben belasteten Aecker, um in den Ebenen des Missouri und den

Urwäldern Brasiliens eine andere Heimath zu suchen, und der Handwerksbursche, der, abgerissen und mit leerem Magen Arbeit suchend, vergebens ganze Monden umherwanderte, besteigt heiter das Schiff, um seinen Kunstfleiß nach Amerika zu tragen, von welchem Lande ihm die Fabeln von einem El-dorado noch aus den Kinderjahren im Kopfe spuken und wo er mit Leichtigkeit und im Fluge Schätze zu sammeln hofft. Veteranen, deren ganzes Leben dem Waffenhandwerk gewidmet ist, gleichgültig, für welche Sache sie fechten, glauben ihre müßige Tapferkeit unter dem Banner Brasiliens würdig zu beschäftigen, und Viele, die der tausendarmige Tod in den mörderischen Schlachten Europa's verschonte, finden in den Steppen Amerika's das Ziel ihres stürmischen Lebens.

---

## Zweites Capitel.

### Reise von Hannover nach Hamburg.

Ich hatte eben mein siebenzehntes Jahr zurückgelegt, als auch mich die jugendliche Begierde ergriff, die weite Welt kennen zu lernen, und einige halsbrechende Abentheuer, die für das lebhafte jugendliche Gemüth so viel Anziehendes haben, zu bestehen. Die Aussicht, die sich mir im Vaterlande eröffnete, war eben nicht lachend und mit meinen derzeitigen Ansichten und Neigungen durchaus nicht in Einklang zu bringen. Der größte Wunsch meines Herzens, zu studieren, war dermalen im Vaterlande nicht ausführbar, und so glaubte ich, durch eigne praktische Erfahrung einigermaßen ersetzen zu müssen, was mir in theoretischer Hinsicht abging. Meine Phantasie hatte sich schon längst mit Brasilien beschäftigt und mit ihren glühendsten Farben sich ein schimmerndes Bild von diesem Lande entworfen: der begeisterte Ruf zur Auswanderung konnte

also auf das schon überredete Herz den lebendigsten Eindruck nicht verfehlen.

Es war ein unfreundlicher Decembernachmittag im Jahre 1824, als ich meinen Ranzen, dessen magerer Inhalt aus etwas Wäsche und Kleidung nebst einigen Büchern bestand, auf den Rücken lud und in Begleitung eines Bekannten, ohne mit Paß oder sonstigen Papieren versehen zu seyn, arm zwar an baarem Gelde, aber reich an Hoffnung und frohem Muthe, die Reise von Hannover nach Hamburg antrat. Zwar wollte sich, als ich nach und nach die Thürme der Vaterstadt, wo ich die Jahre der Kindheit verlebt hatte, immer mehr schwinden sah und der Gedanke mich erfaßte, jetzt in der fremden, liebeleeren Welt allein zu stehen, einer dunklen und ungewissen Zukunft entgegengehend, die Wehmuth sich des jugendlichen Herzens bemeistern, aber ich nahm alle Kraft zusammen und zerdrückte die Thräne, die sich in das Auge stahl; durch das Schneegestöber des rauhen Decembertages muthig vorwärts schreitend.

Ich will den Leser nicht mit einer weitläufigen Beschreibung unserer Reise durch die sattsam bekannten, wenig malerischen Gefilde der unwirthbaren Lüneburger Heide, die in der rauhen Hülle des Winters ein noch traurigeres Ansehen angenommen hatte, ermüden, sondern bemerke nur, daß wir am andern Abend nach unserer Abreise Walsrode erreichten und von hier aus uns nach Harburg in einer Miethkutsche schleppen ließen. Mit der Elbe überschritt ich die Grenze des Vaterlandes, um es erst nach 10 stürmischen Jahren wieder zu sehen.

In Hamburg wurde unsere jugendliche Begeisterung merklich herabgespannt, denn wo wir unsere Absicht, nach Brasilien auszuwandern, zu erkennen gaben, beeiferten sich die guten Republikaner, uns zum Wanken in unserem Entschlusse zu bringen, indem sie die Beschreibung des uns erwartenden Schicksals mit

den crassesten Farben entwarfen. Die Tochter vom Hause, in dem wir wohnten, ein junges gebildetes Mädchen, zeigte mir Briefe ihres ebenfalls nach Brasilien ausgewanderten Bruders, die wenig erbaulich klangen, und beschwor mich mit Thränen, meinen unseligen Entschluß aufzugeben. Sie hielt es für rathsamer, eher in den ärmlichsten Verhältnissen in Deutschland zu bleiben, als einem unvermeidlichen Verderben entgegen zu gehen. Ich dankte dem liebenswürdigen Kinde für ihr warmes Interesse, erklärte ihr aber zu ihrem Leidwesen, daß mein Entschluß unerschütterlich sei. Mein Reisegefährte bezeigte große Lust, wieder heim zu kehren. Ich hatte es mir schon damals zum Gesetz gemacht, bei einem so wichtigen Schritte, der auf das ganze übrige Leben den entscheidendsten Einfluß haben müßte, die strengste Neutralität zu behaupten und Niemandem ab- oder zuzurathen, ein Gesetz, welches ich auch jetzt bei der Unschlüssigkeit meines Begleiters beobachtete. Sein böses Geschick hat ihn aber ebenfalls nach Brasilien geworfen.

---

## Drittes Capitel.

### Schäffer, der Tröster.

Um den Sturm zu beschwören, der von allen Seiten auf uns einbrach, gingen wir zu dem Major Schäffer, um ihm unsern Vorsatz, in brasilische Kriegsdienste zu treten, zu eröffnen, und die Bedingungen zu erfahren, unter welchen ein solches Verhältniß Statt finden könne.

Das war ein ganz anderer Mann und seine Ansichten und Reden verhielten sich ganz genau zu denen der ehrlichen Hamburger, wie Licht zu Finsterniß. Nachdem Herr Neumann, der sich Schäffers Secretär nannte, eigentlich aber nichts als der Spürhund

bei den Seelenverkäufereien war, erst die Sonde seiner Menschenkenntniß angesetzt und uns auf den Zahn gefühlt hatte, theilten wir ihm unser Anliegen mit, den Ritter von Schäffer zu sprechen, worauf er uns zur Audienz führte. Als wir in das Zimmer traten, saß der Messias des gelobten Landes auf dem Canapee und auf dem Tische vor ihm standen mehrere Bouteillen mit Wein. Obgleich es noch früher Morgen war, so hatte der mannhafte Ritter doch bereits mehrere Flaschen sich zu Gemüthe gezogen; diese Beschäftigung schien seine ganze Thätigkeit in Anspruch zu nehmen, denn er schenkte ein und leerte ununterbrochen fort. Das Aeußere dieses Mannes war indeß keineswegs geeignet, die Herzen zu seinen Gunsten zu bestechen und das Vertrauen der Auswanderungslustigen ihm zu gewinnen. Wenn man von der Physiognomie eines Menschen auf sein Inneres schließen darf, so konnte unmöglich ein solcher Schluß günstig für Sch..... ausfallen. Die finstern, mürrischen Züge des alten Werbers paßten genau zu dem lauernden, stechenden Blicke seines grauen Auges, und das haarentblößte, kahle Haupt gab dem ganzen Wesen dieses Mannes einen noch unheimlichern, menschenfeindlichern Anstrich. Nachdem er uns eine Weile, wie es schien, mit besonderem Wohlgefallen betrachtet hatte, da wir Beide sehr groß für unser Alter waren und derbe Binker zu werden versprachen, entwickelte er in fließender Suade eine mit vielen rhetorischen Figuren ausgeschmückte Serenade, welche uns unter dem Banner des brasilischen Kriegsgottes die malerischesten Perspective der lachendsten Zukunft eröffnete. Mit den Worten „von nicht fehlen können, sein Glück zu machen, von Reichthum, Ehre, hoher Würde, großen Ländereien" ꝛc. wurde mit der verschwenderischesten Freigebigkeit umhergeworfen. Der Sold der brasilischen Armee war, nach Schäffers Versicherung, gerade noch zweimal so gut, als der Englische. Auch selbst für die Neigun-

gungen feinerer Seelen hatte der große Menschenkenner Vorrath; denn er erzählte uns, wie oft junge Leute, die gleich uns, in früher Jugend in die weite Welt gegangen wären, von dort aus die Welt und ihre Heimath mit dem Ruhm ihrer Großthaten erfüllt hätten, und wie man nicht wissen könne, ob nicht ein ähnliches Loos auch für uns im Schooße der Zukunft schlummere u. s. w. Da wir, wie alle junge Leute, eine starke Meinung von uns hegten, so hielten wir natürlich das Letztere auch für ganz und gar nicht unmöglich. Ging Schäffern zuweilen der Athem bei diesen Rodomontaden aus, so hatte Neumann alsdann bereits die Trompete angesetzt, in welche er bald mit frischer Lunge blies. Nach einigen oberflächlichen Fragen, wie es um unsere Bildung beschaffen sei, wurden wir zu kaiserlich brasilianischen Cadetten der Cavallerie ernannt, erhielten von Schäffer die Versicherung, daß die brasilische Regierung alle Kosten unserer Equipirungen tragen würde und daß wir mit dem Transportschiffe „Wilhelmine" unsere Ueberfahrt bewerkstelligen könnten. Diese zwei letzten Punkte, man muß es bekennen, sind auch gehalten. Beim Abschied mußten wir einen Becher auf das Wohl des neuen Vaterlandes mit ihm leeren.

Indessen hatten wir uns doch einen Wisch von ihm geben lassen, in dem er in gehöriger Form und unter dem hochtrabenden Wappen Brasiliens bescheinigte, daß wir freiwillig uns auf den Zeitraum von 3 Jahren unter den erwähnten Bedingungen für den brasilischen Kriegsdienst anheischig gemacht hätten.

---

## Viertes Capitel.

### Ankunft am Bord der Wilhelmine.

Am zweiten Christfesttage erhielten wir die Weisung, uns am Bord des bei Glückstadt vor Anker lie-

genden Schiffes Wilhelmine zu begeben. Ein blankeneser Ewer brachte uns in einem fürchterlichen Wetter dahin. Bei der Teufelsbrücke hinter Ottensen nahm unser Fahrzeug noch einen Transport von hundert Mann ein. Ein Schauder ergriff mich, als ich zum ersten Male bei dieser Gelegenheit dieses zerrissene Gesindel erblickte, von denen Viele kaum ihre Blößen bedecken konnten und deren Betragen das Gepräge der Roheit und viehischesten Brutalität an sich trug. Die Meisten von dieser, aus abgerissenen, liederlichen Handwerksburschen und Umhertreibern bestehenden Gesellschaft waren betrunken. Das wilde Vivat, womit dieser Haufen unsern Ewer begrüßte, und das entsetzliche Gebrülle, „Brasilien ist nicht weit von hier," sagte dem Menschenkenner, daß nicht Freude diesen rohen Ausbruch veranlaßte, sondern daß es Verzweiflung war, die, mit der Resignation auf jedes künftige Erdenglück, alle andern Gefühle durch die ausgelassensten Excesse zu betäuben suchte. Was selbst die augenscheinlichste, drohendste Gefahr nicht vermocht hätte, das brachte der Anblick dieser Gesellschaft des Abschaums und der marternde Gedanke, ein Mitglied derselben zu seyn, in mir hervor: ich wankte zum ersten Male in meinem Beschlusse, denn noch stand es in meiner Macht, die Fesseln zu zerbrechen. Aber der Stolz erwachte in mir: dem Gedanken, als ein Feiger und Wankelmüthiger in den Augen meiner Bekannten zu erscheinen, mußte jede andere Rücksicht weichen und mit Gewalt bekämpfte ich die Gefühle der wogenden Brust.

Und doch gehörten diese Menschen noch zu der bessern Classe meiner Reisegefährten, denn Viele von ihnen trugen ein unverdorbenes, von Natur gut gebildetes Herz in der Brust, dessen bessere Regungen sie nur im Gefühl ihrer verzweifelten Lage durch Excesse aller Art zu beschwichtigen und zu übertäuben sich bemühten und wozu sie das ansteckende Beispiel schlechterer Cameraden verleitete. Die unbeneidete Be-

kanntschaft mit einer schlimmern Rotte war mir noch vorbehalten; diese bestand nämlich aus den mecklenburgischen Sträflingen, welche Schäffer zu Mitbürgern seines neuen Vaterlandes gewählt hatte, und die mit Ketten und Banden, aus Räubern und Mördern bestehend, an Bord des Schiffes gebracht wurden und wovon ein Transport mit uns zugleich anlangte.

Mit welchem zermalmenden Gefühle ich unter diese Mordbande trat, ist nicht zu beschreiben. Wie der Mensch, dessen ganzes Lebensglück ein plötzliches ungeheures Schicksal zerschmettert, beschämt, zerknirscht, vernichtet stand ich unter dem Haufen und wie der Sturm mit seinem hohlen Tosen in dem Tauwerke des Schiffes und durch die winterliche Natur, die ausgestorben und verödet war, tobte, zeigte auch das Innere meiner Brust ein ähnliches Nachtstück, das kein freundlicher Stern durchschimmerte. Mit dem Hinaufsteigen am Bord des Schiffes war unwiederbringlich die Brücke, die mir bis jetzt einen Rückzug gelassen hatte, gesunken. Die Würfel meines Verhängnisses waren einmal gefallen und resignirend und in dumpfem Hinbrüten ergab ich mich in mein Schicksal.

Indessen muß ich gestehen, daß sich auch viele junge, höchst rechtliche Leute am Bord des Schiffes befanden. Unter diesen zeichneten sich einige Studenten, der Schiffsarzt, der Chirurg und der Apotheker aus, mit denen ich bald ein freundliches Verhältniß anknüpfte; und so lächelten die Silberblicke der Freundschaft auch durch unsere düstere Gegenwart und die Hoffnung ließ auf dem dunklen Hintergrunde der Zukunft ihre lachendsten Bilder vorüberziehen, die indeß nur Phantasiestücke bleiben und nie in die Wirklichkeit treten sollten.

# Fünftes Capitel.

## Das Schiff Wilhelmine.

Das Schiff Wilhelmine war ein großer Dreimaster und seine innere Einrichtung ungefähr also:

Die Cajüte war für den Capitain, die beiden Steuerleute und das von dem Major Schäffer ernannte Officiercorps eingerichtet. Das Mitteldeck hatte zwei Abtheilungen, die größere für das Militär und die kleinere für die Verheiratheten und Kolonisten. In jeder dieser Abtheilungen waren Schlafstellen (Cojen) drei über einander angebracht. Eine solche Coje diente einer oder zwei Kolonistenfamilien zur Schlafstelle und mit einem so enggedrängten Lager mußten sich ebenfalls sieben Soldaten begnügen, die denn zur Ersparung des Raums eine Lage der Gegenfüßler annahmen, nämlich wo der erste Ruhesuchende sein müdes Haupt hinlegte, placirte sein Nebenmann die Beine und streckte den Kopf neben die Füße des Erstern. Der Dritte nahm alsdann wieder die Lage des Erstern, der Vierte die des Zweiten u. s. w. an. Das Unbequeme einer solchen Einrichtung ist ohne Commentar einleuchtend. Wollte der Siebente, also der letzte Cojengenosse, aufstehen, so war er erst genöthigt, über seine sechs Vorderleute wegzuklettern, ein Manöver, welches jedesmal mit einigen derben Kernflüchen von Seiten der in der Ruhe Gestörten begleitet war, auch häufig zu noch nachdrücklichern Argumenten Anlaß gab. Uns vier Cadetten hatte man eine besondere Coje angewiesen, welches als keine kleine Gunstbezeugung anzusehen war und als solche auch gewürdigt wurde. Die Matrosen waren in ihrem gewöhnlichen Aufenthalte, dem Loche beim Kiele über der Hölle.

## Sechstes Capitel.

### Das Officiercorps und die übrige Mannschaft.

Das Officiercorps dieses Schiffes, welches der Major Schäffer für den brasilischen Militairdienst angenommen hatte, bestand aus folgenden Individuen:

1) Major und Ritter von Ewald, Commandant des Schiffes.
2) — Heise.
3) Rittmeister Liljenhoeck.
4) Capitain von Suckow.
5) Lieutenant Meyer.
6) — Hartmann.
7) Fähnrich Bornemann.
8) — Lackemann.
9) — von Uslar.
10) — von Gull.
11) — von Struve.
12) — von Hamelberg (wurde später Sergeant.)
13) — Haase.
14) — von Weddig.
15) — von Hadermann.

Während der Reise herrschte unter diesem in der That traurigen Officiercorps ein solcher Geist der rohesten Intrigue und Erbärmlichkeit, der den unparteiischen Beobachter mit Widerwillen und Abscheu erfüllen mußte. Dem Commandanten des Schiffes, der zu jedem andern, als zu einem solchen Posten berufen war, fehlte jene Energie und Entschlossenheit, die den standhaften Mann in allen Lagen des Lebens charakterisiren. Sein sarkastisches Lächeln mit dem lauernden Blicke, Blößen an seinen Cameraden zu entdecken, um seiner höhnenden Persiflage selbst in Augenblicken, wo ein freundschaftliches Band ihn mit seinem Mitmen-

schen zu umschlingen schien, den Zügel schießen zu lassen, seine kriechende, höfische Geschmeidigkeit gegen Höhere, entfernten die Herzen der Soldaten von ihm. Die Strafen, womit er seine Untergebenen belegte und mitunter belegen mußte, nahmen durch einen sardonischen, hämischen Zug einen noch schärfern Stachel an und selbst seine Gunstbezeugungen waren mit einer so eignen Mischung jener hervorstechenden Züge bezeichnet, daß sie statt Dankbarkeit nur ein beschämendes Mißbehagen erweckten. Das gewöhnliche Geschwisterpaar, Feigheit und Eitelkeit, bildeten die Grundzüge seines Charakters. Bei einer Execution, die der Kaiser Dom Pedro später in hocheigner Person unter dem 2. und 3. deutschen Grenadierbataillon, wegen Stürmung der Carioccawache, vornehmen ließ, verwendete sich der Major von Ewald, dermaliger Commandant des 3. Grenadierbataillons, für einen zu 100 Stockschlägen verurtheilten Corporal seines Bataillons. Der Kaiser wies ihn ungestüm zurück. Als er dessenungeachtet zum zweiten Male intercedirte, geruhte Se. Majestät, ihn mit höchsteigner kaiserlicher Hand mit einem halben Dutzend Jagdhieben mittelst der Reitpeitsche zu beehren. Was würde ein männlicher Bataillonscommandant gethan haben? Ich weiß es nicht, aber E.... steckte die kaiserliche Züchtigung geduldig bei, von dem Grundsatze ausgehend: **il faut faire bonne mine au mauvais jeu.** Niemals ist die Eitelkeit, die sich mit der Hoffnung auf Ordensbänder geschmeichelt und auf das Engste vertraut gemacht hatte, bittrer getäuscht, als durch jenes kaiserliche Ungewitter, und als ihm die Sonne der fürstlichen Huld schon wieder lächelte, strahlte der Regenbogen der Iris noch in verschiedenen Farben auf dem Rücken des Ritters.

Der Major H..... war Soldat. Er hatte den Unabhängigkeitskrieg unter Bolivar mitgemacht und fürchtete sich weder vor der Klinge, noch dem Pisto-

lenmunde. Sein würdevoller Anstand und seine Freimüthigkeit gewannen ihm die Liebe der Soldaten. Uebrigens liebte er, wie fast alle Jünger des Kriegsgottes, die Freuden des Bacchus, die bei ihm in schwachen Augenblicken Gestalten und Träume ins Leben treten ließen, die seine Feinde nur zu oft zu seinem Nachtheile zu benutzen wußten.

Ein von beiden verschiedener Charakter war der des Hauptmanns S..... — In diesem Körper, der seine acht und dreißig Jahre etwas schnell verlebt zu haben schien und noch den Nachsommer ehemaliger Schönheit zeigte, aber schon jetzt in der Blüthe des Mannesalters jene Spuren an sich trug, die von einer Uebersättigung in den Genüssen der Ausschweifung zeugen, eine Behauptung, der Gicht und Podagra den heiligen Stempel der Wahrheit aufdrückten, in diesem kränklichen Körper wohnte ein Geist, der nur in den Geweben der Intrigue und einer schmutzigen Aufhetzerei das glänzendste Talent und eine hämische Schadenfreude zeigte. Unter der verführerischen Hülle der Verstellung und im Bunde mit hoher Frechheit, die sich auf der kecken Stirn lagerte, bildete er eine Partei, deren Seele er war und die sich blindlings zu seinen unlautern Zwecken mißbrauchen ließ. Ein um so gefährlicherer Charakter, als persönlicher Muth mit den eben beschriebenen Eigenthümlichkeiten gepaart war.

Der Schwede, Rittmeister Liljenhoeck zeigte fast immer ein freundliches, sanftmüthiges Aeußere und nur in unbewachten Augenblicken ahnete man, daß unter dieser schlüpfrigen Hülle ein Herz schlug, das ganz entgegengesetzte Leidenschaften beherbergte. So schweigt der Vesuv auch eine Zeit lang, bis er, Zündstoff und Brennmaterialien hinreichend gesammelt habend, seinen Flammenrachen öffnet und die Hütten der friedlichen Winzer, die sich an seinem Fuße niederließen, in seinem Feuermeere mit fortwälzt. Im Norden von Europa hatte er sich durch demagogische Umtriebe bekannt

gemacht, und wer weiß, in welchem Lichte er erscheinen würde, hätte die Zukunft den geheimnißvollen Schleier, womit er sich umhüllte, gelüftet. Sein baldiger Tod setzte seinem unruhigen, stürmischen Leben ein Ziel.

Das übrige Officiercorps zu beschreiben, würde nicht der Mühe werth seyn: sie bildeten die Trabanten, die sich um jene vier temporären Sonnen drehten und Licht und Wärme von denselben erhielten. Was für traurige Subjecte darunter waren, möge der geneigte Leser indeß daraus beurtheilen, daß, als wir in die Gegend des Aequators kamen, der Commandant v. Ewald dem Fähnrich v. H—g einen zufällig von Luftwolken gebildeten Streifen am Himmel mit dem Bemerken zeigte, daß es die Linie wäre. Lange starrte der vier und dreißigjährige Fähnrich den Himmel, wie die Kuh das neue Thor an, und antwortete alsdann mit der ernsthaftesten Miene von der Welt und mit dem Gefühl getäuschter Erwartung: „also das ist die Linie? Ich habe geglaubt, daß sie ganz anders aussähe.“ Dieser merkwürdige Astronom galt noch für einen der gebildeten Officiere! — Andere unter ihnen waren von Schäffer für die Reiterei angenommen, und glaubten demnach während der Seereise Sporen, die an ausgezeichneter Länge denen des Schwedenkönigs Carl XII. wenig nachstanden, tragen zu müssen, eine Thorheit, die sie mehr als einmal durch ein unfreiwilliges Manöver mit der Nase auf das Deck büßen mußten, weshalb sie dem Witze der übrigen Schiffsbewohner zur Zielscheibe dienten.

Das übrige Schiffspersonal bestand aus den verschiedensten Elementen der deutschen Bevölkerung, aus ungefähr einigen funfzig Colonistenfamilien größtentheils aus dem Hessen-Darmstädtischen, und gegen sechs hundert und funfzig Soldaten, worunter hundert und sechzig mecklenburgische Sträflinge.

Es würde zu weitläuftig seyn, alle die Ereignisse

zu erzählen, die täglich, ja stündlich auf einem so gedrängten Schauplatze, als ein Schiff mit circa 900 Köpfen, vorfallen mußten. Die Bühne des Schauspiels wurde nie leer und die Rollen waren unter einer Ueberzahl von Acteurs und Actricen vertheilt.

---

## Siebentes Capitel.

### Schäffer als Redner und Gesetzgeber.

Der Held des großen tragi-komischen Schauspiels, Major Schäffer, beehrte zuweilen seine Heerde am Bord des Schiffes mit seinem Besuche, bei welchen Gelegenheiten der Mannschaft eine außerordentliche Ration Schnaps verabreicht wurde. Nachdem der würdige Apostel der neuen Welt in der Cajüte mit den Officieren die gehörige Dosis Begeisterung aus den Weinflaschen geschöpft zu haben glaubte, ließ er die Mannschaft auf dem Verdecke versammeln und hielt mit etwas stammelnder Zunge einige salbungsreiche Reden, die als Prachtstücke der Rhetorik der Vergessenheit entrissen zu werden verdienten. Ein donnerndes Hurrah der versammelten Menge, die sich sogar in die höchsten Masten verstiegen hatte, um den Gefeierten in seiner ganzen Glorie betrachten zu können, begleitete jede Kraftphrase des begeisterten, weinglühenden Redners. Dom Pedro, den er den Großen nannte, Brasilien, das Land der Freiheit und der Glückseligkeit, wo Milch und Honig fließen und dessen Gold- und Diamantgruben er den lüsternen Blicken seiner Zuhörer zeigte, Reichthum und Herrlichkeit, waren die beständigen Echos in diesen Rodomontaden. Alsdann wurde das Schiffsreglement für die Dauer der Seereise abgelesen, welches wie die leichenbedeckte Umgegend des Bohon-Upas gegen die Gefilde der Freude und des Lebens in Vergleich der eben ge-

haltenen Reden abstach. Fast jedes Verbrechen wurde mit dem Tode belegt, so daß man versucht ward, diesen frère terrible für den Drako des neunzehnten Jahrhunderts anzusehen. Zum Schlusse wurde unter dem Donner der Schiffsstücke dem neuen Vaterlande, seiner erlauchten Herrscherfamilie und ihm, dem großen Propheten des gelobten Landes ein weit schallendes Vivat gebracht, worauf der Ritter mit etwas unsicherer Haltung in seinen Ewer zurückkehrte und der Vorhang des großen Drama's fiel.

Von solchen Komödien, wo seiner Eitelkeit reichlich Weihrauch dargebracht wurde, war er ein großer Freund und soll solche auf allen Transportschiffen zur Genüge haben aufführen lassen.

---

## Achtes Capitel.

### Vorschmack des Seelebens.

Um die für unser Schiff bestimmte Mannschaft zu completiren, mußten wir noch über fünf Wochen bei Glückstadt auf der Elbe liegen. Dieser Aufenthalt in der rauhen Jahreszeit war höchst unangenehm, und obgleich eine längere Seereise für den Neuling höchst ermüdend und langweilig ist, so ist sie dennoch nicht mit der schrecklichen Einförmigkeit zu vergleichen, womit jeder Tag des längern Aufenthalts auf einem auf der Rhede liegenden Schiffe hingegähnt wird. Unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt und wir erhielten eben keinen süßen Vorgeschmack vom Seeleben, das für den Neuling immer viel Abschreckendes an sich trägt, und nur Zeit und Gewohnheit lassen ihm diejenigen Reize abgewinnen, die der Seemann darin findet und die er für alle Zauber und Vergnügen des Landlebens nicht vertauschen möchte. Ich habe später selbst die Erfahrung gemacht, daß

ganz eigne Genüsse dem Seemann aufgespart sind und ihn in der Regel mit einer praktischen Philosophie ausrüsten, mit der die Theorien von meist unfruchtbaren Systemen nicht den Vergleich aushalten. Ganz im Gegensatze des wandelbaren Elements, das dem Seemann zur Heimath angewiesen ist und wo Sturm und Sonnenschein, das Bild des Menschenlebens, abwechseln, ist ihm, von beständigen Gefahren umringt, ein fester Charakter und ein eiserner Gleichmuth geworden, die Sturm und Stille, Glück und Unglück selten tief zu erschüttern vermögen. Rauh und unfreundlich ist sein äußeres Wesen, aber wie die rohe Muschel die kostbare Perle verschließt diese rauhe Hülle ein Herz voll der reinsten Menschenliebe und stets bereit, dem leidenden Mitbruder zu helfen. Ihm, der so häufig Gelegenheit hat, unter nahen und fernen Zonen den unendlichen Himmel zu betrachten, wo bald im Glanzgewande des Südens, die Zauberfeier einer hellen Mondnacht und die unzähligen hell leuchtenden Sternbilder ihn entzücken, bald die Nordstürme auf sturmbeladenen Flügeln dicke Wolkenhaufen über seinen Scheitel thürmen, ihm ist ein tiefes Gefühl der Religiosität eigen. Er weiß es, daß unter dem tiefblauen Kleide des reinsten Himmels im Gesäusel des günstigsten Windes ein höheres Auge auf ihn herunter blickt, so wie daß im Sturme der schrecklichsten Nacht, wenn jedes Sternbild verschwunden ist und kein Strahl der Hoffnung mehr leuchtet, das Steuer des lecken Schiffes einer höhern Hand anvertraut ist.

Ein eigentlicher Winter war der von 1825 nicht zu nennen: die Schifffahrt auf der Elbe blieb während des ganzen Hornungs geöffnet. Desto häufiger waren Stürme mit Regen und Schneeschlacker vermischt. Bei Glückstadt auf der Elbe erlebten wir schon so häufige Stürme, daß wir genöthigt waren, alle drei Anker fallen zu lassen. In einer Nacht, wo die bekannten

Sturmfluthen mit besonderer Heftigkeit tobten, verunglückten mehrere um uns her liegende Schiffe; eins derselben wurde in die unter Wasser stehende Stadt geschleudert; wenig hätte gefehlt, daß auch unser Schiff in dieser schrecklichen Nacht ein gleiches Schicksal theilte.

---

## Neuntes Capitel.

### Seereise.

Endlich Anfangs Februar wurden die Anker gelichtet und das Signal zur Abfahrt gegeben. Der Ritter von S..... begleitete uns unter einem ähnlichen, als dem schon erwähnten Ceremoniel bis nach Cuxhafen, wo er uns verließ und wir bald darauf in die Nordsee stachen. Schnell verschwanden die flachen Ufer Deutschlands im Nebel des unfreundlichen Wintertages und ein banges, vielleicht letztes Lebewohl wünschten wir den zurückgelassenen Lieben im Vaterlande. So weit das Auge reichte, erblickten wir nichts als Himmel und Wasser und unheimlich, dunkel und stürmisch, wie unsere Zukunft, umgab uns das tückische Element. Alle die Auftritte zu beschreiben, die täglich auf dem Schiffe vorfielen, würde den unbescheidenen Raum eines Folianten erfordern. Das unfreundliche Wetter, welches uns bisher bestürmt hatte, begleitete uns bis in die sogenannte spanische See, wo uns ein achttägiger Sturm heimsuchte. Es äußert immer auf die Standhaftigkeit des Mannes einen nachtheiligen Einfluß, einen gefährlichen Sturm in Gesellschaft vieler Menschen, namentlich von Frauen, zu erleben. Das Gejammer und Gewinsel der Meisten, die entweder wirkliche oder eingebildete Gefahren sehen, bringen eine eigne Stimmung des Mißmuths und der Unbehaglichkeit hervor. So auch hier; ich habe in spätern Jahren grimmigere Stürme und Gefahren auf der See, aber nur in Gesellschaft von Seeleuten er-

lebt: doch nie ist jene Standhaftigkeit von mir gewichen, die der Mann auch in der Stunde seines gewissen Unterganges behaupten soll und die der Gedanke, daß alles unzeitige Klagen fruchtlos und nur im kräftigen Handeln allein Rettung zu hoffen ist, noch mehr befestigt. Der Commandant, der mehr zum Hofmanne geeignet war, als die Beschwerden eines Soldaten zu ertragen, so wie die Meisten vom Schiffspersonale waren seekrank. Erst als wir in freundlichere Regionen kamen und dem malerischen Madeira vorbeigesegelt waren, wo der grämliche Neptun die Falten seines finstern Aeußern glättete und der sanft wallende azurne Schleier des unendlichen Elements in den wunderbaren Phantasmagorien der südlichen Sonne schimmerte, regte ein fröhlicher Impuls das Schiffspersonale zu einem neuen Leben an.

Unter dem Aequator wird auf den Schiffen das sogenannte Neptunsfest begangen. Neptun erscheint nämlich im Gefolge einiger kräftigen Tritonen, um alle diejenigen zu taufen, die noch nicht die Linie passirten. Dieses Fest wurde auch auf unserem Schiffe gefeiert. Das Kostüm und die plastischen Umrisse dieser Meerungeheuer standen eben so sehr in Widerspruch mit den Attributen, mit denen das an die Gesetze hoher idealischer Schönheit gewöhnte Gefühl des sinnigen Griechen jene Wesen seiner romantischen Götterlehre zu schmücken wußte, als die Roheit dieser Auftritte mit der feinen Anordnung der Spiele in den Hainen Poseidons in Einklang oder Vergleichung zu bringen war. Ohne Barmherzigkeit wurde jeder, vom Commandanten bis zum Schiffsjungen, von diesen Meerungeheuern ergriffen und einige Pätzen (Schiffseimer) über Kopf und Leib belehrten ihn, daß er zum ersten Male die Linie passire. Unter einer Bevölkerung von achthundert, also sehr verschieden gebildeten Köpfen konnte ein solches Fest unmöglich ohne Excesse ablaufen: der Ausgang war, wie die meisten deutschen Volksfeste, durch

einige Schlägereien verherrlicht. Das traurige Officiercorps, das sich an diesem Tage mit der größten Unmäßigkeit dem Genusse spirituöser Getränke zu überlassen Gelegenheit hatte, gab durch sein unwürdiges Betragen das Signal und die mecklenburgische Gesellschaft, wie früher durch eiserne, jetzt durch psychologische Bande eng vereinigt, nahm eine drohende Miene an. Der Sturm wurde indeß noch glücklich beschworen. Ein Glück war es, daß der größere Theil auf diesem Schiffe aus rechtlichen Leuten bestand, die jener Bande aus eignem Antriebe die Stange hielten, sonst würde das erbärmliche Officiercorps sein pöbelhaftes Betragen durch ein unfreiwilliges Bad in dem atlantischen Ocean gebüßt haben. Daß diese Ueberfahrten nicht immer friedlich abliefen, davon lieferte das Schiff Germania, Capitän Voß, Commandant v. Kiesewetter, ein willenloser, unbärtiger Knabe, einen traurigen Beleg. Auf diesem Schiffe wurde ein wirklicher Justizmord begangen, indem nur sieben unschuldige Menschen zum Tode verurtheilt, aber acht erschossen wurden.

Da wir keinen Geistlichen am Bord hatten, so hatte mich der Commandant, ungeachtet meines feierlichen Protests, nichts weniger als Kenntniß von der Gottesgelahrtheit zu besitzen, mit dem Anfertigen der Predigten beauftragt. Ich mußte also mich wohl bequemen, auf jeden Sonntag eine Rede zusammen zu drechseln, die dann von dem Hauptmanne v. Suckow dem versammelten Schiffspersonale vorgelesen wurde. Man kann denken, was dies für Prachtstücke gewesen seyn mögen, denn ein Paar alte Weiber, die sich auch mit am Bord des Schiffes befanden, wurden bis zu Heulen und Schluchzen davon gerührt. In welchem Winkel diese Predigten jetzt schlummern mögen, mag Gott wissen, so viel aber ist gewiß, daß durch ihren ewigen Schlummer die deutsche Kanzelberedtsamkeit nicht das Mindeste einbüßt.

Mein Lieblingsplatz während der Reise war im großen Mast, wo ich mich oft ganze Nachmittage entweder mit dem Studium der portugiesischen Sprache beschäftigte, oder mich dem Zauberspiele der ewig jungen Phantasie überließ, die ihre Träume hinüberführte in das dunkle Gebiet der Zukunft. Oft war ich im Anschauen jener zauberartigen Mondscheinnächte verloren, die auf dem atlantischen Ocean in unbeschreiblicher Feier entzücken. Ueber uns wölbt sich der tiefblaue südliche Himmel mit seinen funkelnden Sternbildern geschmückt; majestätisch wandelt der Mond seine stille Bahn und spiegelt sein leuchtendes Bild in den dunkeln Fluthen, die mit geheimnißvollem Rauschen die Tiefen des ungeheuren Reichs decken. Sanft wiegt sich das Schiff auf dem zitternden, schwankenden Spiegel, woraus uns die goldnen Sterne freundlich entgegen nicken, gleich den Tröstungen der Religion durch die Nacht des Menschenlebens. Die still erhabene Friedensfeier, worin das ganze All gehüllt ist, stimmt das Gemüth zur Andacht, und mit dem Gedanken, daß nur ein gütiges Wesen ein solches Prachtgebäude hervorgerufen haben könne, senkt sich Ruhe und Trost in das verwaiste, wunde Herz.

---

## Zehntes Capitel.

### Ankunft in Rio de Janeiro.

Endlich am 14. April 1825 stieg die Küste Brasiliens erst in schwachen, dann immer deutlicher werdenden Umrissen in kräftiger Schöne aus dem Schooße der Thetis. Die Ansicht derselben ist imponirend und höchst malerisch. Man segelt an hohen schroffen Felsgebirgen mit phantastischen Kuppen und Hörnern in immer abwechselnden Formen vorüber, auf deren Gipfel Kränze hoher, majestätischer Palmen, das Wahrzeichen

aller Tropenländer, prangen. Der Blick verliert sich in die wilde, erhabene Natur, die weit aus dem Innern aus hohen Urgebirgen hervorstarrt, die wunderbar contrastiren mit dem freundlichen, entwölkten Himmel, der im Silberlichte der tropischen Sonne einen entzückenden Eindruck auf den Nordländer äußert. Die Brandung bricht sich schäumend an dem hohen und krummen Felsengestade und ihr monotoner Tact verkündet allein Leben in der schweigenden Schöpfung.

Da liegt nun das Land der Hoffnung vor uns und die immer geschäftige Phantasie flattert, wie der Schmetterling von Blume zu Blume, von einer romantischen Ansicht zur andern, um ihre bunten Zauberbilder der malerischen Landschaft anzupassen. Die großen, begeisterten Stunden, in denen die Jugend ihre stolzen und lieblichen Pläne baut, ziehen verschwistert ein in die wogende Brust mit den Phantasmagorien jener wunderbaren Schwärmerei, deren Träume das herrliche Tropenland zu seliger Nachfeier und heiterm Weiterspinnen wieder ins Leben ruft.

Am 22. April vor Sonnenaufgang liefen wir in den Hafen von Rio de Janeiro. Welcher Pinsel malt die Prachtscene der großartigen Natur. Beim Eingang zwischen den Forts Santa Cruz und Praya-Vermelha am Fuße des Zuckerhuts, eröffnete sich vor unserm Blicke das große Amphitheater, welches den Hafen bildet, der von einem Kranz von Bergen eingefaßt ist und auf dessen Fläche sich Tausende von Schiffen wiegen; links prangt die riesige Stadt mit ihren weißen, massiven Gebäuden und den vielen Kirchen und Klöstern, womit die Scheitel der Berge geschmückt sind. Rechts längs der Meeresstraße, Rio gegenüber, zieht sich das Städtchen Praya grande mit seinen malerisch belegenen milchweißen Landhäusern hin, die aus dem dunkeln Laube der Orangen- und Pomeranzenwäldchen freundlich hervorblicken, und um der herrlichen Scene noch ein magischeres Colorit umzuwerfen,

steigt eben in kräftiger Jugend der ätherblaue Tag aus dem Schooße des Meeres und Purpurwolken und flammender Morgenglanz verschmelzen sich in farbiger Strahlenbrechung, die wild phantastischen Häupter des Orgelgebirges zu krönen. Wie der zitternde Strahl des erwachenden Morgens dahin gleitet über den schwankenden Spiegel der bläulichen Fluth, der Thau auf dem Immergrün der Berge funkelt und seine Silberstrahlen von sich spielt, wie sein Glanzwasser den Diamant! Wie die feierliche Natur da prangt gleich einem geweihten Dom in der Frühlingsweihe ewiger Jugend, und siehe die hohe Priesterin, Sonne, erscheint, vor ihren Lichtmassen erlöschen die schwindenden Sterne, die große Hymne jauchzt hinauf an die ewige Wölbung des Himmels und Millionen Wesen trinken Leben und Freude aus dem Feuerkelche nimmer versiegender Liebe.

Mit uns zugleich kamen mehrere Sclavenschiffe herein. Für den Europäer, der dies nie sah, bleibt es immer ein niederschlagendes Schauspiel. Wir bedauerten das Loos der armen Schwarzen von ganzem Herzen; ach! es ahnete uns nicht, daß uns kein besseres Schicksal erwartete.

Endlich um acht Uhr Morgens, dem Seearsenal gegenüber, bei der Schlangeninsel (Ilha das Cobras) fiel der Anker. Bald darauf kamen mehrere deutsche Soldaten von Rio am Bord, um zu sehen, ob Einer oder der Andere ihrer Bekannten sich vielleicht auf unserm Schiffe befände. Sie wurden von hundert Neugierigen zugleich mit der Frage bestürmt, wie es in Brasilien gehe? Man hätte diese Frage ersparen können: das kränkliche, leidende Aussehen dieser Philbrasilier, ihr unsteter, finsterer Blick, aus dem Mißmuth und Verzweiflung sprachen, bezeugten sattsam, daß ihr Schicksal nicht beneidenswerth sei!

## Eilftes Capitel.

### Das Herrscherpaar von Brasilien.

Bald darauf, als der Anker gefallen war, kam Monsenhor Machado de Miranda, General-Inspector der ausländischen Colonisation, um uns auf einen Besuch J. J. K. K. M. M. vorzubereiten. Monsenhor ist ein hochbetagter Greis, der durch seine einnehmende Freundlichkeit leicht das Vertrauen und die Liebe der Deutschen gewann. Er galt damals allgemein für einen großen Gönner und Beschützer der deutschen Auswanderer. Später zeigte er sich jedoch in ganz anderem Lichte, und es ergab sich, daß unlautere Triebfedern auch ihn bewegt und nichtswürdige Schmeichler einen Nimbus um ihn geworfen hatten, der ihm nicht zukam. Hier möge die Bemerkung genügen, daß er ein reicher Mann auf seinem Posten als General-Inspector der Colonien geworden ist.

Dom Pedro und seine Gemahlin ließen nicht lange auf sich warten, sondern kamen bald darauf im Gefolge einiger Generale und Kammerherrn am Bord. Der Kaiser, obgleich nicht schön, hat ein gefälliges Aeußere; sein Körperbau ist harmonisch. Die Stirn beschattet eine Fülle schwarzer, krauser Haare und die von einem Gegenstande zum andern springenden Augen sind dunkel und glänzend; die Nase etwas gebogen, der Mund regelmäßig und mit weißen Zähnen verziert. Die dunkeln Blattern in seinem Gesichte haben nicht das Abstoßende, das ihnen bei andern Personen eigen ist und werden durch einen gewaltigen Backenbart versteckt. Seine Haltung ist edel und ließ in ihm auch in seiner einfachen Kleidung den Herrscher erkennen. Ein weißer runder Hut, ein buntseidenes Halstuch nach Art der Matrosen nachlässig um den Hals geworfen und auf der Brust geknotet, ein brauner Oberrock von leichtem Sommerzeuge, ein Paar weiße Beinkleider und Stiefel mit silbernen Sporen

vollendeten den einfachen Anzug dieses Beherrschers eines der größten Reiche der Erde.

In seiner Gemahlin konnte man auf den ersten Blick die Habsburgerin erkennen. Das blonde Haar und das blaue Auge verrathen den germanischen Ursprung. Ihre sonderbare Tracht scheint mehr einer Manns-, als Frauens-Garderobe entlehnt zu seyn. Ein runder Mannshut, Beinkleider nach Art der Männer, eine Tunica, über diese ein Amazonenkleid und Reiterstiefel mit dicken, massiven silbernen Sporen geben ihr ein männliches Ansehen und benehmen ihr jene Anmuth und Grazie, wodurch das Weib allein herrscht und unwiderstehlich wird. Ihren hochrothen Teint schrieben Einige dem Klima zu, Andere aber meinten, daß er nicht allein vom Quellwasser herrühre.

Während der Ueberfahrt hatte auf unserem Schiffe die größte Gesundheit geherrscht, die Lebensmittel waren hinlänglich und gut gewesen, das Ansehn der Leute ließ daher nichts zu wünschen übrig, es war kräftig und gesund. Wir hatten nur Wenige durch den Tod während der Ueberfahrt verloren. Zwei Kinder wurden auf der See geboren und können daher auf ein eigentliches Vaterland keine Ansprüche gründen. Der Kaiser betrachtete mit sichtbarem Wohlgefallen die Ankömmlinge, hauptsächlich gefielen ihm Leute von ausgezeichneter Länge, zu deren Größebestimmung er keinen Anstand nahm, seine kaiserliche Person zum Maaßstab zu gebrauchen, und mit dem zu Messenden eine ähnliche Stellung zu bilden, als diejenige, durch welche die Alten im Janus Vergangenheit und Zukunft allegorisch versinnlichten. Wollte er sich mit dem Einen oder dem Andern in ein Gespräch einlassen, so rief er seine Gemahlin mit den Worten: Senhora, faz o favor, (Madame, seyen Sie so gut, eine Formel, deren sich in Brasilien jeder Neger gegen die schwarze Dame seines Herzens bedient), und

ersuchte sie, den Dollmetscher zu machen. Die Letztere hat ganz die Wiener Mundart.

Auch bei dieser Gelegenheit hatte die Kaiserin Gelegenheit, dem Zuge ihres edlen Herzens zu folgen. Unter den Colonistenkindern befand sich ein kleines, recht artiges Mädchen von ungefähr vier Jahren. Dieses Kind gefiel ihr besonders: sie nahm es sogleich mit mütterlicher Liebe auf und versprach, es mit ihren eignen Kindern erziehen zu lassen. Sie hat Wort gehalten und nur ihr frühzeitiger Tod hat sie verhindert, das Lebensglück dieses Kindes noch fester zu begründen.

Unter den Sachen und Geschenken, welche Schäffer mit unserem Schiffe an das Herrscherpaar gesandt hatte, befanden sich sonderbare Gegenstände. Bisher war es nur Sitte gewesen, daß Fürsten ihren Unterthanen ihr Bildniß zum Geschenk machten, aber Sch., dieser deutsche Don Quixote des 19. Jahrhunderts, glaubte den Gebrauch umkehren zu müssen, und so sandte er dem Herrscherpaar die schlecht getroffene Copie seiner widrigen Physiognomie mit dem Decoratum: „Weltumsegler."

---

## Zwölftes Capitel.

### Das deutsche Corps in Brasilien.

Inzwischen waren Anstalten zu unserer Ausschiffung gemacht worden. Im Seearsenale, welches der Schlangeninsel gegenüber sich unter dem Felsengestade des Klosters Sao Bento längs dem Quai hinzieht, hielt der Kaiser nochmals Musterung über die Soldaten. Wer nur irgend tauglich war, mußte dem Kalbfelle folgen, unberücksichtigt, ob er der einzige Sohn alter Eltern war, die dann ohne irgend eine Stütze nach der Colonie gesandt wurden. Nachdem dem neuen

Herrscher ein Vivat gebracht worden, dem man es anhörte, daß der Begeisterungsparoxysmus, in dem Viele geschwindelt hatten, durch die eingelaufenen Nachrichten über das zu erwartende Schicksal bedeutend nachgelassen hatte, wurden wir nach dem Quartier geführt. Die Colonisten transportirte man nach Armaçao, großen Thranniederlagen am gegenüber liegenden Hafenufer, von wo aus sie einige Monat später nach der Colonie St. Leopoldo geschafft wurden.

Ein prächtiges Benedictinerkloster auf dem Schitel eines Felsens, von dem die malerischeste Aussicht entzückte, war das Quartier des deutschen zweiten Grenadier-Bataillons. Hierher führte man auch uns. Feiste Mönche wurden hier in ihren frommen Betrachtungen durch den heillosen Lärm profaner Soldaten gestört, unaufhörlich wirbelte die Trommel durch die hohen Gänge des herrlichen Gebäudes, das zu einer ganz andern Bestimmung gestiftet war und durch die Stätte, nur der Verkündigung des Friedens und frommen Andachtsübungen geweiht, tönte der Waffenklang des Kriegs und der unheilige Gesang deutscher Ketzer. In den Zellen der Mönche hauf'ten Officiere und Unterofficiere und in den weiten geräumigen Sälen und Gängen trieben die Soldaten ihr wildes Wesen.

Deutsche Reiterei war nicht vorhanden, und die wenigen Mann, die sich von der brasilischen auf dürren Gäulen gezeigt hatten, waren nicht dazu geeignet, derselben Geschmack abzugewinnen. Die Herren, welche während der Seereise Sporen getragen hatten, durften also nur getrost dieselben wieder abschnallen, eine um so niederschlagendere Procedur für sie, da sie mit vielen hämischen Bemerkungen begleitet war. Es waren überhaupt für die Ausländer nur zwei Waffengattungen vorhanden, in denen sie Lorbeeren zu ernten hoffen durften: es gab nur Grenadiere und Jäger; und auch über diese entschied nicht Wahl oder Neigung, sondern körperliche Größe. Cadetten kannte

man unter dem deutschen Corps nicht, und ungeachtet meines solennen Protestes, den ich in französischer Sprache bei Monsenhor da Miranda und bei dem Kriegsminister einreichte und laut darin wegen Gewaltthätigkeiten declamirte, wurde ich dennoch als Corporal unter die Grenadiers gesteckt.

Die ersten zwei Tage, welche wir neuen Ankömmlinge vom Exerciren befreit waren, ließen mir hinlänglich Muße, einige Beobachtungen über das hier geschaarte deutsche Corps anzustellen. Die Wallensteinschen Raubschaaren waren in Vergleich mit dieser deutsch-brasilischen Cohorte noch glänzend zu nennen. Officiere, Unterofficiere und Soldaten lebten auf dem Fuße gemeiner Vertraulichkeit und das brüderliche Du, das gewöhnlich unter ihnen herrschte, verrieth diesen herrlichen Gemeingeist oder vielmehr gemeinen Geist. Soldaten und Officiere sah man aus einer Flasche trinken und, wenn sie ihre beiderseitige Neigung hinlänglich befriedigt hatten, mit echt jacobinischer Philosophie die Verschiedenheit der Stände verachtend, das Porte d'épée neben dem Tambourbandaliere schnarchen und Kräfte zu neuen Niederlagen sammeln. Gewöhnlich aber nahmen diese Festivitäten einen ernsthaftern Charakter an, denn so ungeheure Ausdehnung auch der Tummelplatz hatte, auf dem sie ihre gegenseitige rohe Satyre und zügellosen Gemeinheiten umhertreiben ließen, so hatte doch auch dieser, wie Alles auf der Erde, seine Grenzen und wenn die Schandreden und Infamien, womit sie sich gegenseitig bewirtheten und die die gewöhnliche Würze der Unterhaltung ausmachten, den höchsten Grad erreicht hatten, so wurde die noch weitere Beweisführung den Fäusten überlassen, die denn auch keinen Anstand nahmen, sofort ihre Ueberlegenheit zu bethätigen. Hatte der Gemeine den Sieg bei diesen Ordalien davon getragen und den Officier zum schimpflichen Rückzuge genöthigt, so wußte der Letztere alsdann bald Gelegen-

heit zu finden, sich an Jenem zu rächen und ihn wegen irgend eines Vergehens, wahr oder erdacht, der barbarischen Strafe einiger hundert Hiebe würdig zu empfehlen, so wie denn überhaupt ein empörendes Prügelsystem eingeführt war, dessen Barbarei man sich schwerlich einbilden kann. Ohne alle weitere Untersuchung, nur auf die gehässige Angeberei eines Vorgesetzten, wurde der unglückliche Soldat von seinen Henkern mit einigen hundert Stockschlägen bestraft und dadurch sein nahes Verderben unwiederbringlich herbeigeführt: denn Viele, die von guter Familie waren und wirkliches Ehrgefühl in der Brust trugen, sanken durch eine so unmenschliche Behandlung von Stufe zu Stufe, überließen sich mit der größten Unmäßigkeit dem Genusse spirituöser Getränke und eilten mit schnellen Schritten der Gruft entgegen. Andere setzten durch Selbstmord ihrem Leben ein Ziel.

Subordination war unter diesem Haufen ein Ding, das man kaum dem Namen nach kannte. Was war auch von einem Corps zu erwarten, dessen Officiere, mit wenigen Ausnahmen, aus dem Bodensatz europäischer Bevölkerung, aus einigen liederlichen Baronen, Umhertreibern und Marionettenspielern bestanden? Bei jeder Gelegenheit und zum großen Ergötzen ihrer Untergebenen, warfen sie sich gegenseitig einige interessante Bruchstücke ihrer schwierigen Lebensgeschichte vor, die die unberufenen, erhitzten Biographen nicht selten durch blau geschlagene Augen, oder durch einen unzärtlichen Eingriff in die Haare, noch gründlicher zu erörtern für nöthig erachteten. Ein Savoyard, der jetzige Obrist d.. H... war der würdige Chef dieser Racheschaar, eine so demüthige, geschmeidige Raupenseele, daß ihm bei dem geringsten Zuge der Hofluft, wie die Wetterfahne, ein Schwindel der kriechendsten Ehrfurcht ergriff. Gegen seine Soldaten war er ein eben so harter Tyrann, als gegen seine Obern ein verächtlicher Speichellecker. Uebrigens hielt ihn Jeder für

wahnwitzig, eine Vermuthung, die sich noch mehr bestätigte, wenn man sich in ein Gespräch mit ihm einließ: alsdann warf er die Wörter aller europäischer Zungen in einen so tollen Knäuel, daß der Sinn seiner Rede schwer zu entwirren war. Der Major Ith., ein Schweizer, war aus den Gefängnissen seines Vaterlandes nach Brasilien gesandt, wo er es durch das merkwürdige Spiel des Schicksals zum Stabsofficiere brachte.

Wie konnte ein Gedanke an Achtung für Officiere aufkommen, von denen der größte Theil sich nicht entblödete, die Erpressungen, wozu der Soldat in Rio de Janeiro so häufig Gelegenheit hatte, nicht nur stillschweigend zu billigen, sondern auch an den Räubereien, welche viele der Soldaten an dem Contrebandedepot, wo sie Wache gaben, verübten, thätigen Antheil nahmen und sich ihre Beute von dem Raube zuzueignen? Auf diese Weise läßt sich das Räthsel lösen, weshalb so viel Geld unter dem deutschen Corps roulirte. Ganze Barils mit Wein wurden von den Soldaten, welche diesen bewachen sollten (das hieß den Wolf zum Schäfer machen) von der Bankwache nach der Caserne geschleppt und Officiere und Soldaten zusammen feierten wilde Bacchanalien und Orgien, von Excessen begleitet, die mehr als Einer mit dem Leben büßte.

In der Nachtzeit begann erst das geräuschvolle Leben unter dem wilden Haufen. Von ihrem erbärmlichen Lager, aus einer dünnen Strohmatte auf nackter Erde ausgebreitet, bestehend, störten sie Schaaren von Mosquiten, Flöhen und anderem Ungeziefer auf und verscheuchten jeden Gedanken an Ruhe. Um sich die marternde Langeweile der schlaflosen Nächte zu vertreiben, bildeten sich überall Gruppen, an denen der Pinsel eines Hogarth hinreichend Stoff zu seinen burlesken Darstellungen gefunden haben würde, und die heterogensten Scenen stellten sich dem unbefangenen

Blicke des Beobachters dar. Hier abgesondert von der übrigen Masse, in stolzer Zurückgezogenheit und mit dem Selbstgefühl, das dem in den Wissenschaften Geweihten in jeder Lage des Lebens eigen bleibt, erblickte man zwei Individuen, aus deren Unterredung in classischem Latein man schließen durfte, welchem Stande sie früher angehört hatten und daß es ihnen bei der Wiege nicht vorgesungen war, eine so untergeordnete Rolle als brasilischer Soldat zu spielen. Dort hatte sich ein Kreis um einen Kunstjünger von den Brettern, „die die Welt bedeuten," versammelt, der unter dem wildesten Beifalljauchzen und dem wüthendsten Applaus den Monolog des Tell: „durch diese hohle Gasse muß er kommen" recitirte, und durch kühne Mantelschläge und die feurigste Declamation der wandelbaren Thalia den Lorbeer entriß. Weiterhin machte ein Taschenspieler Furore und erntete den allgemeinen Beifall in seinen künstlerischen Leistungen ein. Spiel- und Saufparthieen hatten sich überall gebildet, bei denen man Chevaliers d'industrie die freien Künste im Kartenspiel ausüben und ihre Cameraden mit fertiger Fingergeläufigkeit plündern sah. In der Mitte der großen Bühne hatte sich in dem merkwürdigsten Costüm, oft in der Kleidung des Paradieses, ein anderer Haufen gelagert, und ein Chorus von wenigstens hundert Kehlen brüllte eine Parodie des bekannten Liedes:

„Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben wie die Hunde" u. s. w.

Dem Bacchus wurde natürlich bis zum Uebermaß bei diesen Orgien geopfert. Der Schluß des rohen Drama's bestand in der Verspottung des katholischen Cultus. Jedes sittliche Gefühl ertödtend, das Ehrwürdige mit Füßen tretend, veranstaltete man eine Procession. Unter wildem Gelächter befestigte man eine Decke an vier Stangen, den Thronhimmel vorstellend, oben darauf setzte man einen Hund und durch die schändlichsten Attribute ersetzte man die heiligen Symbole des

das Sanctum tragenden Priesters, der durch einen der Rasenden repräsentirt wurde. Alsdann wurde der Umgang gehalten: die zügellose Rotte, aus mehrern Hunderten bestehend, Jeder ein brennendes Talglicht und die Branntweinflasche in den Händen tragend, folgte unter den heillosesten Excessen. Um dieser Schandkomödie die Krone aufzusetzen, wurde das

„Wir wollen ein klein Klösterlein bauen
Ora pro nobis u. s. w."

abgesungen; eine von jenen schrecklichen Ausgeburten der profansten, niedrigsten Poesie, deren schauderhafter Inhalt durch die geistlich feierliche Melodie noch fürchterlicher gehoben wurde. Das wilde Geschrei dieser Barbaren störte die armen Mönche in ihrer Ruhe und schallte weithin durch die schweigende Nacht, die auf Rio de Janeiro lag.

Einst hatte es sich einer der Benedictiner, die dieses Kloster bewohnten, verführt durch die geistliche Melodie jenes Liedes, einfallen lassen, diesen vermeintlichen Andachtsübungen beizuwohnen und den Schauplatz dieser Excesse zu betreten. Mit schauderndem Entsetzen sah er seinen Irrthum und wollte sogleich seinen Rückzug wieder antreten, allein die Bande hatte ihn schon umringt und stellte die ausschweifendsten Auftritte mit dem geängstigten Mönch an.

Die Scham fleht jedoch um Schonung und entreißt dem Verfasser die Feder, jenes Schandgemälde zu vollenden. Der Vorhang möge also fallen. Auch hier bewährt die Erfahrung den Satz, daß der civilisirte Mensch in der Verwilderung in seinen Ausschweifungen rasender ist, als der roheste Barbar.

Mehrere der bessern Officiere haben sich des Nachts in die Compagnien gewagt, wo diese Orgien gehalten wurden, und dem Unwesen zu steuern versucht. Aber sie haben schwer dafür gebüßt: das fürchterliche Geschrei von mehr als tausend Kehlen (dieses bestand in der immerwährenden Wiederholung des Buchstabens i)

war die Antwort auf die Ermahnung zur Ordnung von Seiten der Officiere; wehe diesen, wenn sie alsdann nicht sogleich ihren Rückzug antraten, denn daß die Feldkessel und Tornister lebendig und von unsichtbaren Händen nach ihren Köpfen geschleudert wurden, oder die Lampen auszublasen, über die unglücklichen Friedensprediger herzufallen und sie in der Dunkelheit durch schreckliche Hiebe und Stöße zu mißhandeln, war das Werk einiger Minuten.

Nachdem endlich der übermäßige Genuß des Branntweins den Soldaten fühllos gegen die Plagen des Ungeziefers gemacht und kaum eine Stunde der Ruhe ihn erquickt hatte, ras'te ihn die Trommel längst vor Tagesanbruch schon wieder vom harten Lager auf, von dem er wie gerädert an allen Gliedern und müder als am Abend vorher, sich erhob. Die Nachwehen der durchschwelgten Nacht vermehrten noch den elenden Zustand seines Körpers und Geistes und, um die peinliche Erschlaffung durch exaltirende Mittel zu verscheuchen, wurde von neuem nach der Branntweinflasche zur Vertreibung des „Katzenjammers" gegriffen. Durch dieses Mittel wurden nun die Facultäten und Lebensthätigkeiten für den Augenblick zwar neu gereizt und gesteigert, aber die bald darauf sich einstellende Erschlaffung war um so größer und schrecklicher und mußte die nachtheiligsten Folgen für die Gesundheit haben: der Tod mähete mit scharfer Sense und hielt große Ernte.

Hierzu gesellte sich noch die erbärmliche Lebensart des Soldaten. Nachdem er von 4 bis 10 Uhr Morgens auf den Beinen gewesen war, machte eine eklige Bohnensuppe ohne Kraft und Saft sein mageres Frühstück aus: kein Hund hätte sie in Deutschland gefressen und nur der quälende Hunger machte sie genießbar. Das Brod, das er erhielt, war ziemlich gut und sein Hauptnahrungsmittel, denn die Reissuppe, welche um 2 Uhr ausgetheilt wurde, war höchst

wässeriger Natur und nur mit großer Ueberwindung hinunter zu bringen. An einem Stückchen Fleisch, eben so zähe und hart als polnisches Sohlleder, konnte er die Güte seiner Zähne erproben und diente dieses als Magenschluß der frugalen Gerichte. In dieser Lebensart fand nie Abwechselung Statt und jeder Tag brachte dieselben Speisen. Der Sold des Soldaten war höchst erbärmlich, namentlich in einer Stadt, wo alle Lebensbedürfnisse gewöhnlich theuer sind. Gleich nach 2 Uhr Nachmittags wurde wieder angetreten und bis die goldnen Sterne Zuschauer wurden, in die Nacht hinein exercirt. Alsdann wurde nach dem Quartier zurückgekehrt, wo sich dann ungefähr die schon beschriebenen Auftritte wiederholten.

---

## Dreizehntes Capitel.

### Ewald als Bataillonscommandant.

Inzwischen wurden aus den Mannschaften der zuletzt angekommenen Schiffe, „Kranich, Triton, Caroline und Wilhelmine" das 27. deutsche Jäger- und dritte Grenadierbataillon gebildet und zum Chef des Letztern der als Major in brasilische Dienste getretene Herr v. E...., früher Titular-Rittmeister in dänischen Diensten, Ritter des Danebrog-Ordens, ernannt. Im Mai wurden die zu diesem Bataillon bestimmten Individuen nach der Festung Praya-Vermelha, eine Stunde von Rio am Eingang des Hafens, eingeschifft, wo dasselbe organisirt und dressirt werden sollte.

Da es doch einmal meine Bestimmung seyn sollte, brasilischer Kriegsknecht zu werden, so wäre ich lieber in ein brasilisches oder jedes andere Corps getreten, als in ein Bataillon, das einen so schwachen und unfähigen Commandanten hatte, wie der neugebackene

Chef des werdenden 3. Grenadier-Bataillons. Allein es stand im Buche des Schicksals, in diesem Bataillon meine militärische Laufbahn zu eröffnen.

Wenn eine glänzende Uniform den Soldaten machte, so muß man gestehen, daß Herr v. E.... unbedingt an jenes Prädicat den gegründetsten Anspruch habe, denn seine Eitelkeit hatte ihren ganzen scharfsinnigen Witz aufgeboten, dieselbe auf das Brillanteste anfertigen zu lassen; leider bestätigte sich aber auch hier die Erfahrung, daß unter einem reichen Kleide gewöhnlich ein armes Herz schlägt. Ein brasilischer Chef ist in seinem Bataillon Despot und kann darin mit tyrannischer Willkühr herrschen, ohne zu befürchten, zur Verantwortung gezogen zu werden. Officiere schickt er ohne Kriegsgericht auf die Festung und läßt sie mondenlang daselbst schmachten, Unterofficiere degradirt er und auf dem Rücken der Soldaten läßt oft nur seine mürrische Laune die blutige Spur zurück. Der Commandant eines brasilischen Corps wird indessen nur selten Gebrauch von dergleichen despotischen Bevorrechtungen machen, denn wenn er auch nicht gerade den Degen seiner Officiere zu fürchten hat, so wissen diese doch in der Stille der Nacht, erlittener Beleidigungen wegen, ihrer Rache mit dem Dolche die blutigste Genugthuung zu verschaffen. Ich habe mehrere Beispiele während meines Aufenthaltes in Brasilien davon erlebt. Herr v. E. hatte von der nordischen Natur seiner geduldigen Landsleute, die wohl mit starker Faust den Knittel, aber keinen Dolch, der eine gewandtere Hand erfordert, zu handhaben verstanden, keine Demonstrationen mit dem letztern Instrumente zu besorgen und machte daher von jenen Privilegien während der kurzen Zeit seiner brasilischen Militaircarriere den vollständigsten Gebrauch. Das schon so tief eingerissene Prügelsystem erhielt durch ihn eine bisher niegesehene Ausdehnung und erreichte unter seiner Herrschaft eine Zenithhöhe, die selbst seinem Colle-

gen, dem Savoyarden, der doch auch eine besondere Stärke darin zu haben vermeinte, imponirte. Die Meisten der Soldaten wurden durch seine unmenschliche Behandlung zu Krüppeln und schleppten einen siechen Körper in die frühe Gruft. Herr v. E. glaubte sich durch diese Barbareien gegen seine Soldaten die Gunst des Kaisers und seines Generals zu erwerben und seine strenge Mannszucht an den Tag zu legen; dessen ungeachtet gab es in der ganzen brasilischen Armee kein traurigeres Corps, als eben dieses dritte Bataillon während der Zeit seines Commando's.

---

## Vierzehntes Capitel.

### Die Festung Praya-Vermelha.

Praya Vermelha liegt am Eingange des Hafens, lehnt sich südlich an den Zuckerhut, nördlich an den Telegraphenberg, zwei vom Innern der Festung aus unersteigliche colossale Granitblöcke, welche auf diesen Seiten natürliche Mauern bilden. Westlich nach der Hafenbai, dessen Spiegel die Geschütze dieser Festung rasiren, und östlich nach dem Lande zu ist sie von einer künstlichen Mauer eingeschlossen. Die Brandung bricht sich schäumend an dem Felsengestade. Von der fast senkrechten Höhe des Telegraphenberges stürzt eine Quelle, welche die Festung mit Wasser versorgt, das indeß viele Kupfertheile enthält und daher höchst schädlich für die Gesundheit ist. Das Innere der Festung bildet einen großen viereckigen Platz, der zum Exerciren benutzt wird. Die Baracken, welche an drei Seiten dieses Vierecks liegen, dienen zu Casernen und haben ein trauriges Aeußere, dem ihr Inneres denn auch vollkommen entspricht. In diesem Felsenparadiese sollten wir über sieben Monate zubringen. War schon das Leben in Rio für den Soldaten höchst traurig,

so wurde es hier beinahe unerträglich. Alles vereinigte sich hier, das Jammergemälde des Soldatenlebens zu vollenden. Myriaden von Mosquiten und Sandflöhen (Pulex penetrans, die sich unter die Sohlen und Nägel der Füße tief in das Fleisch graben und dort ihre Brut legen), Scorpione und Tausendfüße, Krankheit, Hunger und die barbarische Behandlung der Vorgesetzten wetteiferten mit einander, die Gesundheit des unglücklichen Soldaten zu untergraben und Gemüthserscheinungen dumpfen Hinbrütens und gefühlloser Verzweiflung, jenen schrecklichen Zustand der Seelenleere, wo kein Wunsch, keine Hoffnung mehr Eingang in den verschlossenen, finstern Busen hat, hervorzubringen, die nicht selten zum Selbstmord führten. Früh, schon längst vor Tagesanbruch, wirbelte ihn das Kalbfell von seinem harten Lager auf, wo er die lange Nacht hingeflucht hatte, sich von einer Seite zur andern wälzend, ohne Ruhe finden zu können unter dem Stachel grimmigen Ungeziefers. Das schadhafte Dach bot in der Regenzeit gegen den eindringenden Regen keinen Schutz und häufige Sturmwinde, die von allen Seiten in das luftige Gebäude rasselten, verscheuchten jeden Gedanken an Ruhe und brachten Heulen und Zähneklappern hervor. Sein erstarrter, wie auf Latten gelegener Körper hatte alsdann während der furchtbaren Hitze des Tages Gelegenheit wieder aufzuthauen und unter dem Stocke des Exercirmeisters seine natürliche Geschmeidigkeit wieder anzunehmen. Bis spät in die Nacht dauerte das Exerciren und die Plackereien, womit der Soldat unaufhörlich geschunden wurde. So sah ein Tag dem andern völlig ähnlich.

Ich bin oft ganze Nächte auf dem Festungsplatze auf und ab gestürmt, von Kälte und Verzweiflung umhergetrieben. In einer solchen schrecklichen Nacht war es auch, als ich mir das feierliche Gelübde that, eher zu sterben, als mich je einer entehrenden körper-

lichen Züchtigung (denn dazu konnte man kommen, ohne zu wissen wie und warum) zu unterwerfen, aber auch, wenn irgend möglich, den Urheber derselben mit zu expediren. Ich habe während meiner ganzen Dienstzeit stets zwei geladene Terzerole bei mir getragen: Gott sei Dank! daß ich nie in den Fall gerieth, davon Gebrauch zu machen!

Sonn- und Festtage brachten keine Erholung. Am Morgen hielt ein brasilischer Geistlicher Messe und die deutschen Bataillons, obgleich fast alle Protestanten, zwang man, die mit dem katholischen Cultus verbundenen Ceremonien mitzumachen. Ein solcher Mißbrauch empörte, und die furchtbaren Flüche, womit sich Officiere und Soldaten diesem Gewissenszwange unterwarfen und das **Dominus vobiscum** accompagnirten, bekundeten sattsam den Ingrimm ihres Innern. Bloß der servile Commandant mit immer lächelnden Lippen schien diese allgemeine Stimmung nicht zu theilen. Anstatt gegen solche Eingriffe der Gewissensfreiheit zu protestiren, entblödete derselbe sich nicht, mit kriechender Geschmeidigkeit einem fremden Cultus zu huldigen. Später lief das Gerücht, daß er zur katholischen Religion übergegangen wäre, ein Gerücht, dem ich um so mehr Glauben schenkte, da Herr von E. bei seinen Grundsätzen die Anwendung von dergleichen Kunstgriffen zur Erreichung eines glänzenden Ziels, womit sich derzeit seine grenzenlose Eitelkeit schmeichelte, ganz in der Ordnung fand. Daß er indeß seinen Zweck durch solche unmoralische Gaukeleien nicht erreichte, werden wir in der Folge sehen.

An den Nachmittagen des Sabbaths mißbrauchte Herr von E. das Bataillon schamloser Weise, um seiner Eitelkeit Weihrauch zu opfern. Er hatte nämlich mit einem gemeinen Frauenzimmer, das von einigen Kaufleuten unterhalten wurde, ein zärtliches Verhältniß angeknüpft. Vor dieser H..., die eine halbe Stunde in Botofogo am Meeresstrande ein Garten-

haus bewohnte, ließ er jeden Sonntag Nachmittag, den Gott werden ließ, das Bataillon mit Sack und Pack Fensterparade abhalten und zeigte in einigen eben so plumpen, als schlecht ausgeführten Manoeuvres seine staunenerregende Unwissenheit selbst in den Elementen der Kriegswissenschaft und seine gänzliche Unfähigkeit zum praktischen Soldaten. Dieses ging so weit, daß die brasilischen Officiere ihr Erstaunen laut darüber äußerten und sich der hämischesten, obgleich gerechten Ausbrüche der Ironie nicht enthalten konnten. Nachdem die Dämmerung diesen Heldenthaten des dänischen Bayards endlich ein Ziel gesetzt hatte und das Bataillon nach der Festung zurückgekehrt war, flog der Held des Tages nach der würdigen Dame seines Herzens, um in ihren Armen auf dem wohlverdienten, blutlosen Lorbeer der meisterhaft ausgeführten Fensterparade auszuruhen. Ob die Soldaten unter seinem Commando Hunger litten oder barfuß umher liefen, kümmerte den würdigen Chef nicht: diese Sorge überließ er einem brasilischen Quartiermeister, der denn auch die hartherzige Apathie des vom Glanze seiner Uniform und seiner neuen Würde Verblendeten trefflich zu benutzen verstand und auf den die kräftige Antwortsfrage (wenn dies kein Pleonasmus ist), die Friedrich II. eines Lieferanten Witwe gab, die ihre hülflose Lage dem Philosophen von Sanssouci vorstellte: „ich habe den Esel an die Krippe gebunden, hat er nicht gefressen, ist es seine Schuld!" durchaus nicht gepaßt hätte, denn er fraß, und zwar mit vollen Kinnladen.

Daß unter diesen Umständen nur Eine Stimme über die unglückliche Lage des Soldaten herrschte, ist einleuchtend. Kein Mittel wurde unversucht gelassen, die sklavischen Bande abzuschütteln; Desertionen zu 10 Mann hoch fanden Statt. Leider wurden fast alle Deserteurs, da sie in das Innere ihren Weg nahmen und gänzlich unkundig mit der Sprache und den Sitten des Landes waren, wieder eingebracht und dann

waren barbarische Hiebe ihr Loos. Aber das Verlangen, der schrecklichen Sklaverei zu entgehen, trieb die Meisten, noch ehe die letzte Züchtigung geheilt war, an, einen neuen Versuch zu wagen, der eben so unglücklich ablief und mit noch unmenschlichern Streichen geahndet wurde. Andere Haufen, fest entschlossen, die Banden eines Verhältnisses zu zerreißen, das schrecklicher als der Tod für sie war, desertirten mit Gewehr und Waffen, um gewaltsam ihre Freiheit zu erzwingen. Aber die Meisten fanden, nach dem männlichsten Widerstande wider gegen sie geschickte, an Zahl bei weitem stärkere Milizen ihren Tod, oder Elend, Krankheit und Hunger beschleunigten ihr Ende in den unwirthbaren Steppen Brasiliens.

Zu allen diesen Widerwärtigkeiten gesellte sich noch die Ungewißheit, in der man die Soldaten über den Zeitraum ihrer Dienstzeit ließ. Der Major Schäffer hatte ihnen zwar eine Capitulation von 4 Jahren versprochen: allein ob sich die Soldaten hierauf beriefen, oder nicht, blieb ganz unberücksichtigt: der Kaiser betrachtete die deutschen Soldaten als sein gekauftes Eigenthum, von einer Capitulation war nicht mehr die Rede, und man ließ es den Soldaten nicht undeutlich merken, daß sie so lange in der brasilischen Armee dienen müßten, bis sie Hans Mors zur großen hinüberführe. Durch Sterblichkeit, Krankheit und Desertionen war unser Bataillon so fürchterlich zusammengeschmolzen, daß die Compagnie oft kaum funfzehn Mann stark war.

Das deutsche Militär in Brasilien bestand damals aus vier Bataillons, nämlich:

1) das zweite Grenadier-Bataillon, Quartier S. Bento, Rio de Janeiro.
2) das dritte Grenadier-Bataillon, Quartier Praya-Vermelha.
3) das sieben und zwanzigste Jäger-Bataillon, ebendaselbst.

4) das acht und zwanzigste Jäger-Bataillon, Quartier Fernambuco,

wo der Brennstoff der Rebellion noch nicht ganz erstickt war. Dom Pedro nannte dieses letztere Corps o Batalhao do diabo (das Bataillon des Teufels), weil es sich durch seine immerwährenden Schlägereien mit brasilischen Truppen und die darin bewiesene rohe Tapferkeit die kaiserliche Gnade in besonderem Grade erworben hatte.

Während der Zeit, daß unser Bataillon in der Festung Praya-Vermelha einexercirt wurde, beehrten uns J. J. K. K. M. M. sehr häufig mit ihrem Besuche. Mit Sonnenaufgang ritt Dom Pedro mit seiner Gemahlin im Gefolge einiger Kammerherren und Generale in das Thor der Festung. Es gibt vielleicht keinen Soldaten in der Welt, der die praktischen Griffe und das Exercitium mit dem Gewehre besser verstände, als Dom Pedro. Der Vorgreifer machte es ihm nie recht und gewöhnlich übernahm seine kaiserliche Person diese Rolle als Bataillons-Hanswurst, welche er denn auch meisterhaft ausführte, so daß Soldaten, welche zehn Potentaten gedient hatten, doch gestehen mußten, nie einen gewandtern Vorgreifer gesehen zu haben. Uebrigens trägt sein Betragen das Gepräge der Roheit und er ist ohne alles Gefühl für das Schickliche, denn ich habe einst gesehen, daß er die Mauer der Festung erstieg, um hier ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen und in dieser höchst unschicklichen Sitzung das Bataillon in Parademarsch vorbeidefiliren ließ. Ein solches Schauspiel setzte natürlich sämmtliche deutsche Soldaten in Erstaunen, nur der kaiserliche Acteur ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Man könnte viele Thatsachen ähnlicher Art von Dom Pedro erzählen, allein meine Feder weigert sich, alle die schmierigen Auftritte seines rohen Gemüths auszumalen und die gemeinen Erzählungen zu wiederholen, mit welchen sich die Bevölke-

rung in Rio umherträgt. Ich kann nur nicht begreifen, woher man die Frechheit nahm, einen solchen Menschen als einen außerordentlichen Geist zu schildern.

Obgleich sich Dom Pedro oft in Familiaritäten mit den deutschen Soldaten einließ und diese auch keinen Anstand nahmen, ihm unverholen ihre Gefühle zu verdollmetschen und von ihm Erleichterung ihrer erbärmlichen Lage zu erbitten, indem sie den Major Schäffer laut als einen Schurken und Wortbrüchigen anklagten, so that dieser Kaiser doch nur sehr wenig für sie. Hieran war indessen der servile Commandant Schuld, der mit immer gekrümmtem Rücken Sr. Majestät von der glücklichen Lage der deutschen Soldaten die erfreulichsten Berichte abstattete und von ihrer Anhänglichkeit und Ergebenheit an seine kaiserliche Person die glänzendste Schilderung entwarf. Aber die Göttin der Rache und Vergeltung hat ihn für sein gewissenloses Betragen mit eiserner Faust geschüttelt. Erst als später unser Bataillon einen neuen Commandanten, den Obrist William Cotter und der unfähige H. v. E. den Abschied erhielt, hob eine etwas bessere Epoche für den tiefgebeugten Soldaten an.

---

## Funfzehntes Capitel.

### Der Fahnenschwur.

Mittlerweile rückte der zwölfte October, der Geburtstag des Kaisers, näher. An diesem Tage hatte die ganze Garnison unter dem unmittelbaren Commando Dom Pedro's große Parade. Ein allgemeines Avancement der Officiere, so wie die Verleihung von Würden und Orden, waren während der Herrschaft des ersten Kaisers von Brasilien mit der Feier dieses Tages verknüpft.

Kurze Zeit vor diesem festlichen Tage erhielt unser Bataillon die grüngelbe Fahne. Die Eitelkeit des Herrn v. E., der erwartet hatte, ein solches Ereigniß mit einigen Ceremonien begleitet zu sehen, wobei er den Glanz seiner Würde hätte im blendendsten Lichte zeigen können, wurde ganz und gar getäuscht. Ein Unterofficier nahm den seidenen Lappen im Zeughause von dem Inspector desselben in Empfang und die Geschichte schweigt darüber, ob Herr v. E. und sein würdiges Officiercorps die Vereinigung mit der dazu gehörigen Stange durch das Einschlagen von Nägeln zu Stande gebracht hatten, oder nicht, genug, der Bataillonsschuster Wolff benachrichtigte seine Gesellen in einer vertrauten, schwachen Stunde, daß ihm diese Ehre aufbehalten gewesen wäre.

Daß indeß das grüngelbe Banner glücklich an die dazu gehörige Stange befestigt worden war, erfuhren wir einige Tage später, als man uns ankündigte, zur Fahne zu schwören. Diese Feierlichkeit fand nun unter folgendem Ceremoniel Statt: Nachdem das Bataillon Quarré formirt hatte, wurden die Kriegsartikel verlesen, die unter vielem unsinnigen Zeuge auch den folgenden Paragraphen enthielten:

„Wenn Jemand seine Fahne verläßt und zum Feinde übergeht, so soll es angesehen werden, als ob er aus dem Kaiserthume desertire, und wird er im Betretungsfalle in Friedenszeiten mit zwei hundert und funfzig flachen Klingenhieben bestraft, in Kriegszeiten aber erschossen. Im Wiederholungsfalle wird diese Strafe verdoppelt."

Im Portugiesischen klang dieser Artikel freilich ganz anders, aber der deutsche Uebersetzer, der eben kein Hexenmeister gewesen seyn mußte, hatte ihn so wieder gegeben. Alsdann wurde der unfreiwillige Eid von den Soldaten geleistet. Dies geschah indeß ohne viele Weitläufigkeiten: der Commandant befahl den

Soldaten, laut und gemeinschaftlich seine Worte: „wir schwören der Fahne des dritten Grenadier-Bataillons Treue," zu wiederholen. Ich habe diesen Schwur ebenfalls, jedoch mit der Abänderung geleistet: „ich schwöre, bei der ersten, besten und sichern Gelegenheit dem brasilischen Banner für immer den Rücken zu kehren." Unstreitig wird der größte Theil meiner Cameraden eine gleiche Herzensergießung in jenem unverständlichen Gemurmel haben laut werden lassen.

---

## Sechzehntes Capitel.

### Der Geburtstag Dom Pedro's.

Inzwischen war der 12. October erschienen und unser Bataillon längst vor Tagesanbruch angetreten, um nach Rio de Janeiro zu marschiren und der Feier des festlichen Tages beizuwohnen. Unsere Fahne hatte an diesem Tage einen würdigen Schmuck erhalten, denn das blaue Strumpfband der Dame Gertrude (so hieß die brasilische Aspasia des Herrn v. E., die mit der griechischen indeß nichts als ihre Liederlichkeit gemein hatte), flatterte in kühnen Windungen über dem Banner Brasiliens. Wie der böse Leumund wissen wollte, sollte der Ritter dieses Panier bei einer ganz andern Gelegenheit erbeutet haben, als jener Eduard von England ein ähnliches Wahrzeichen beim Tanz, der von diesem Vorfalle Gelegenheit nahm, einem der ersten Orden der Erde das Daseyn zu geben. Schade nur, daß Herr v. E. nicht, wie jener Machthaber, sagen durfte: „**Honny soit qui mal y pense,**" denn kaum angekommen auf dem Campo d'Acclamaçao, erfuhr er die Kränkung, daß der commandirende General, der durch irgend eine Intrigue von der Thorheit des Ritters in Kenntniß gesetzt seyn mußte, ihm den Befehl ertheilte, eigenhändig und in Gegenwart

der ganzen Garnison die Farbe seiner Donna herunter zu reißen. Diese Procedur, deren Ursache wie ein Lauffeuer in der um den ungeheuern freien Platz d'Acclamaçao in Linie aufgestellten Garnison umher lief, gab zu den witzigsten Bemerkungen die Veranlassung.

Die Feier des 12. Octobers, des Geburtstages Dom Pedro's, wurde in Rio de Janeiro auf folgende Weise begangen:

Bei Tagesanbruch verkündigte der Donner der Kanonen von allen Forts die Freudenfeier des festlichen Tages, welcher von den im Hafen stationirten, sowohl brasilischen, als ausländischen Kriegsschiffen, die mit unzähligen Flaggen auf das Bunteste verziert waren, beantwortet wurde. Einzeln zogen die verschiedenen Truppencorps der Garnison nach dem Campo d'Acclamaçao und rückten dort in ihre Brigade. Dieser große Platz ist mit den schönsten Häusern von allen Seiten eingefaßt, die mit den kostbarsten Teppichen von allen Farben geschmückt waren. Gegen sieben Uhr verkündeten Girandolen-Raqueten die Abfahrt der kaiserlichen Familie von Sao Christovao, dem Landsitze derselben, eine halbe Stunde von Rio. Bei der Ankunft begab sich dieselbe in den zu diesem Zwecke in der Mitte des Platzes gebauten Pavillon, von wo aus man den freien Ueberblick auf den ganzen ungeheuern Platz genießt. Dom Pedro blieb zu Pferde und leitete die Parade, die durch Lauf- und Freudenfeuer der Infanterie und durch Salven des groben Geschützes verherrlicht wurde. Nachdem gegen 11 Uhr die Parade vorüber war, setzte sich der Zug vom Campo d'Acclamaçao durch die Stadt nach dem Palais am Hafen in Bewegung. Worauf der Staatswagen mit der kaiserlichen Familie, von acht Maulthieren gezogen und unter der Escorte der in der That prächtig equipirten Ehrengarde, die von den Söhnen der reichsten Leute gebildet war und worin jeder Gemeine den

Charakter als Capitain der Armee hatte. Der übrige Hof folgte in sechs- und vierspännigen Wagen. Alsdann erschien Dom Pedro in prachtvoller Uniform zu Pferde, im Gefolge einer ungeheuern Menge Stabsofficiere, deren prächtige Uniform an Glanz und Ueberladung Alles übertraf, was man selbst in Europa in dieser Hinsicht sehen kann. Die verschiedenen Regimenter der Garnison folgten unmittelbar mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen. Alle Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit Orangen- und Lorbeerblättern bestreut und ein unaufhörlicher Regen von Blumen strömte aus den Lilienhänden ihrer lebenden Schwestern auf den endlosen Zug herab. Die Häuser waren mit den buntesten Teppichen geschmückt und allerliebste Brasilianerinnen schwenkten auf den Balkons, womit alle Häuser versehen sind, mit all ihrem Liebreiz die mousselinenen Tücher. Die Schönheiten Rio's in ihrer üppigen, theatralischen Kleidung erblickt man an diesem Tage im blendendsten Nimbus ihrer Allgewalt und mit den unwiderstehlichen Waffen der Schönheit, Anmuth und Grazie, allen freien Herzen Fesseln drohend, gerüstet. Das Zwischenspiel, das diese lieblichen Wesen in den Balkons treiben, hat für die Meisten mehr Interesse, als alle übrigen Geburtstagsfeierlichkeiten. Nachdem der Kaiser, seine Familie und der Hof der Messe, die durch italienische Sänger, Sängerinnen und die Capelle ausgeführt wurde, beigewohnt hatten, begab sich das Herrscherpaar in den Palais, wo Handkuß war und der Kaiser die Glückwünsche des diplomatischen Corps und seiner eignen Unterthanen entgegennahm. Um zwölf Uhr begann abermals von allen Forts und den Kriegsschiffen eine Kanonade, und nachdem die Garnison um den Palaisplatz, aus dessen Balkon sich der Herrscher seinem Volke zeigte, im Parademarsch vorüberdefilirt war, rückten die verschiedenen Truppencorps nach ihren Quartieren. Unser Bataillon mußte wieder hinaus nach dem

Felsenparadiese Praya=Vermelha, da der Commandant auch an diesem Tage in den wenig ausgeführten Manoeuvres die sprechendsten Proben seiner gänzlichen Unfähigkeit gegeben und sich das Mißfallen Dom Pedro's zugezogen hatte, der dadurch veranlaßt ward, dies Bataillon für den Garnisondienst in der Stadt noch nicht tüchtig zu erklären und nochmals in die A B C Schule der Recruten zu schicken.

Gegen 2 Uhr fuhr der Kaiser mit seiner Familie nach der gewöhnlichen Residenz, der Imperial Quinta da boa vista in S. Christovao, ungefähr eine halbe Stunde von Rio entfernt, zurück und verlebte den Rest des Tages im Kreise seiner Familie und seiner Günstlinge. Gegen acht Uhr besuchte er mit seiner Familie das Theater, wo alsdann die von ihm componirte Nationalhymne von italienischen Sängern, in Begleitung des Orchesters, vorgetragen wurde. Oft erhielt dieser Gesang durch einen Chorus aus dem Parterre (Gallerie kennt man nicht) noch mehr Nachdruck. Das Theater war um 12 Uhr aus und Dom Pedro kehrte mit seiner Familie nach der Quinta da boa vista zurück, womit sich der festliche Tag schloß, denn es bleibt dahin gestellt, womit sich der Herrscher noch weiter beschäftigte. Durch eine süße Schäferstunde den festlichen Tag zu verherrlichen, wird dieser, durch seine gemeinen Liebesabentheuer verrufene Fürst gewiß nicht verschmäht haben. Die Stadt war am Abend illuminirt, sowohl in den Häusern, als in den Köpfen.

Vierzehn Tage nachher wurde das Avancement in der Armee, das immer mit der Geburtsfeier des Kaisers verknüpft war, publicirt. Unser Commandant hatte für seine, dem neuen Vaterlande geleisteten Dienste den kaiserlichen Orden do Cruzeiro erwartet, allein er fand sich getäuscht. Dom Pedro fand sich bewogen, ihm zu befehlen, seine patriotischen Fensterparaden und sonstigen Windbeuteleien einzustellen, sich mehr

um sein Bataillon zu bekümmern und ihm noch andere unverholene Zeichen seines kaiserlichen Mißfallens zu geben.

---

## Funfzehntes Capitel.

### S. Christovao.

Um diese Zeit erhielt der Rittmeister von Liljenhöck den Befehl, die Umgegend von Sao Christavoo aufzunehmen, um seine Fähigkeit, in das Geniecorps einzutreten, dadurch zu zeigen, denn bisher wurden viele Ausländer ohne vorhergegangene Prüfung in dieses Corps aufgenommen, die auch nicht einmal eine Idee von den Elementen der Ingenieurkunst hatten. Die wiederholten Klagen, die hierüber beim Kaiser und dem Kriegsminister geführt wurden, veranlaßten diese, mit mehr Behutsamkeit zu verfahren. Da Liljenhöck wußte, daß ich nicht ganz unerfahren in der Mathematik war, so bat er den Kaiser, daß ich ihm zu seiner Hülfe während der Dauer jener Arbeit beigegeben werden möchte, welches auch gestattet wurde. Ich erhielt also Befehl, mich nach S. Christovao aufzumachen. Nie ist wohl ein Befehl freudiger ausgeführt: das elende Leben auf der Festung Praya-Vermelha hatte auch mich, ungeachtet meiner starken Körperconstitution, auf das Krankenlager geworfen, auf dem ich mich eben etwas zu erholen anfing, als die Nachricht anlangte. Sechs glückliche Wochen, von allen jenen sclavischen Banden befreiet, habe ich mit dem ehrlichen Schweden verlebt. Wir hatten zwar Beide wenig Geld und außer ein Paar alten Matrazen zum Schlafen, einem Tisch und zwei Stühlen, fanden sich in unserer einfachen Wohnung keine sonstigen Mobilien vor, auch war unser Tisch bei einem Vendawirth nur höchst frugal — allein die herr-

liche Natur und das Bewußtsein, eine Zeitlang aus dem Sclavenjoch des Festungslebens erlöst zu seyn, entschädigten hinreichend und mein jetziges Loos war, im Vergleich mit der Lage des Soldaten, immer noch ein Herrenleben zu nennen. Halbe Nächte bin ich in der üppigen Natur, die hier alle ihre Zauber entfaltet, umher geschwärmt und an ihren vollen Brüsten habe ich selig geschwelget und in durstigen Zügen getrunken. O, wer kann das Zauberbild einer südlichen Mondnacht entwerfen! Leise Abendwinde tragen das Aroma der blühenden Orangenwälder durch die kühlende Frische der schweigenden Landschaft und an dem ätherblauen Baldachin glühen die Sternbilder der heiligen Nacht. Hell leuchtet der ewige Mond herab und neben ihm funkelt die schimmernde Venus, glühend aber schnell hinabsinkend, gleich der sinnlichen Liebe in diesem Tropenlande: dort aber im Norden steht der sanft erschimmernde, aber unwandelbare Wagen, gleich der Seelenliebe, die das große platonische Jahr nicht zu erschüttern vermag.

Die Imperial Quinta da boa vista, die gewöhnliche Residenz des Kaisers, ist ein seltsames Gebäude und ein wahres Quodlibet der heterogensten Bauarten. Wenn, wie man sagt, Dom Pedro der Baumeister davon gewesen ist, so sieht es in dieser Wissenschaft schlecht genug um ihn aus. Die orientalische Bauart, die neu französische und gothische sind hier toll genug durch einander geworfen. Jene edle, einfache Größe, die die neugothische Bauart charakterisirt, vermißt man hier ganz und gar. Eben solchen grellen Contrast bieten auch die nähern Umgebungen: auf der einen Seite liegt der Pferdestall nebst Düngerhaufen, einige, den Einsturz drohende Gebäude und die Ruinen eines andern, das schon wieder in Trümmern sank', ehe es fertig geworden war; auf der andern Seite liegt der große Garten, den nicht die Kunst, sondern die reiche, gütige Mutter

Natur zu einem Feenaufenthalte machte, so wie man überhaupt fast über Alles in Brasilien das Urtheil fällen kann: „Alles was die Natur schafft ist schön und vortrefflich, Alles was die Menschen machen taugt nichts.“

Unsere Lebensweise war sehr einfach: Morgens bei Sonnenaufgang standen wir auf, und einer von uns zündete Feuer an, um Thee zu bereiten. Diese Arbeit fiel mir meistens zu. Während ich hiermit beschäftigt war, begab sich der Rittmeister nach dem Bäcker und der Venda, um in den Taschen seines mit Orden decorirten Oberrocks Brod und Butter herbei zu schaffen. Credit hatten wir glücklicher Weise. Nach dem Frühstück begaben wir uns sogleich an unser Geschäft und arbeiteten im Freien bis zehn Uhr, um welche Zeit die eintretende glühende Hitze uns nöthigte, aufzuhören. Um eilf Uhr nahmen wir ein dejeûné dînatoire, aus Brod, Orangen, Ananas und Bananen bestehend, ein, wobei ein Glas Agoa ardente (Zuckerbranntwein) getrunken wurde. Alsdann blieben wir bis drei Uhr zu Hause und begaben uns um diese Stunde nach unserm Vendawirth, Senhor Baretto, wo wir unser frugales Mittagsbrod verzehrten. Dieses bestand gewöhnlich aus einem Stück gedörretem Fleisch und Reis, oder aus Bohnen mit einem Stück Speck gekocht, welches mit Farinha (dem Mehl der Maniokwurzel) vermischt wird. Spanischer Pfeffer (pimentao) und kleiner grüner Pfeffer (pimenta da terra) so wie einige andere pikante Gewürze, machen dabei den Lieblingsgenuß der Brasilier aus, und auch wir hatten uns bald so sehr daran gewöhnt, daß sie uns fast unentbehrlich wurden. Nur die höhern Classen in Brasilien kennen den Gebrauch der Löffel und Gabeln, die ärmern Volksclassen bedienen sich beim Essen ihrer natürlichen Werkzeuge, indem sie mit den Fingern das gedörrete, faserige Fleisch stückweise abreißen, die Bohnen aber mit dem Maniokmehl zu Ku-

geln kneten und dann zum Munde führen. Dieser brasilianischen Mode zu huldigen, konnten wir uns indeß nicht entschließen, sondern wir blieben der vaterländischen Sitte treu. Einige Gläser Portwein und die tropischen Früchte machten das Desert aus. Um vier Uhr fingen wir unsere Arbeiten von neuem an und waren damit bis sechs Uhr beschäftigt. Alsdann schlenderten wir langsam zu Hause, und mit der keuschen Sonne, die eben in die Fluthen tauchte, ward ein Seebad genommen. Um acht Uhr wurde wieder ein höchst einfaches Mahl gehalten und der übrige Abend entweder dem Studium der portugiesischen Sprache, oder einem Spaziergange gewidmet, auf dem man einige Abentheuer zu bestehen hoffen durfte.

Der Kaiser und seine Gemahlin besuchten uns zuweilen bei unsern Arbeiten, und auch mir wurde das gnädige Versprechen, daß man für ein besseres Emplacement für mich sorgen werde. Indessen hatte das Gerücht mich schon belehrt, was von dergleichen kaiserlichen Versprechungen zu halten war, und so hatte ich später nicht den Schmerz, mich in Erwartungen, die ich nicht gehegt hatte, getäuscht zu sehen.

---

## Sechzehntes Capitel.

### Rückkehr ins Bataillon.

Mittlerweile hatten wir unsere Arbeit vollendet: ich kehrte nach meinem Bataillon in Praya-Vermelha zurück. J. J. K. K. M. M. haben nicht weiter an mich gedacht und ich es nicht der Mühe werth gehalten, meine unbedeutende Person wieder in Erinnerung zu bringen. Liljenhöck wurde als Capitain im Geniecorps angestellt, genoß indeß nicht lange das unbeneidete Glück, in diesem Posten Lorbeern zu sam-

meln, denn schon im folgenden Jahre setzte der Tod seinem Wirken ein Ende.

In unserm Bataillon waren keine Veränderungen vorgefallen; die nämlichen Plackereien verbitterten den Soldaten das Leben und ließen keine Regung der Freude laut werden. Derselbe Geist der Unzufriedenheit herrschte unter ihnen, und nur in dem Genusse geistiger Getränke suchten sie Entschädigung und Vergessenheit ihrer unglücklichen Lage. Der Tod hatte die Reihen bedeutend lichter gemacht, und wenn das Bataillon nicht fortwährend von den aus Hamburg nachkommenden Schiffen bedeutende Zuschüsse frischer Recruten erhalten hätte, so würde es bald ganz zusammen geschmolzen seyn. Complet ist es später erst durch die Irländer geworden.

Endlich gegen Ende des Jahres 1825 wurde unser Bataillon nach Rio de Janeiro in das Quartier von Guarda velha verlegt. Dieses Gebäude liegt dem Kloster S. Antonio gegenüber, und sein gespensterhaftes Aeußere reizt eben nicht die Lust, sein Bewohner zu werden. Auch hier fehlte es an einer vernünftigen Einrichtung und an allen Bequemlichkeiten: nicht einmal Pritschen waren vorhanden und die Soldaten mußten auf dem Fußboden schlafen, wo ihnen eine elende Schilfmatte zum Lager diente. Wie oft waren die wohlgenährten Mönche des reichen Klosters, die täglich Ochsen und Schweine schlachten ließen und sich damit die Zeit vertrieben, Ratten in ihrem großen Garten zu schießen, der Gegenstand des Neides der Soldaten. Welch greller Contrast: diese Faullenzer, die in wollüstiger Ruhe sich hinstreckten und ihre Lügenkünste und Laster in einen geheimnißvollen Schleier, in einen ehrwürdigen Nimbus verbargen, den Aberglauben und menschlicher Aberwitz um sie geworfen hatte, vor denen das Volk andächtig in die Kniee stürzte, schwelgten bei Freudenmahlen und auf dem Bette der Wollust, in ihrem stolzen

Gebäude, sich lustig machend über die Dummheiten des Jahrhunderts, und der arme deutsche Soldat mußte daliegen auf dem harten Boden und an eklichen Speisen seinen Hunger stillen. Der Unglückliche hofft jedoch durch jede Veränderung sein Loos zu verbessern, und so groß war der Widerwille gegen das Festungsleben, daß, trotz dieser schlechten Caserneneinrichtung, man sich doch glücklich pries, das unselige Praya-Vermelha verlassen zu haben und das Mangelhafte und Unangenehme des neuen Quartiers gern übersah. Bald darauf ward ich Fourier, und als solcher erhielt ich ein eignes Zimmer, unstreitig die größte Vergünstigung, die mit meiner neuen Würde verknüpft war. Auch die Soldaten erfreueten sich etwas besserer Tage und da fast Alle Handwerker waren, so hatten sie häufig Gelegenheit, in den Feierstunden sich ein gutes Stück Geld nebenher zu verdienen. Nirgends in der Welt wird der Handwerker vielleicht besser bezahlt als in Brasilien. Der Garnisondienst war sehr beschwerlich, immer um den dritten Tag gab das Bataillon Wache, und an den übrigen Tagen Patrouillen. Nur der Commandant brachte Tage lang bei seiner Geliebten zu und ließ sich oft in Wochen nicht sehen. Die Officiere machten daher was sie wollten und die gemeinsten Excesse und Raufereien waren an der Tagesordnung. Es verging fast kein Tag, wo sie sich nicht unter einander mit der Hundepeitsche bewirtheten oder die Faust zur Dollmetscherin ihrer Gefühle annahmen. Die wilden Bacchanalien, welche sie begingen, steigerten ihre Gemüthsstimmung bis zum Wahnsinn, und ließen kein nüchternes Nachdenken mehr aufkommen. Daß der Tod die erste Violine bei diesen Orgieen spielte, bedarf wohl kaum einer Erwähnung und die Schlußcadenz hatte der Sensenmann bald presto abgegeigt; Andern war ein schrecklicheres Loos aufbehalten: sie verloren durch jene unaufhörlichen Ausschweifungen auch noch das bischen

Verstand, womit sie fast Alle der Himmel so stiefmütterlich ausgestattet hatte.

---

## Siebenzehntes Capitel.

### Die Stürmung der Carioccawache.

Die Schlägereien, welche immerwährend unter den deutschen und brasilischen Truppen statt hatten, nahmen mitunter einen ernsthaften Charakter an. In offenem Felde, Stirn gegen Stirn, zogen nun zwar die brasilianischen Truppen immer den Kürzern; allein diese wußten sich dafür in der Stille der Nacht, wenn sie einen Deutschen allein trafen, zu rächen, und Mancher der Letztern blutete meuchelmörderischer Weise. An einem Sonntag Abend verbreitete sich plötzlich unter dem dritten Grenadierbataillon das Gerücht, daß zwei Deutsche von Soldaten des 13ten brasilischen Jägerbataillons ermordet wären, und in ihrem Blute schwimmend nicht weit von der Carioccawache, die von Soldaten des ebengenannten Bataillons besetzt war, auf der Straße lägen. Es machten sich sogleich einige Deutsche auf, um sich von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen, das sich auch bestätigte. Ein Bürger sagte aus, daß die Soldaten der Carioccawache jene zwei Deutschen umgebracht hätten. Der Anblick der blutigen Leichname, die man unterdessen nach der Caserne gebracht hatte, empörte alle Gemüther und entflammte sie zur Rache. Der Commandant war, wie gewöhnlich, bei seiner Dame und der Officier du jour, Lieutnant Prahl, betrunken. Dieser, durch den Anblick der Ermordeten in seinem exaltirten Zustande noch mehr gesteigert, nahm sich vor, die ersten Proben seines Feldherrntalents an den Tag zu legen. Der Generalmarsch raf'te alsbald durch die Caserne, und die Soldaten standen schnell unter

dem Gewehre. Lieutenant Prahl, an der Spitze eines Haufens Freiwilliger rückte vor jene Carioccawache und der Sturm auf sie begann sogleich mit einem fürchterlichen Hurrah. Die ganze Wache, aus einem Unterofficier und zwölf Mann bestehend, fand unter den Bajonetten der zornglühenden, racheschnaubenden Deutschen ihren Tod. Während Lieutenant Prahl diese Heldenthat ausführte, rückte das übrige Bataillon, von Unterofficieren angeführt (denn die Officiere waren wie gewöhnlich in ihren Kneipen) nach, und man beschloß das Quartier des 13ten Jägerbataillons zu stürmen und das ganze Corps auszurotten. Dieser rasende Entschluß blieb indessen noch glücklicher Weise durch die Dazwischenkunft einiger vernünftigen Officiere unausgeführt. Lieutenant Prahl wurde noch an demselben Tage, zum Lohn für seine erste und letzte Waffenthat, nach der Festung Ilha das Cobras geschickt und, um ein Beispiel zu statuiren, ließ der Kaiser die Garnison auf dem Campo d' Acclamaçao sich versammeln. Türkische und brasilische Justizpflege sind oft verwandt, dies bewies auch die heutige Execution. Dom Pedro ließ nämlich in den drei deutschen Bataillons bekannt machen, daß er den Vorfall wegen Erstürmung der Carioccawache zu untersuchen beabsichtige, und befahl deshalb allen denen, die derselben beigewohnt hatten, hervor zu treten. Viele, in der Ueberzeugung, nur ihre Pflicht gethan zu haben, oder als müssige Augenzeugen einige Aufklärungen über die Hergänge der Stürmung zu geben, waren Thoren genug, jene Ordre zu befolgen. Von einer weitern Untersuchung war nicht mehr die Rede, sondern Alle, welche hervor getreten waren, wurden für „schuldig" erkannt, und mit hundert Stockschlägen bestraft, welche die Hornbläser des 13ten Bataillons verabreichten. Ueber den Schmerz konnten die Betheiligten sich leicht zufrieden stellen, da sie die Bastonade nur auf die Jacke

bekamen und wegen des gekränkten Ehrgefühls mochten sie sich mit ihrem Bataillonschef trösten, denn es war bei dieser Gelegenheit, daß der Letztere mit der kaiserlichen Reitpeitsche die unbeneidete, aber gewiß allgemein gegönnte Bekanntschaft machte. Welch ein Todesstoß für die Eitelkeit des Ritters! Als unser Bataillon durch die Straßen Rio's nach dem Quartier zurückkehrte, ließ es seinen Unmuth an den Fenstern der Straßen, durch welche der Zug ging, aus, welche ein grauenvolles Bild der Zerstörung darstellten.

---

## Achtzehntes Capitel.

### William Cotter als Bataillonscommandant.

Mittlerweile eilte das dritte Grenadier-Bataillon immer mehr seinem Ruin entgegen. Die gänzliche Unfähigkeit seines Commandanten, der, berauscht vom Zauberbecher seiner südlichen Syrene, sich fast gar nicht mehr um sein Bataillon bekümmerte, wurde von Tage zu Tage in die Augen springender. Die Bataillonsgelder, die der leichtsinnige Commandant zu ganz andern Zwecken benutzte, als ihre ursprüngliche Bestimmung war, und die Gelder, welche man dem Soldaten unter der Rubrik „Masse" abzog, wurden auf eine unerhörte Weise verschleudert. Vergebens forderten die Soldaten ihr Eigenthum, um welches sie sich auf die nichtswürdigste Weise betrogen sahen.

Unter diesen Umständen konnte das plötzlich sich verbreitende Gerücht, der Obrist Cotter, der lange in Portugal diente, sey zum Commandanten unsers Bataillons ernannt, nur einen höchst freudigen Eindruck machen, und als sich dasselbe einige Zeit dar-

auf bestätigte, fanden sich die Soldaten auch keineswegs in ihren Erwartungen getäuscht: denn man überzeugte sich bald, wie sehr ein Commandant, dem es nicht an Willen und Muth fehlte, die unglückliche Lage der Soldaten zu verbessern, dazu im Stande wäre.

Die Eitelkeit des Herrn v. E.... fühlte sich natürlich auf das Höchste beleidigt, als man ihm das Commando des Bataillons abnahm und es dem würdigern Obrist Cotter übertrug. Zu scharf hatte ihn dieser Schlag verletzt; bisher an der Spitze des Bataillons auf dem Apfelschimmel paradirend, sollte er jetzt hintendrein reiten, nein das war zu viel: am andern Tage reichte er seine Entlassung ein, die ihm denn auch keine Stunde vorenthalten wurde. Die Schnelligkeit, mit der er seinen Abschied erhielt, bewies hinlänglich, daß man seine Fähigkeiten zu würdigen wußte.

Seit dieser Zeit belebte ein neuer und besserer Geist das dritte Grenadier-Bataillon. Mit kräftiger Hand erfaßte der neue Obrist die Zügel, und eine seiner ersten Maßregeln war, den unsaubern Geist des Officiercorps — wenn auch nicht unter die Säue fahren zu lassen, doch wenigstens zu veredlen, einige ganz unverbesserliche Subjecte davon bei der ersten Gelegenheit nach der Festung zu senden und ihnen den Abschied zu verschaffen. Diese herculische Arbeit, würdig, der Reinigung des Stalls des Augias an die Seite gesetzt zu werden, schritt zwar nur langsam fort, denn es war keine kleine Aufgabe, einen so verwilderten Haufen für das point d' honneur empfänglich zu machen, allein der unerbittlichen Strenge und dem unermüdlichen Eifer des neuen Obristen gelang es endlich, eine neue Ordnung der Dinge einzuführen. Das barbarische Prügelsystem wurde abgeschafft und an die Stelle despotischer Willkühr trat die Herrschaft der Gesetze. Die Lieferungen an Mon-

turstücken, woran unter Ewald nicht gedacht war, wurden den Soldaten nicht länger vorenthalten, sein Sold wurde ihm von nun an regelmäßig gezahlt und die tausend Plackereien, womit man ihn sonst hudelte, hörten auf. Dagegen wurde strenge Mannszucht gehalten und Insubordination und Vergehen im Dienst auf das Schärfste geahndet. Strenge Gerechtigkeit, ohne Ansehn der Person, wurde gehandhabt. In kurzer Zeit erhielten sechs bis acht untaugliche Officiere ihren Abschied und trieben sich alsdann, zum Scandal der deutschen Regimenter, in ihrer Uniform, die freilich bald zerrissen und zerlumpt vom Leibe herabhing und ihre einzige Bekleidung ausmachte, auf den Straßen Rio's umher. Auf ihren Triumphzügen wurden sie von jubelnden Negern begleitet und das gesunde Urtheil der barfüßigen, afrikanischen Kunstrichter über die verwahrlosten und tiefgesunkenen Söhne Germaniens fiel seltsam und lächerlich genug aus. Hatten diese Bedaurungswerthen während ihrer militairischen Laufbahn sich Mißhandlungen erlaubt, so konnten sie mit Gewißheit darauf rechnen, bei der ersten Gelegenheit in ihrer hülflosen Lage von ihren frühern Untergebenen das Recht der Wiedervergeltung ausüben zu sehen oder richtiger zu fühlen. Viele starben in der Misericordia, dem öffentlichen Krankenhause in Rio.

Unser Bataillon hob sich indeß von Tage zu Tage mehr, und mit dem innigsten Bedauern erfuhr es, daß der Obrist Cotter nach Irland gehen werde, um dort für Rechnung der brasilianischen Regierung Truppenwerbungen, die der zwischen Brasilien und Buenos Ayres ausgebrochene Krieg nöthig machte, zu veranstalten. Einige Monate später ging er zu diesem Zweck über London nach Irland. Um diese Zeit ward ich Sergeant-Major.

Der neue Commandant war ein Portugiese, **Antonio de Mouro e Britto**, von dem nichts Gutes

weiter zu berichten ist, als daß er ein tüchtiger Exerciermeister war, seine übrigen Fähigkeiten waren nicht lobenswerth und außer andern Schwachheiten ließ er sich auch als ein Werkzeug der rohen Intriguen, die einige Officiere im Bataillon spannen, mißbrauchen. Indessen ging es auch unter dem Commando dieses Majors besser als unter der Herrschaft des ersten Chefs.

Das zweite Grenadierbataillon hatte ebenfalls einen andern Commandanten erhalten, denn der Kaiser hatte den Savoyarden als Courier nach Wien geschickt, und zeichnete sich durch seine vortreffliche Haltung aus. Um diese Zeit konnten die beiden Grenadierbataillons als eine Zierde der brasilianischen Armee gelten, und Dom Pedro hatte manchen wichtigen Dienst ihrem Muth und ihrer Ausdauer zu danken. Das 27ste deutsche Jägerbataillon stand im Felde gegen Buenos Ayres und zeichnete sich durch seinen Muth vortheilhaft aus.

---

## Neunzehntes Capitel.

### Processionen und Kirchenfeste.

Die Processionen und Kirchenfeste und die damit verbundenen Gaukeleien, womit die brasilische Geistlichkeit die sinnlichen Einwohner zu beschäftigen weiß, nehmen kein Ende. Das unaufhörliche Gebimmel der Glocken von den zahlreichen Kirchen und Klöstern, stört jeden Zusammenhang eines vernünftigen Nachdenkens. Für den Ankömmling ist dieses so unleidlich, daß ihn dieser musikalische Prangen fast zur Verzweiflung treibt. Girandolen-Raqueten, Kanonenschläge und Feuerwerke bei hellem Tage verkünden den Anfang der Feierlichkeit und daß sich die Procession in Bewegung setze. Unter den vielen Festen,

die unserer lieben Frau zu Ehren gehalten werden, zeichnet sich vorzüglich das de nossa Senhora da conceiçao, in Beziehung auf das Dogma der unbefleckten Empfängniß, aus. Voraus ziehen die verschiedenen Musikchöre der Garnison mit klingendem Spiel. Dann erscheinen die Heiligenbilder von Wachs in Lebensgröße, die auf ungeheuren Piedestalen, die zum Tragen eingerichtet sind, von den vornehmsten Staatsbeamten getragen werden, die keuchend unter der heiligen Last, eine solche Sackeselei für eine große Ehre ansehen. Auch der Kaiser muß bei einigen Processionen, z. B. de coraçao de Jesus, ebenfalls mitschleppen, daß ihm der Schweiß aus allen Poren dringt. Maria eröffnet den heiligen Zug der Seligen und ist, von Diamanten und Gold strotzend, mit den reichsten Stoffen bekleidet. Alsdann folgen die übrigen Heiligen nach ihrem gehörigen Range. Unter diesen Heiligen, zeichnet sich auch ein ganz schwarzer, den man in Deutschland gewiß für den leibhaften Repräsentanten des Höllenfürsten halten würde, aus. Dieser heilige Mohr hat sich hauptsächlich der tiefen Verehrung der Neger zu erfreuen, denn die Weißen machen sich so gemein nicht, mit einem Schwarzen, selbst wenn es ein Heiliger ist, Gemeinschaft zu haben: Eine hübsche Negerin macht jedoch eine Ausnahme, zuweilen bei weißen Damen auch ein hübscher Neger. Nachdem die himmlischen Bürger vorüber sind, kommt der endlose Zug von Geistlichen und Mönchen in verschiedenen Ordenstrachten, brennende, fünf Fuß lange Wachskerzen in den Händen tragend. Zuerst wohlgenährte Domherren, (die nicht nöthig haben, wie unsere heutigen Zierbengel, sich Waden in ihre rothen Strümpfe nähen zu lassen,) in ihrem Ornate und fromme, feiste Väter, die der bildende Künstler gewiß nicht wählen würde, die Mäßigkeit zu personificiren, laut lachend und sprechend, Schnupftaback nehmend, mit jungen Frauen und Mädchen, oft in den verdächtigsten Häu-

sern, ein nur zu verständliches Geberdenspiel anknüpfend, dessen profaner Zweck sich mit ihrem heiligen Stande zuverlässig nicht in Einklang bringen läßt. Alsdann folgen die Mönche eines andern Ordens, deren leidendes Aeußere auffallend mit Jenen contrastirt, und auf deren Gesichte die Zwillingsbrüder Fanatismus und Aberglauben die Herrschaft zu theilen scheinen. Das Allerheiligste trägt der Bischof oder Abt unter einem reichen Thronhimmel und die gläubige Menge stürzt sich bekreuzend bei diesem Anblick in den Koth. Die verschiedenen Kirchenbanner flattern in dem endlosen Zuge und als Engel verkleidete kleine Mädchen dürfen nicht fehlen. Diese Ehre, die himmlischen Bewohner zu repräsentiren, läßt man gewöhnlich den reichern Familien zu Theil werden, welche denn auch eine solche Auszeichnung zu schätzen wissen, unbekümmert ob die schwache Natur des zarten Kindes unter diesem lästigen, oft angreifenden Ceremoniel leidet, oder nicht. Man fühlt sich geschmeichelt und tröstet sich mit dem Verdienst eines Gotteswerks, wenn sich eine Krankheit, von der das Kind häufig das Opfer wird, an der Thorheit der Eltern rächt. Eine Bedeckung bewaffneter Soldaten, die Tschakkos in den Händen tragend, und eine ungeheuere, unabsehbare Menschenmenge von allen Farben und Ständen beschließt den Zug. Alle Straßen, durch welche die Procession sich bewegt, sind mit Blumen, Lorbeer- und Orangenblättern bestreuet, die Häuser mit bunten Teppichen geschmückt und andächtige Brasilianerinnen lehnen mit unbeschreiblicher Grazie und Anmuth, mit den eleganten Fächern spielend und winkend, in den Balcons; es bleibt ihnen noch Zeit und Gelegenheit genug übrig, außer ihren heiligen Betrachtungen auch einigen weltlichen nachzuhängen. Bei solchen Processionen und Kirchenfesten hat man die beste Gelegenheit Liebeshändel anzuspinnen.

Jede Wache, vor der die Procession vorbei kommt,

muß ins Gewehr treten, die Kopfbedeckung in die Hand nehmen und nieder knieen. Dieses Ceremoniel forderte man auch von den deutschen Truppen, obgleich fast alle Protestanten waren. Mir hat die Unterlassung wenigstens einen zweimonatlichen Arrest zugezogen. Dieser Hergang soll im folgenden Capitel erzählt werden.

---

## Zwanzigstes Capitel.

### Der Arrest.

Bisher hatte ich mich immer dem Gewissenszwange und den der gesunden Vernunft und der Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts hohnsprechenden Gaukeleien zu entziehen gewußt. Allein im Jahre 1827 wurde ich Commandant der Cariocawache und das Verhängniß wollte, daß gerade an diesem Tage eine der dort so häufigen Processionen an dieser Wache vorüberzog. Obgleich nichts weniger als orthodox, war ich doch fest entschlossen, diesem Pfaffenunsinn nicht durch ein knechtisches, entehrendes Ceremoniel zu huldigen. Ich ließ nun zwar meine Wache ins Gewehr treten und eine solche Stellung einnehmen, um im schlimmsten Falle nicht ungerüstet vom fanatischen Pöbel überfallen zu werden, allein jede Anforderung zum Hinknieen ward zurückgewiesen. Vergebens ließ der das Sanctum tragende Priester das Glöcklein vor unsern Ohren schwirren: meine zwölf Grenadiere blieben kerzengerade mit geschultertem Gewehre stehen und aus ihren triumphirenden Blicken leuchtete hohe Verachtung gegen das Unwesen der Baalspfaffen und die Bereitwilligkeit, jede ernsthafte Demonstration mit gefälltem Bajonette kräftig zurückzuweisen. Vergebens forderte mich auch der Rundemajor auf, das vorgeschriebene Cermoniel, wie in der brasilischen Armee gebräuchlich, zu beobachten,

ich antwortete ihm, daß nicht nur die Religion, in der ich erzogen sey, sondern auch meine Grundsätze mir nicht erlaubten, seinem Befehle zu gehorchen und daß ich unter keiner Bedingung mich dazu verstehen würde. Die Folge davon war, daß ich noch in derselben Stunde vom Commando der Wache abgelöst und in Arrest geführt wurde, um die Strafe eines solchen Majestätsverbrechens, für welches Viele den Scheiterhaufen schon lodern sahen, zu erleiden.

In diesem Gefängniß hätte ich nun zwar die schönste Muße gehabt, die Rolle Talbots in der Jungfrau zu studiren und hauptsächlich die Worte des sterbenden brittischen Feldherrn:

„Unsinn, du siegst und ich muß untergehen" ꝛc. mit dem Gefühl, das die lebendige Erfahrung einflößt, zu recitiren, hätte nicht meine Umgebung mich zu ganz andern Betrachtungen veranlaßt. Ich war nämlich in eine ganz eigne Gesellschaft gerathen. Das mich umgebende Lumpengesindel bestand aus Cabocles, die man aus dem Innern des Landes geschleppt hatte, um auf brasilischen Kriegsschiffen von der tödtenden Sehnsucht nach ihren romantischen Wildnissen verzehrt zu werden und unter der Geißel ihrer civilisirten Henker das baldige Ziel ihrer Leiden zu finden. Welcher Contrast, ein brasilischer Urwald und ein brasilisches Kriegsschiff: dort das Werk der göttlichen Natur und hier das der armseligen Menschheit! Dort wandelt der freie Wilde in der freien Natur und der ewige Frühling webt seinen Blüthenteppich in das Immergrün der duftenden Wälder. Der Odem der Freiheit weht ihm entgegen in den Donnerstürmen furchtbarer Gewitter, wie im Gesäusel des lauen Zephirs; goldene Früchte laden ihn ein zum Genuß und sein kräftiger Arm spannet den mächtigen Bogen. Hier aber kriecht in enger Sclaverei der zertretene Sclave in dem begrenzten Raum eines dumpfen und schmierigen Kastens. Dort blüht Gesundheit auf seinen

Wangen und sein Freudengesang begrüßt den Auf- und Niedergang, aber hier nagen ekliche Krankheiten am Keime seines Lebens und dumpfes Hinbrüten und störrische Fühllosigkeit sprechen aus den finstern Zügen. Trauriges, trauriges Geschenk der Civilisation und des sogenannten Christenthums!

Da man mich ganz gegen die Militairverordnungen in einen Soldatenarrest gesteckt, ich aber keine Lust hatte, in einer solchen Gesellschaft noch länger psychologische Beobachtungen anzustellen, so wandte ich mich direct an den Militairgouverneur von Rio, General Moraco. Da ich mich schon damals mit der portugiesischen Sprache genau bekannt gemacht hatte und recht gut wußte, daß man durch eine kräftige Sprache in Brasilien am ersten zum Ziele gelangt, so legte ich einen förmlichen Protest gegen meinen illegalen Arrest ein, indem ich das ungesetzliche Verfahren des Rundemajors, der befohlen hatte, mich als Sergeant-Major in Soldatenarrest zu führen, mit türkischer Justizpflege verglich. Dieser Protest fruchtete: ich vertauschte noch an demselben Tage meinen gesellschaftlichen Kerker mit einem erträglichern Gefängniß, wo außer dem heillosen Ungeziefer kein lebendiges Wesen mir Gesellschaft leistete. Der Rundemajor bekam acht Tage Stubenarrest.

---

## Einundzwanzigstes Capitel.

### Die Vorstellung.

Zwei Monate hatte ich bereits gesessen und von Tage zu Tage erwartet, daß das Kriegsgericht über mich beginnen werde. Vergebens hatte ich mehrere Male um Beschleunigung desselben nachgesucht; meine Vorstellungen fanden kein Gehör. Endlich mußte daher auch meine Geduld reißen und ich beschloß, wenn

ich doch einmal als Opfer einer der Inquisition nicht unähnlichen Procedur fallen sollte, Sr. Majestät unverholen die Meinung zu sagen und Dom Pedro folgende Vorstellung (nach portugiesischem Styl, der sich durch edle Einfachheit vortheilhaft auszeichnet) überreichen zu lassen:

Senhor.

E. T. Böschc, Sergeant-Major des 3ten Grenadier-Bataillons, wagt es die Aufmerksamkeit Eurer Kaiserlichen Majestät für einige Augenblicke in Anspruch zu nehmen, um das ungesetzliche Verfahren der Militairbehörde zur Kenntniß Eurer Kaiserlichen Majestät, als Chefs der Nation, zu bringen und das Verhältniß zu beleuchten, worin er überhaupt zu Brasilien steht:

Es war am 16. December 1824, als sich der Bittsteller in Hamburg für den Militairdienst dieses Kaiserthums unter den Bedingungen engagirte:

1) Als Cadet in der brasilianischen Reiterei angestellt und der mit diesem Posten verbundenen Vortheile theilhaftig zu werden.
2) Daß es nach Verlauf von drei Jahren vom Willen des Bittstellers abhängen werde, entweder im Dienst fortzufahren, oder unter den Vortheilen der bestbegünstigten Colonisten nach einer der Colonien, die man seiner Wahl überlasse, abzugehen.

Das Originaldocument, den Ehrfurcht gebietenden Namen Eurer Kaiserlichen Majestät und das Wappen Brasiliens an der Stirn tragend, befindet sich in den Händen des Bittstellers, der es wagt, dessen Uebertragung des beeidigten Uebersetzers des Kaiserthums unterthänigst anzuschließen.

Von diesen Bedingungen ist von Seite der brasilianischen Regierung keine erfüllt, sondern man hat den Bittsteller gezwungen, auf unbestimmte Zeit als Corporal in das dritte Bataillon einzutreten. Sein

Protest, den er bei dem Kanzler des Kaiserthums, Monsenhor da Miranda, und bei dem Kriegsminister gegen ein so willkührliches, ungerechtes und illegales Verfahren einreichte, ist unberücksichtiget geblieben. Das Jammergemälde der unglücklichen Lage des deutschen Soldaten in Brasilien, die Ungerechtigkeiten und die barbarische Behandlung, die er zu erleiden hatte und noch hat, in das gehörige Licht zu stellen, fühlt sich die Feder des Bittstellers zu schwach: der Soldat wird auf langer Marterbank zu Tode gefoltert.

Es würde zu weit führen, alle die Kunstgriffe, falschen Versprechungen, Verführungen und Gewissenlosigkeiten herzuzählen, die man wohl dem Agenten eines türkischen Paschas, aber keinem Repräsentanten eines durch eine freisinnige Constitution regierten Landes zutrauen dürfte, womit der Major Schäffer, im Bunde seiner Helfershelfer, die aus dem Abschaum europäischer Bevölkerung gewählt sind, seine Werbegeschäfte betreibt und die Flüche und Verwünschungen Tausender auf sich ladet.

Es wäre Hochverrath, auch nur zu vermuthen, daß die kaiserliche Regierung mit diesem Agenten einverstanden sey, durch falsche Vorspiegelungen und Versprechen Menschen ihrem Vaterlande zu entführen und dadurch das entehrende Handwerk der Seelenverkäuferei zu genehmigen, sondern es ist zu glauben, daß jener treulose Agent seine Instruction eigenmächtig überschritt, den Ehrfurcht gebietenden Namen Eurer kaiserlichen Majestät und das Wappen Brasiliens, den Schwur eines ganzen Volks, auf die schändlichste Weise zu seinem Lügensystem mißbraucht. Es würde indessen hohe Zeit seyn, jenen Agenten zur Rechenschaft zu ziehen und durch seine gesetzliche Bestrafung die Flecken abzuwaschen, die das schändliche Verfahren desselben auf die Regierung Eurer kaiserlichen Majestät geworfen; denn Viele, die, wie der Bittsteller, Opfer der Niederträchtigkeiten (maguinaçoes) jenes

Seelenverkäufers geworden sind, haben in den Zeitschriften und durch die Presse Europa's laut ihre Stimme erhoben und Zweideutigkeiten veranlaßt, die nur durch strenge Ahndung des Gesetzes entkräftet werden können.

Ferner gestattet der §. 5. Tit. I. der Constitution die freie Ausübung jeder Religion, und doch entblöden sich die Chefs der verschiedenen deutschen Corps, welche fast aus lauter Protestanten bestehen, nicht, die Truppen unter den Augen Eurer kaiserlichen Majestät dem gehässigsten Gewissenszwange zu unterwerfen und zu einem Cultus zu zwingen, dessen Ceremoniel die Dogmen der protestantischen Religion ganz und gar verwerfen! Die Denkfreiheit und die innere Ueberzeugung erkennen keine menschlichen Gesetze und Befehle an, und wenn diese es wagen, ihre Herrschaft über jenes Heiligthum jedes Menschen geltend zu machen, so werden sie nicht nur ihren Zweck gänzlich verfehlen, sondern die Gemüther werden immer mehr Stoff zur Erbitterung in sich sammeln, bis bei der ersten Gelegenheit der gährende Krater die langverhaltenen Flammen von sich speit.

Der Bittsteller befindet sich bereits seit zwei Monaten im Gefängniß, weil er, ein Protestant, sich weigerte als Commandant der Carioccawache eine vorüberziehende Procession em adoraçao zu verehren. Die protestantische Kirche überläßt es der Willkühr ihrer Bekenner, vor dem höchsten Wesen zu knieen — vor jedem Andern verbietet sie es und verwirft durchaus die Anbetung der Heiligen. Der Bittsteller hat also blos die Vorschriften seines Glaubens befolgt und ist aus diesem Grunde auf eine der Inquisition ähnliche Weise in das Gefängniß geworfen, in dem er beinahe zwei Monate schmachtet, ohne auch nur ein Verhör gehabt zu haben. Und wer soll über den Bittsteller urtheilen. Katholische Officiere? Sie werden ihn verdammen. Protestantische Officiere? Sie werden

ihn freisprechen; denn beide Theile sind vielleicht von Vorurtheilen befangen, die Erziehung und Religion zu innig mit ihrem Ich verflochten, um ein unpartheiisches Urtheil zu unterschreiben.

Der Bittsteller appellirt daher an die hohe Weisheit und bekannte Gerechtigkeitsliebe Eurer kaiserlichen Majestät, unterthänigst bittend:

„daß die Straf- oder Nichtstrafbarkeit desselben von einem unpartheiischen Gerichte sofort untersucht werden möge; dem Bittsteller aber alsdann seinen Abschied vom brasil. Militairdienst zu ertheilen, da er sich aller fernern Ansprüche an Brasilien gern begiebt, um so mehr, da der Vertrag des Agenten Schäffer durch die gänzliche Unberücksichtigung desselben nicht allein höchst ungerechter Weise gebrochen ist, sondern nach zwei und ein halbjähriger Dienstzeit allen Werth für den Bittsteller verloren hat."

E. K. M.

Dom Pedro wußte wohl, daß die Deutschen grob waren und nahm daher auch die obige Vorstellung gar nicht übel; sondern schrieb an die Stirn derselben: „seja solto, o Imperador." („er sey frei, der Kaiser") und schickte sie durch eine Cavallerie-Ordonnanz an den Gouverneur, der alsbald einen Officier sandte, welcher mein Gefängniß öffnete, mir mit vieler Höflichkeit ankündigte, daß ich auf Befehl Seiner Majestät meines Arrests entlassen sey, und mich zu gleicher Zeit zum Frühstück bei Sr. Excellenz einlud, eine Ehre, die ich zwar öfters genossen hatte, dieses Mal aber mit schuldigem Respect ablehnte. Von dem übrigen Inhalt war nie wieder die Rede, als daß bald nachher der englische protestantische Pfarrer von der englischen Gemeinde in Rio de Janeiro den deutschen Soldaten auf englisch vorpredigen und Gottesdienst halten mußte.

## Zweiundzwanzigstes Capitel.

### Tod der ersten Kaiserin von Brasilien, Caroline Leopoldine Erzherzogin von Oesterreich.

Ende 1827 unternahm der Kaiser auf dem Linienschiffe Dom Pedro primeiro eine Reise nach den südlichen Provinzen, um den Schauplatz des Kriegs, der zwischen Brasilien und Buenos Ayres ausgebrochen war, zu besuchen. Seine Gemahlin war hochschwanger, und der Abschied der fürstlichen Gatten, wie man sich zuflüsterte, soll eben nicht zärtlicher Natur gewesen seyn. Man sagt, der Kaiser habe sich soweit vergessen, seine hochschwangere Gemahlin mit Fußtritten zu mißhandeln. Wenige Tage nach der Abreise Dom Pedro's verbreitete sich das Gerücht, die Kaiserin sey krank und von Tage zu Tage wurden die Symptome bedenklicher. Eine zu frühe Entbindung, die Folge jener Mißhandlung, setzte ihrem Leben ein Ziel. Die Trauerpost hatte eine erschütternde Wirkung. Auf allen Gesichtern malte sich Betrübniß und die tiefste Trauer, denn die Milde und Seelengüte der Verewigten hatten ihr alle Herzen gewonnen. Es ist zwar etwas Gewöhnliches bei der Gruft hingeschiedener Fürsten, sie mit Tugenden zu beschenken, die sie oft dem Namen nach kaum kannten, dieses geht soweit, daß, wenn man diese Lobhudeleien serviler Zeitungen liest, man versucht werden möchte, sie für die beißendsten Persiflagen zu halten — allein beim Hintritt dieser Fürstin hat ungeheuchelte Empfindung Thränen des Danks, Thränen der Liebe ihr nachgeweint.

Die Leichenfeierlichkeiten waren in der That ergreifend. Alle Kirchen waren schwarz ausgeschlagen und Trauergerüste mit unzähligen Candelabern darin aufgeführt. Von Minute zu Minute fielen Trauerschüsse. Am dritten Tage ward die kaiserliche Leiche

in dem Kloster d' Ajuda beigesetzt. Das Castrum doloris in dieser Kirche gewährte einen ergreifenden Anblick und zeigte, von dem zitternden Schimmer unzähliger Kerzen beleuchtet, das Wappen Brasiliens in tiefer Trauer und sonstige Symbole aus dem Gebiet des Todes. Um eilf Uhr Nachts kam der mit Fackeln begleitete Leichenzug bei dem Kloster d' Ajuda an, wo die deutschen Grenadier-Bataillons mit beflorten Fahnen und schwarzbehangenen Trommeln aufgestellt waren. Es gewährte in der That ein feierliches Schauspiel, selbst diese sonst so rohen Gemüther von einem großen, aber schweigenden Schmerz, von einer stillen Trauer ergriffen zu sehen. Ihre ganze Haltung verrieth diese feierlich ernste Stimmung: Sie waren einer großen Familie an der frischen Gruft der hingeschiedenen Mutter ähnlich. Acht Kammerherren trugen den Sarg von dem Leichenwagen in die Kirche, und nach dem Todtenamte und unter drei Salven der Infanterie und des groben Geschützes ward die kaiserliche Leiche beigesetzt. Wer jemals Gelegenheit hatte, einer solchen Feierlichkeit beizuwohnen, wird den tieferschütternden Eindruck derselben nicht leicht wieder vergessen. Dom Pedro traf die Todesbotschaft als er eben im Begriff war, die deutsche Colonie S. Leopoldo zu besuchen. Er kehrte, ohne dieselbe gesehen zu haben, schnell nach Rio de Janeiro zurück.

---

## Dreiundzwanzigstes Capitel.

### Die Irländer.

Gegen Ende des Jahres 1827 kamen die Irländer, welche der Obrist Cotter zu werben abgeschickt worden war, von Cowes, wo die Expedition vor sich ging, in Rio de Janeiro an. Diese Menschen wurden mit denselben Lumpen, die sie in Irland getra-

gen hatten und die oft ihre Blöße nicht einmal bedeckten, ausgeschifft. Liederliche Weiber und Mädchen brachten sie zur Genüge mit. Man kann sich denken, wie sich dieser Zug zerlumpter Neupatrioten durch die Gassen Rio's ausgenommen haben mag. Bange Ahnungen drangen sich schon damals den Bewohnern Rio's auf und ließen sie von den einwandernden Vaterlandsvertheidigern nicht viel Gutes erwarten. Diese Ahnungen wurden nur zu bald erfüllt, denn es verging fast kein Tag, wo diese Bande nicht die heillosesten Excesse, Raub und Mord beging und Schrecken und Bestürzung unter den Bürgern verbreitete. Diese Rotte erfreuete sich nicht nur eines bessern Tractaments und einer gelindern Behandlung, als selbst die deutschen Truppen, sondern sie erhielt auch eine bei weitem bessere Menage, sogar Caffee mit Weißbrod! Während die Deutschen nur ein halbes Pfund Fleisch erhielten, bekamen diese Insulaner ein ganzes Pfund. Gleich nach ihrer Ankunft hatten sie eine gedruckte Capitulation auf den Zeitraum von vier Jahren erhalten und man zahlte ihnen den rückständigen Sold vom Tage ihres Engagements in Irland an bei Heller und Pfennig. Alle diese Vortheile hatte man bis jetzt nicht nur den deutschen Truppen verweigert und versagte sie ihnen noch, sondern, um den Contrast noch greller zu machen, steckte man 500 dieser Irländer unter das 3te deutsche Grenadierbataillon, welches um diese Zeit im Quartier des Campo d' Acclamaçao lag, und ungefähr ebensoviel unter das 28te deutsche Jägerbataillon, das von Fernambuco zurück gekommen war und auf der Festung Praya-Vermelha casernirte. So bildeten diese Irländer also einen statum in statu und ihre auffallend bessere Behandlung und die sonstigen Vortheile mußten natürlich den gerechten Unwillen der Deutschen, die alle ihre Ansprüche und Forderungen zurückgewiesen sahen, erwecken. Ein solches inconsequentes Verfahren konnte nur

die verderblichsten Folgen nach sich ziehen. Die schon seit der Ankunft der Irländer so sehr aufgeregten Gemüther mußten nun noch mehr Erbitterung und Zündstoff in sich aufnehmen, der bei der ersten Reibung zur hellodernden Flamme hervorzuschlagen drohete.

Zwei tausend Irländer, die als Soldaten eintraten, ohne die Colonistenfamilien zu rechnen, waren nach und nach in Rio angekommen. Von der Rohheit dieser Nation kann man sich keine Vorstellung entwerfen. Selbst die deutschen Soldaten, zu nichts weniger geeignet, als die Mäßigkeit darzustellen, mußten über die Ausschweifungen dieser Insulaner erstaunen. Aus dem Taumel der Betrunkenheit kam der größte Theil nur höchst selten. Stirbt ein Irländer, so versammeln sich vier bis sechs alte Weiber um den Todten und wetteifern in gräßlichem Grimassenschneiden und fürchterlichem Klaggeheule mit einander, daß man glaubt, dem Unisono eines Furienklubbs beizuwohnen. Die Branntweinflasche wandert beständig von einer Hand zur andern und steigert die gräulichen Ausbrüche dieser Blocksbergscandidatinnen bis zur Raserei. Dieser Wahnwitz wird so lange getrieben, bis sich convulsivische Zuckungen zeigen und die alten Weiber so betrunken sind, daß sie den Himmel für eine Baßgeige ansehen. Oft aber nehmen diese Declamatorien ein ernsthafteres Ende, denn dasjenige alte Weib, welches das schaudererregendste Geheul anstimmt und die schrecklichsten Grimassen schneidet, erregt durch ihre Kunstleistungen den Neid und die Eifersucht der übrigen Actricen, die denn auch bald über die Beneidete herfallen, um schon im Voraus den Lorbeerkranz mit allen zehn Fingern vom Scheitel der Gefeierten zu reißen, bei diesem Manöver indeß aber in die Haare derselben gerathen und dadurch das Signal zum allgemeinen Handgemenge geben. Bald stürzen dann auch andere Weiber herbei, um die unter-

drückte Künstlerin gegen Unbill zu schützen, und da sich dann die Männer ebenfalls in die Paukereien der zärtlichen Ehehälften verwickelt sehen, so werden nicht selten Einige das Opfer dieser Schlägereien und dann dem Todten, dem zu Ehren man alle diese Feierlichkeiten anstellte, zur Gesellschaft beigesellt. Dieses nennt man eine irische Todtenfeier würdig begehen.

Ueberhaupt spielen die irländischen Weiber bei allen Schlägereien die erste Rolle. Sie feuern nicht nur, wie die Weiber der alten Germanen, die Männer zur Tapferkeit an, sondern nehmen thätigen Antheil am eigentlichen Kampfe selbst, und da fast alle Angriffe mit Steinen geschehen, so tragen sie solche den Männern in der Schürze zu. Die augenscheinlichste, drohendste Gefahr kann diese Amazonen nicht vom Kampfplatz verscheuchen und ich habe Irländerinnen gesehen, die mehrere Schußwunden erhalten hatten und dennoch nicht von der Seite ihrer Männer wichen, sondern dieselben durch ihre kalte Verachtung der Gefahr noch mehr ermuthigten.

---

## Vierundzwanzigstes Capitel.

### Revolte.

**On ne fait pas la révolution avec de la fleur d'Orange.**

(*Mirabeau.*)

Ungeachtet diese Bande, die größtentheils dem Zuchthause, mitunter auch dem wohlverdienten Galgen entsprungen war, sich so vieler Vorzüge vor den übrigen Truppen zu erfreuen hatte, so verging doch fast kein Tag, wo diese Insulaner nicht die revolutionairsten Excesse verübten, und da die brasilischen Truppen nichts mit diesem Gesindel anstellen konnten, so mußten die Deutschen sie immer in die Schranken der

Ordnung zurückweisen. Um diese Zeit war der Ruhm der deutschen Truppen aufs Höchste gestiegen; als Muster der ganzen Armee wurden die zwei deutschen Grenadierbataillons aufgestellt, und wenngleich ihre Zahl nur klein war, so konnte Brasiliens Kaiser doch mit Recht stolz auf sie sein — zwei feste Säulen seines Thrones waren sie!

Aber was war der Lohn für die so oft bewiesene Treue, was der Dank für so manch geleisteten Dienst, was die Frucht des vergossenen Schweißes? Die schlechteste Behandlung. Es ist empörend, aber leider eine traurig wahre Gewißheit, wie öfter bei Fällen, wo der Soldat nur streng seine Pflicht beobachtete und seiner bei einem rechtlichen Bataillonscommandanten nur Belobung gewartet hätte, er hier mit zwei- bis dreihundert Stockschlägen bestraft und dadurch zum Krüppel wurde. Dazu von einem Corps Officiere umgeben, die entweder aus Dummheit oder Bosheit den schon genug gemarterten Soldaten fast zur Verzweiflung brachten. Daher die öftern Selbstmorde, die so häufig unter den ausländischen Corps vorfielen, dies die Ursache, warum so mancher einst wackre junge Mensch dem Laster des Trunks sich ergab — ein Gift, das am Kern des Lebens nagt und so Viele ins frühe Grab stürzte. Aber die verderblichen Folgen konnten nicht ausbleiben, früher oder später mußte der langverhaltene Groll aus der wutherfüllten Brust hervorbrechen: die Gemüther gähren, ein leiser Windstoß und der glimmende Funken wird zur hellauflodernden Flamme.

Der neunte Junius war der Tag, an dem das Ungewitter losbrach. Es war am Morgen neun Uhr, als ein Soldat mit hundert und funfzig Stockschlägen bestraft werden sollte und zwar aus dem einfachen Grunde, weil derselbe am Abend vorher einem Officier, der ihm bürgerlich gekleidet begegnete, den militairischen Gruß nicht gemacht habe. Dieser Soldat war

vom zweiten Grenadierbataillon, welches in der gewöhnlichen Residenz des Kaisers, Sao Christovao, eine halbe Stunde von Rio de Janeiro entfernt, lag und zugleich die Leibwache des Kaisers ausmachte.

„Herr Major," wandte der ohnehin schwindsüchtige Soldat, auf den Befehl des Commandanten (eines Portugiesen), seine Jacke und sein Hemde auszuziehen, um die ihm zugedachte Bastonnade in Empfang zu nehmen, ein: „Herr Major, ich habe drei Jahre und sechs Monate dem Kaiser redlich gedient, während dieses Zeitraums nie eine Strafe erlitten und ich glaube, daß jenes Verbrechen (wenn es wirklich ein solches genannt zu werden verdient) nicht von der Art ist, durch eine so harte Züchtigung entgolten zu werden. Ich bitte, daß ein unparteiisches Kriegsgericht über mich entscheiden möge. Dieses ist meine Erklärung und nie werde ich freiwillig meinen Körper einer so unverdienten Züchtigung preis geben." Aber statt diesen vernünftigen und billigen Gründen Gehör zu geben, wurden jenem Soldaten die Jacke und das Hemde im wahren Sinne des Worts mit Gewalt vom Leibe gerissen, er selbst an einen Pfahl gebunden und hundert und funfzig blutige Striemen bewiesen sattsam, in welcher Barbaren Hände er gefallen war. Hiermit nicht genug, erklärte der nämliche Commandant, diese hundert und funfzig Stockschläge wären die Strafe des genannten Vergehens, jetzt wolle er diesem Soldaten noch hundert Stockschläge geben lassen, weil derselbe sich geweigert habe, freiwillig den Rücken zu entblößen. Es empört, einem solchen Schauspiel beizuwohnen. Der kränkliche Soldat kratzte aus Schmerz und Verzweiflung mit seinen gebundenen Händen zwei große Löcher in eine steinerne Mauer, an welcher der Pfahl stand, und selbst als alle Symptome einer Ohnmacht sich zeigten, blieb sein Peiniger kalt und unerbittlich.

Es ist eine ewige, durch die Geschichte und die

Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß wenn der Gedrückte seiner Last unterliegt, er nirgends Recht mehr findet, dann reißt der letzte Faden der Geduld, er greift zum letzten Mittel, der Eigenhülfe, und vor seiner Rachewuth findet der Säugling und der Greis kein Erbarmen. Zorn und Rache glühten in den Blicken der übrigen Soldaten, die in ihrem gemißhandelten Cameraden ihre eigne Menschenwürde mit Füßen getreten sahen.

Zweihundert und dreißig barbarische Hiebe hatte jener Bedauernswerthe bereits ausgehalten, in Aller Adern flammte Wuth, und als sein Henker noch mit Züchtigen fortzufahren befahl, da mußte die Flamme hervorschlagen. Ein weitschallendes: „Hurrah, auf den Tyrannen, nieder mit ihm!" ertönte und aus den Compagnien stürzten die Soldaten mit aufgepflanztem Bayonnet hervor, Vergeltung und Rache zu üben. Aber dem Feigen glückte es, mit Hülfe seines Pferdes nach seiner Wohnung zu fliehen. Auch dorthin folgten ihm die Wuthentbrannten, stürmten das Haus und nur mittelst eines gewagten Sprunges durch's Hinterfenster und als gemeiner Handwerker verkleidet, gelang es dem Verfolgten, dem nahen Verderben zu entgehen. Aufgebracht, den verhaßten Gegenstand ihrer Wuth verfehlt zu haben, ließen sie dieselbe an leblosen Dingen aus. Man zerschlug Fenster und Thüren, Tische, Spiegel und Stühle; man riß die Wände des Hauses ein; die kostbare Uniform, Wäsche, Epauletts, Uhren, silberne Sporen wurden vernichtet und ins Meer geworfen. Das ganze außerhalb der Stadt belegene Haus (worin der Commandant zum Glück allein wohnte, denn seine Familie befand sich in einem in der Stadt selbst belegenen Hause) ward mit einem Worte der Vernichtung übergeben, und nur ein dampfender Schutthaufen bezeichnete die Stelle, wo ehemals ein wohleingerichtetes Haus stand.

Der Feuerbrand der Revolution war jetzt ge-

schwungen, alle Bande des Gehorsams waren gelöst und dadurch das militairische Gebäude in seinen Grundfesten erschüttert.

Die Soldaten stürmten jetzt zum Palast des Kaisers, vor seinem Thron die gerechten Klagen zu erheben und ihn zu bitten, ihre Forderungen zu realisiren und ihren Beschwerden abzuhelfen, widrigenfalls sie mit gewaffneter Hand ihre Ansprüche geltend zu machen versuchen oder sterben wollten.

Dom Pedro hatte die deutschen Truppen stets allen übrigen vorgezogen, und während er seine eingebornen Soldaten kaum eines Blickes würdigte, sich mit jenen oft in Familiaritäten eingelassen. Nie ist er wohl genau von den häufigen Unterdrückungen und Ungerechtigkeiten, welche der deutsche Soldat erlitt, unterrichtet gewesen und einige Beispiele, wo er von der Wahrheit der gemachten Beschwerden sich überzeugte, bekunden wenigstens seinen guten Willen.

Die Forderungen, welche das zweite Grenadier-Bataillon jetzt machte, waren folgende:

1) Eine billige Capitulation auf den Zeitraum von vier Jahren (hiervon war bisher nie die Rede gewesen und der Soldat hatte nichts Schriftliches über diesen Punkt in Händen);
2) eine ehrenvollere, bessere Behandlung, als bisher;
3) verlangten sie ihren rückständigen Sold, die Masse genannt, und die pünktliche Lieferung der ihnen zukommenden Monturstücke;
4) die Auslieferung oder die Bestrafung des von ihnen verfolgten Majors;
5) die Entfernung mehrerer verhaßter Officiere vom Bataillon.

Dom Pedro versprach, die Sache untersuchen zu lassen und binnen acht Tagen solle verfügt werden, was Rechtens, bis dahin sollten die Beschwerdeführer sich ruhig verhalten.

Die Soldaten kehrten nach dieser kaiserlichen Erklärung ruhig in ihr Quartier zurück, verjagten und mißhandelten indeß noch einige Officiere und zerschlugen deren Sachen. Doch ward Ordnung und Stille bald wieder hergestellt.

Bald darauf glich die Caserne des zweiten Grenadier-Bataillons, die in der Nähe des kaiserlichen Palastes lag und ehemals ein Kloster war, einem Lager in der Nähe des Feindes. Die Soldaten hatten unter sich Vorgesetzte gewählt, Vorposten waren ausgestellt, Patrouillen abgeschickt, die Gewehre, um nöthigen Falls schnell zur Hand zu sein, in Pyramiden zusammen gestellt, und das Ganze hatte ein kriegerisches Ansehen gewonnen. Die meisten der Officiere waren bereits entflohen.

Zwei Tage waren auf diese Weise verflossen und Alles schien noch ein gutes Ende nehmen zu wollen. Der Militairgouverneur, General Valente, war mehrere Male anwesend und bat, nur sich passiv zu verhalten und keine Excesse zu begehen. Dessenungeachtet fielen mehrere blutige Auftritte zwischen den deutschen und eingebornen Truppen vor.

Inzwischen war der 11. Junius, der eigentliche blutige Tag dieser Völkerschlacht angebrochen. Wahrhaft eine Völkerschlacht, zwar sehr en miniature, waren diese Auftritte zu nennen, denn hier sah man, wie ein Nordländer mit dem schwarzen Sohn der Wüste Afrika's, mit dem Brasilier und Portugiesen kämpfte, wie Deutscher, Britte, Franzose, Irländer, Cabocle, Mohre, Mulatte u. s. w. jeder seiner Partei diente. Um eilf Uhr Morgens hatten sich ungefähr vierzig Mann vom zweiten Grenadierbataillon nach der Stadt begeben, um ihres Commandanten habhaft zu werden. Es gelang ihnen auch, auf die Spur des Verfolgten zu kommen, der sich genöthigt sah, in die Hauptwache der Polizeimiliz zu flüchten. Der Sturm auf diese Wache begann alsbald und nur der Schnel-

ligkeit seines Pferdes und der Verkleidung als gemeiner Polizeisoldat verdankte er seine Rettung. Wäre er in die Hände dieser Aufgebrachten gefallen, der Stab würde über ihm gebrochen worden sein. Jetzt stürmten die Getäuschten nach dem Hause des Majors, um dort Alles zu spoliren und nur flüchtend konnte sich die Familie desselben retten. Um ihrer Wuth Einhalt zu thun, ließ der Kaiser den Major sofort arretiren und nach der Festung bringen. Zu diesen vierzig Mann gesellten sich ungefähr siebenzig bis achtzig Irländer, für welche dergleichen Auftritte Wasser auf ihre Mühle waren. Zurück nach Sao Christovao zu stürmen, daselbst alle Vendas zu erbrechen, sich in Wein und andern spirituösen Getränken zu berauschen, sich vernunft- und verstandlos zu saufen — dies Alles war das Werk einiger Minuten. Der Wein floß in Strömen und war ein zu mächtiger Köder, als daß der größte Theil seiner verführerischen Lockung hätte widerstehen können. Ja, ich habe gesehen, daß sich ein Irländer unter den aufgemachten Zapfen eines vollen Weinfasses legte und sich auf diese Weise den Tod holte. Während dieses Vorgangs hatten seine edelen Landsleute einen Halbkreis um ihn gebildet und Keinem fiel es auch nur ein, dem Sinnlosen zu helfen, sondern unter ihren Beifallsbezeugungen und lautem Jubel hauchte derselbe seinen Geist aus. Die rohen Ausschweifungen dieser Nation übersteigen alle Vorstellung.

Bald zeigten sich denn auch die Wirkungen der Trunkenheit. Zuvörderst ward das Magazin erbrochen und jeder Einzelne versorgte sich mit hundert scharfen Patronen. Zu tief war ohnedem der alte Groll eingewurzelt, als daß die erbitterten Gemüther diesen lang ersehnten Zeitpunkt hätten vorübergehen lassen können, ohne das Recht der Wiedervergeltung auszuüben. Zunächst wurden jetzt einige Officiere auf eine schreckliche Weise gemißhandelt und Andere konnten

nur in der Flucht Heil und Rettung finden. Doch hiermit war der verwilderte Soldat noch nicht zufrieden, die furchtbarsten Excesse wurden ausgeübt, mehr als funfzig Häuser demolirt und die darin befindlichen Sachen vernichtet. Bald hatten sich denn auch die Bürger mit ihren Negern versammelt, doch durch einige Musquetensalven von Seiten der Grenadiere, die Mehrere niederstreckten, eben so schnell auch wieder zerstreuet. Aber wehe auch dem einzelnen Soldaten, der, vielleicht ohne Theilnahme an der ganzen Unruhe, in die Hände der Bürger und Neger fiel: sein Urtheil war gesprochen und wohl ihm, wenn ein schneller Tod seinem Leben ein Ende machte. Empörende Grausamkeiten sind hierbei vorgefallen.

Auch während dieser Hergänge war der Gouverneur von Rio mehrere Male in der Caserne des zweiten Grenadierbataillons und machte die einleuchtendsten Ermahnungen, indem er den Soldaten einen Generalpardon zusicherte und alle ihre Forderungen zu realisiren versprach. Aber er predigte tauben Ohren und wurde schnöde mit dem Bescheid abgefertigt: „daß sowohl er, als auch der Kaiser, sie schon so oft belogen habe, daß man dem Worte Beider nicht mehr zu trauen für gut fände.“ Die reitende Artillerie, aus Brasilianern bestehend, wurde nun zum Aufsitzen befehligt; aber man wagte es nicht, den Löwen in seiner Höhle anzugreifen und nur leichte Scharmützel fielen vor, die fast immer zum Nachtheil der Artillerie abliefen.

Merkwürdig bleibt es indessen, daß während der Tage dieser Unruhen die deutschen Grenadiere ihren zu gebenden Dienst auf das Pünktlichste versahen; selbst die Palastwache des Kaisers war bis zum letzten Augenblick treu in der Ausübung der Pflicht, und während ihre rebellirenden Cameraden vom nahen Quartier Musquetenkugeln nach dem kaiserlichen Schlosse hinübersandten, bildeten sie die Leibwache des

Kaisers, selbst am Tage des größten Aufruhrs, bereit, mit ihrem Blute jede Gefahr von ihrem kaiserlichen Herrn abzuwehren — ein Beweis, wie sehr sie das Zutrauen Dom Pedro's besaßen. Es würde indessen zu weit führen, alle die einzelnen Excesse zu beschreiben, die vorfielen: Alles, was unter die Hände der aufgebrachten Soldaten kam, ward ohne Gnade gemordet — Plünderung und Raub waren das Feldgeschrei. Die Raserei hatte den höchsten Gipfel erreicht und selbst unter der Gefahr, der Glaubwürdigkeit dieses Aufsatzes Abbruch zu thun, muß ich erwähnen, daß einige Deutsche auf eine Entfernung von funfzig bis siebenzig Schritt zu verschiedenen Malen auf einen Cameraden und Landsmann, der sie nie beleidigte, scharf schossen, nur um zu erproben, wie sie das vorgesteckte Ziel erreichen möchten.

Bis jetzt hatte der Aufruhr blos im zweiten Grenadierbataillon getobt, aber allmälig entzündete jenes wilde Feuer auch die Gemüther des dritten Grenadierbataillons. Hier in diesem Corps gährte es schon seit Ankunft der Irländer, deren verführerisches Beispiel so unheilbringend auf alle übrigen deutschen Truppen gewirkt hatte. Der angehäufte Brennstoff zur Empörung mußte daher auch bei dieser Gelegenheit Feuer fangen.

Es war am 11. Junius, als ungefähr funfzig Irländer sich zusammen rottirten, um den Obrist Cotter, der mit der Anwerbung dieser Irländer beauftragt gewesen war, an seine ihnen in Irland gemachten Versprechungen zu erinnern. Daß dieses auf eine sehr nachdrückliche Weise geschah, kann man daraus folgern, daß der genannte Obrist sich mehrere persönliche Mißhandlungen zuzog und nur durch die Dazwischenkunft mehrerer Deutschen vor noch gröbern Beleidigungen gesichert wurde. Seinem Beispiel, Heil in der Flucht zu suchen, folgten denn auch bald der Major

und Commandant dieses Bataillons (ebenfalls ein Portugiese) und die meisten Officiere.

Die Caserne des dritten Grenadierbataillons, Quartel d' Acclamaçao genannt, ist ein großes Quadrat, dessen Außenseiten mit Behausungen der Soldaten eingefaßt sind, wodurch das Innere einen ausgedehnten Raum bildet, der zum Exerciren des Bataillons dient.

Nahe an dieser Caserne ist eine Wache, die von Polizeisoldaten besetzt wird. Mit diesen hatten die Irländer schon oft Händel gehabt. Ihr Werk begann also mit dem Sturm auf diese Wache. Der Sieg krönte ihr Unternehmen, sechs Brasilier büßten ihr Leben dabei ein, die Uebrigen retteten sich durch die Flucht. Die Wache selbst mit der darin befindlichen Armatur u. s. w. wurde der Zerstörung übergeben; dann eine reitende Patrouille durch diese Irländer über den Haufen geworfen und größten Theils ermordet. Rio de Janeiro schien wie ausgestorben, alle Häuser und Kaufläden der ungeheuren Stadt waren verschlossen, und kein Bürger wagte sich mehr auf die verödeten Straßen, aus denen ein ahnungsbanger Schrecken jedes heitere Leben verscheucht hatte.

Auf dem Schauplatze der Excesse und unter dem Banner der Rebellion versammeln sich inzwischen immer mehr Theilnehmer: Irländer und Deutsche, im Taumel eines kurzen Freiheitsrausches, überlassen sich allen Arten von Ausschweifungen. Alle Häuser der Nachbarschaft wurden erstürmt und geplündert, alle Vendas (Krämerladen) erbrochen und der in Strömen fließende Wein weckt das Feuer der wildesten Leidenschaften in den versteckteften Winkeln der Brust, in deren Befriedigung man die entadelte Menschennatur in ihrer höllenschwarzen Entwürdigung erblickt und bei welchem Anblick das gefühlvolle Herz von kaltem Schauder geschüttelt wird. Kein Alter und kein Geschlecht findet mehr Erbarmung vor dieser verwilder-

ten, zügellosen Rotte, und der Greis und der Säugling wird mit derselben fühllosen Gleichgültigkeit gemordet.

Es ist ein ewiges Schanddenkmal, welches die Irländer sich bei dieser Empörung gesetzt haben; auch nicht der kleinste Grund kann ihr tolles Beginnen rechtfertigen. Sie hatten gleich nach ihrer Ankunft in Rio de Janeiro eine billige und gedruckte Capitulation auf den Zeitraum von vier Jahren erhalten; sie wurden hier auf eine unbegreiflich und unverantwortlich milde Weise behandelt, selbst bei Vergehungen, die bei einem regulairen Militair, wo Strenge herrscht, das Leben verwirkt hätten. Ueberdem erfreueten sich dieselben einer bessern Löhnung, als selbst die deutschen Truppen, und während die letzten Tag und Nacht im Dienst sein mußten, lag jenes Gesindel auf der Bärenhaut. Neun Monate hatten diese Insulaner bereits exercirt und kaum die Anfangsgründe eines Recruten begriffen.

Wie ganz anders verhielt es sich dagegen mit dem deutschen zweiten Grenadierbataillon, und wenn ihr Verfahren in den Grenzen der Mäßigkeit blieb und nicht zur Raserei ausartete, so würden sie nicht allein völlig gerechtfertigt erscheinen, sondern dadurch gezeigt haben, daß ein freier Tod ehrenvoller ist, als das eiserne Joch niederer, feigherziger Sclaverei. Undankbar und tyrannisch wurden bisher die deutschen Truppen in Brasilien behandelt; Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen haben sie erleiden müssen, die himmelschreiend und racheforderend waren. Ich könnte viele Beispiele erzählen, wie die Würde und der Adel des Menschen und seine geheiligten, unveräußerlichen Rechte im wahren Sinne des Worts mit Füßen getreten worden sind. Unter den häufigen Beispielen erlaube ich mir nur eines hier einzuschalten. Der Major und intermistische Commandant, Antonio de Mouro e Britto, hatte die Frau eines deutschen Soldaten als Wärterin

seiner Kinder und zu sonstigen Diensten in seiner Haushaltung angenommen. Eines Tages sieht er seine Baarschaft nach und vermißt die Summe von 120 Thlrn. in Banknoten. Der Verdacht fällt auf die Soldatenfrau, welche indeß beharrlich läugnet und standhaft ihre Unschuld betheuert; aber dessenungeachtet sperrt man dieselbe ein und mit hundert Streichen au juste milieu wird der Versuch gemacht, ihr das Geständniß abzupressen. Am folgenden Tage wird diese barbarische Züchtigung auf den wunden Theil erneuert und so lange wiederholt, bis das arme Weib, von brennendem Schmerz gepeinigt, sich als die Thäterin angiebt. Jetzt soll sie auch bekennen, wo sie das entwendete Geld verborgen hat, welches sie, da sie völlig unschuldig ist, natürlich nicht vermag. Alsdann wird wieder mit barbarischen Hieben fortgefahren, bis das gemarterte Weib endlich in eine Art Delirium verfällt, ein hitziges Fieber es den Händen seiner Henker entreißt und es an den Rand des Grabes führt. Mit ihrem Mann springt man noch canibalischer um und außer den schrecklichsten Hieben gebraucht man Daumschrauben und andere Torturarten (im Jahr 1828, unter Dom Pedro's Regierung, des Chefs der liberalen Partei, in dem constitutionellsten Lande der Erde!! wen wandelt nicht ein Grausen an?) um ihn zum Geständniß zu bringen. Als alle Henkereien vergebens sind, wirft man ihn, an Händen und Füßen gebunden und in der marternden Lage des sogenannten spanischen Bocks, wobei das zusammengefesselte Händepaar über die Kniescheiben gezogen und durch die Knie- und Ellbogengelenke ein Knittel gesteckt wird, in einen finstern Kerker. Als er in Ohnmacht fällt, erklärt man sie für Verstellung, und erst als Lippen und Gesicht anschwellen und blau werden und Schaum sich vor dem Munde anhäuft, wird der Unschuldiggemarterte aus seiner schrecklichen Lage befreiet. Durch diese unmenschliche Behandlung ward er unfähig zum

Dienst und zeitlebens ein Krüppel. Und nun als stummer Zuschauer diese Henkereien mit ansehen und schweigen zu müssen, ist eine fürchterliche Qual: die Hölle kocht in der Brust und die verbißne Wuth droht alle Adern zu zersprengen.

Später fand sich die vermißte Summe wieder, und obgleich nun die Unschuld des gemarterten Ehepaars klar wie das Sonnenlicht am Tage war, so ward ihm doch keine Genugthuung für die erlittenen Barbareien. Selbst als sich später der Soldat an den Kaiser wandte, der auch einen Obrist mit der Untersuchung dieser Sache beauftragte, so blieben die Folgen doch ganz der brasilischen Gerechtigkeitspflege entsprechend, denn da von Seiten des Klägers keine Geldmittel vorhanden waren, so ließ man die Sache einschlafen. Leider muß ich bekennen, daß hauptsächlich Deutsche es waren, welche diese Barbareien angaben und sich als das abscheuliche Werkzeug der Tyrannei mißbrauchen ließen. Man kann sich von der Schlechtigkeit und Verdorbenheit des größten Theils der Europäer in fremden Welttheilen keinen Begriff machen: jedes Gefühl von Recht und Billigkeit wird ertödtet, sobald es die Erreichung eines Zwecks oder Vortheils gilt, und welche Umwandlungen der Charaktere dort vorfallen, ist unglaublich. Wilde Leidenschaften vergiften das Blut und Leute, die ich in Europa als gesittete, unverdorbene, gutherzige Menschen kannte, entwickeln in jenen Ländern eine Wildheit und Niederträchtigkeit des Charakters, die selbst Barbaren in Erstaunen setzen würde. Nicht Banden der Freundschaft und des Bluts üben mehr ihr heiliges Recht, jedes sittliche Gefühl wird verbannt und der Adel des Herzens und der Seele für ein Hirngespinnst erklärt. Diese Erfahrung machte ich auch bei Gelegenheit der eben geschilderten Barbareien. Ich hatte nämlich einem Unterofficier, der gebildet und von guter Familie war, erlaubt, mit in meinem Zimmer wohnen

zu dürfen. Bisher hatte ich ihn nur von den empfehlendsten Seiten gekannt, bei jener barbarischen Behandlung gegen den gemißhandelten Soldaten aber statt Mitleid und Wuth gegen dessen Henker zu zeigen, machte er sogar noch den Vorschlag, jenen Bedaurungswerthen in den sogenannten spanischen Bock zu spannen, welcher Vorschlag, wie schon gesagt, angenommen und mit seiner Hülfe ausgeführt wurde. Voll Erbitterung über ein so unwürdiges Betragen des Elenden, der bei dieser Gelegenheit seine ganze erbärmliche Seele enthüllte, ließ ich sogleich durch meinen Burschen seine sämmtlichen Sachen aus meiner Stube bringen. Als er bei dieser Procedur selbst erschien und Aufklärung darüber verlangte, erklärte ich ihm, daß ich mit einem Henkersknecht keine Gemeinschaft haben möchte und daß er sich augenblicklich zur Thür hinaus scheeren solle, widrigenfalls ich das Hausrecht gebrauchen würde. Als er hierauf mit beleidigenden Worten erwiederte und sich selbst so weit vergaß, zu seinem Degen zu greifen, so war mir dies eine hinlängliche Aufforderung, meiner verbißnen Wuth Luft zu machen. Ich hatte ebenfalls den Degen entblößt und nach einigen Gängen brachte ich dem Gegner einen Hieb quer über das Gesicht bei, an dem die dortigen Wundärzte fünf Monate zu flicken hatten. Ich selbst hatte eine unbedeutende Armwunde erhalten; vier Wochen Stubenarrest bekam ich in den Kauf, unstreitig der größte Gefallen, den man mir erzeigen konnte, da ich mich eben damals mit einigen Uebersetzungen aus dem Englischen ins Portugiesische beschäftigte und ungestörte Ruhe mir also das Wünschenswertheste sein mußte.

Nach dieser kleinen Unterbrechung kehren wir nach dem Schauplatz der Empörung zurück. Immer rasender, immer ausschweifender waren unterdessen jene Auftritte geworden, die fast allgemeine Betrunkenheit der Rebellen zerriß jeden Zügel der Mäßigung. Schnelle

und kräftige Maßregeln mußten ergriffen werden, um nicht zu berechnenden Unglücksfällen zu begegnen. Die Fußartillerie, zwei Jägerbataillons, zwei Schwadronen Cavallerie und zweihundert Polizeisoldaten rückten vor die Caserne, in welcher auch ich mich befand, und nicht lange darauf fing die völlige Belagerung derselben an. Kanonen-, Kartätschen- und Gewehrfeuer, letzteres von beiden Seiten, währte bis tief in die Nacht, und der Verlust auf entgegengesetzter Seite würde viel bedeutender gewesen sein, wenn die Belagerten hinlänglicher mit Kriegsmaterial, namentlich scharfen Patronen, versehen, und mehr Ordnung und Uebereinstimmung unter ihnen gewesen wäre. Drei und siebenzig Mann, unter denen neunzehn Deutsche, blieben von unserm Bataillon todt auf dem Platze, ohne die vielen Verwundeten zu rechnen, von denen noch Mancher nachher starb. Sieben und neunzig Infanteristen und zwei und zwanzig Mann Cavallerie war der Verlust an Todten auf brasilischer Seite, die vielen Verwunderen ungerechnet. Die Zahl der in der Stadt von Bürgern und Negern Gemordeten war noch bedeutender.

Es war schon nach zwölf Uhr, als ich die Todtenkammer besuchte. Einsam, still wie die Mitternacht, flimmerte die Ampel und streute ihr stilles Licht auf die durch gewaltsamen Tod Dahingerafften. Ein grauenhaftes Bild stellte sich meinem Blick dar. Da lagen die Schlachtopfer, unter denen Viele ganz schuldlos, auf einem Punkt zusammengedrängt, und die sich im Leben angefeindet hatten, schliefen friedlich zusammen: Irländer, Deutsche und Brasilier, unter diesen zwei Cavalleristen, die von den durchgegangenen Pferden nach dem Hof der Caserne geschleift, und hier gleich tollen Hunden erschlagen waren. Krampfhaft hatten sich die Hände Vieler geballt, die offenstehenden Augen, der geöffnete Mund und die dadurch sichtbar gewordenen Zähne, das Blut, das noch immer aus

den frischen Wunden quoll, gab dem Ganzen etwas wahrhaft Schauderhaftes. Die Gräßlichkeit dieser Scene noch zu vermehren, kam stets ein neuer Trupp Irländer, ihre Landsleute und die Deutschen zu küssen, die Brasilier im Tod noch zu mißhandeln. Doch weg hiervon — die Nacht bleibt mir unvergeßlich. —

Der Morgen des zwölften Junius brach an. Die ganze Bürgerschaft und die Garnison Rio's hatte sich vor der Caserne des dritten Grenadierbataillons, in der Mitte der Stadt am Campo d' Acclamaçao, einem ungeheuren freien Platze, versammelt und der commandirende General ließ die Tumultuanten jetzt auffordern, sich zu ergeben, widrigenfalls er Alles über die Klinge springen und die Caserne schleifen lassen würde. Zwar waren noch viele Brauseköpfe, die sich gar nicht geneigt zeigten, dieser Aufforderung Genüge zu leisten, doch war die Mehrzahl wieder zur Besinnung gekommen. Unser Bataillon ergab sich und wurde, jedoch mit Ausnahme der Officiere und einiger Unterofficiere, unter denen auch ich mich befand, nach dem Blockschiff Alfonso in Arrest geführt. Wie dieser Zug durch die Stadt sich ausgenommen, läßt sich denken, und daß derselbe von den beliebtesten Schimpfwörtern der Brasilier, Mulatten und Neger begleitet gewesen, ebenfalls.

Mit dem zweiten Grenadierbataillon, das aus lauter Deutschen, ungefähr fünfhundert Mann bestand, glaubte man indeß nicht so leichten Kaufs davon zu kommen. Ein Bataillon Engländer und ein Bataillon Franzosen wurden von der im Hafen zu Rio stationirten Marine requirirt, und am folgenden Tage, nachdem die Caserne von der Wasser- und Landseite belagert war, streckte auch das zweite Bataillon die Waffen, und wurde ebenfalls aufs Kriegsschiff gebracht. Dieses Bataillon mochte ungefähr 80 Mann eingebüßt haben; der Verlust auf der brasilischen Seite betrug wenigstens das Vierfache.

Das 28ste deutsche Jägerbataillon hatte an diesem ganzen Aufstande weiter keinen Antheil, als daß der Major dieses Bataillons, Thiola, ein Italiäner, früher Koch in einem französischen Speisehause in Rio, in dem Quartier dieses Bataillons, der Festung Praya-Vermelha mit Feuerbränden und Gewehrkolben von den Soldaten erschlagen wurde. Dieser Mensch hatte die Soldaten ganz unbarmherzig tyrannisirt und betrogen. Ein furchtbares Gericht hatte also die Nemesis über ihn verhängt. Der Commandant des 3ten Grenadierbataillons Antonio de Mouro e Britto und viele Officiere, auch der ehemalige Major v. E — d würden ein nicht beneidenswertheres Schicksal gefunden haben, wären sie in die Klauen der aufgebrachten Soldaten gefallen: ihr böses Gewissen zeigte ihnen die Rettung im Entfliehen.

Es wäre vielleicht ein noch größeres Blutbad geworden, wenn eine Vereinigung des 2ten und 3ten Grenadier- und des 28ten Jägerbataillons nebst dem Irländerhaufen von 2500 Mann bewirkt worden wäre und Disciplin und Ordnung unter den Rebellen geherrscht hätte. Im Fall dieser Vereinigung hätte Rio zittern müssen, denn der Name Estrangeiros, mit dem man das ausländische Militair bezeichnete, hatte sich furchtbar gemacht. Dieses sahen die Bewohner der sehr getreuen und heldenmüthigen Stadt Sao Sebastiao de Rio de Janeiro, wie dieselbe im Curialstyl genannt wird, recht gut ein, denn in ihren Calendern wird dieser Aufstand unter die Nationalepochen gezählt. So aber war derselbe zu einer Bauernklopffechterei geworden. Der Trunk hatte die Gemüther erst zur Raserei entflammt, und bald darauf erschlafft, wodurch glücklicher Weise vielen Menschen das Leben erhalten wurde.

Die sämmtlichen Irländer wurden auf Kosten der brasilischen Regierung nach dem englischen Nordamerika gesandt und kamen also auch bei dieser Gelegenheit

ungezüchtigt davon, da sie doch eigentlich als die Urheber des ganzen Spectakels anzusehen waren. Wahrscheinlich wird jedoch der größte Theil dieser Insulaner in jenem Lande nach Verdienst gewürdigt, und die Zierde manches Galgens geworden seyn, denn die brittische Justiz pflegt bekanntlich keine Sparsamkeit im Gebrauche des Hanfs zu beobachten. Ich gratulire dazu.

Seit der gestillten Revolte befanden sich also die Soldaten des zweiten und dritten Grenadier-Bataillons und die meisten Unterofficiere auf Kriegsschiffen. und ein allgemeines Kriegsgericht ward niedergesetzt. Die Haupträdelsführer sollten gezüchtiget und die Bataillons von neuem organisirt werden.

Das acht und zwanzigste Bataillon wurde bald darauf nach der Insel Sta. Catharina eingeschifft.

So endete diese Empörung, deren Ursprung in der gewissenlosen Verfahrungsweise einer wortbrüchigen, treulosen Regierung, die alle ihre Versprechungen schändlicher Weise gebrochen hatte, und in der barbarischen Behandlungsart der Soldaten als eine Kette vorauszusehender Folgen lag und die, wie schon bemerkt, nicht zu berechnende Resultate hätte nach sich ziehen können, wenn die drei deutschen Bataillons und die Irländer vereinigt agirt hätten. Vielleicht wäre ein großer Theil Rio's ein rauchender Schutthaufen geworden, und wenn gleich die Rebellen immer den Kürzern dabei gezogen, und sammt und sonders in der Folge aufgerieben wären, so würde doch ein Blutbad entstanden seyn, das die Gräuelscenen einer sicilianischen Vesper und einer Bartholomäusnacht fürchterlich lebhaft vergegenwärtigt haben würde. An einzelnen solchen Schreckensauftritten hat es nicht gefehlt: denn die fremden Soldaten waren für vogelfrei erklärt und jeder Sclav hatte das gefährliche Recht, jeden derselben morden zu dürfen, von welcher Freiheit denn auch in der That mit beispielloser Grausamkeit Gebrauch ge-

macht worden ist. Wer diese unsinnige Maßregel traf, kann ich nicht behaupten, wohl aber, daß hierdurch der Grundstein zu einer frühern oder spätern Sao Domingo-Katastrophe gelegt worden ist, denn die Neger sind in jenen drei Tagen auf funfzig Jahre in der Cultur vorgerückt: sie haben ihre Kraft und sich als Menschen gefühlt, und wissen nun, welche Rechte ihnen in diesem Prädicat gebühren.

---

Im Laufe dieser Unruhen hing mein Leben mehr denn zehn Male an einem seidnen Faden. Beim Ausbruch der Revolte befand ich mich mit Dreien meiner Cameraden auf dem Carcovado, einem hohen, mit einer Wasserleitung verzierten Berge, auf dem man die malerische, entzückende Aussicht auf die Riesenstadt und deren romantische Umgebung genießt, mit der Berechnung einiger trigonometrischen Linien beschäftigt. Von diesem Berge aus konnten wir die Ausfälle der Deutschen und Irländer sehen, und da wir nicht genau die Bedeutung davon wußten, so begaben wir uns in die Stadt zurück, die wir ganz und gar allarmirt fanden. Ein französischer Kaufmann, den ich kannte, rief mir zu, auf unserer Hut zu sein, und nicht durch die Stadt zu gehen, sondern in seiner Chacara (Landsitz) ein Asyl zu suchen, weil man jeden ausländischen Soldaten, der sich in den Straßen blicken lasse, umbringe. Allein die Pflicht rief uns auf unsere Posten, und so beschlossen wir, die Feigheit der Brasilier erwägend, den Versuch, nach der Caserne zu gelangen, dennoch zu wagen. Leider erwartete uns beim Eintritt in die erste Straße schon ein herzzerreißendes Schauspiel. Wir sahen nämlich wie ein riesiger Mulatte mit einem eisernen Mauernbrecher einen unbewaffneten deutschen Soldaten auf eine schauderhafte Weise ermordete, indem einiges andere farbige Gesindel den Unglücklichen am Boden

liegend hielt und der Mulatte die zugespitzte Eisenstange ihm wiederholt in den Leib stieß und auf diese Weise mit satanischer Henkerslust langsam zu Tode marterte. Ein anderer deutscher Soldat, welchen man bereits geknebelt hatte, sollte auf gleiche Weise daran, allein wir vier waren bereits genaht und hatten die Klingen gezogen. Ein fürchterlicher Hieb, mit welchem einer meiner Cameraden, ein echter Athlet dem riesigen, sich zur Wehre setzenden Mulatten den Kopf spaltete, verscheuchte die übrige Bande und rettete dem armen verzweifelten Deutschen das Leben. Indessen trieben wir das Gesindel vor uns her, doch einige Schüsse, die aus den verschlossenen Häusern auf uns fielen, tödteten einer meiner Cameraden und verwundeten einen andern durch die linke Schulter. Jetzt war keine Zeit zu verlieren, der Rückzug eben so gefährlich, als das Weitervordringen, also vorwärts. Ein Glück für uns, daß wir in der Nähe der Caserne waren, da jetzt eine Rotte von wenigstens 70 Farbigen über uns übrige vier nur mit Degen Bewaffnete herfiel. Wir hatten uns zwar den Rücken gedeckt und waren Alle entschlossen, unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen, allein dieser Kampf war zu ungleich, als daß er ersprießlich hätte für uns ausfallen können, um so mehr, als wir Alle verwundet und unsere Kräfte erschöpft waren. In diesem entscheidenden Augenblick machten die Irländer und Deutschen einen wüthenden Ausfall und die allgemeine Flucht der brasilischen Truppen trieb auch den Haufen, der uns umringt hatte, mit fort, was uns der drohenden Gefahr entriß. Wir erreichten glücklich die Caserne, wo leider ein anderer Gefährte, der noch einen Schuß durch die Seite erhalten hatte, am folgenden Tage in meinem Zimmer starb.

Ein andermal forderte ein Irländer von mir scharfe Patronen, und als ich ihm antwortete, daß ich solche nicht besäße, war ihm dies ein hinreichender

Grund' mir die Kugel in Begleitung des allgemein beliebten Kernfluches der Britten: „God dam go to hell" durch den Kopf zu jagen. Seine Betrunkenheit war mein Glück: die Kugel pfiff neben mir in die Mauer.

Um 7 Uhr des 11. Junius hatte ich mich auf mein Lager gelegt, um die Vorfälle dieses Tages nochmals zu überdenken. Einige Cameraden hatten mich gewarnt, mich in mein Zimmer zu begeben, weil dieses in einer Compagnie belegen, die aus lauter Irländern bestand, von welchem Haufen, da alle Banden der Subordination gelöst waren, ich vielleicht Mißhandlungen zu erwarten hätte. Diese Warnung hatte ich indeß nicht beachtet und würde meine Unvorsichtigkeit leicht schwer gebüßt haben. Ich mochte kaum eine halbe Stunde unausgekleidet gelegen haben, als ich durch einige Kolbenstöße gegen die Thür und das hierdurch entstandene Zertrümmern einiger Gläser und Caffeegeschirre aus meinem träumendwachen Zustande geweckt wurde. Einen deutschen Soldaten, den ersten Trunkenbold seiner Zeit, hatte ich verschiedene Male mit Arrest bestraft, um ihn wo möglich zu bessern. Dieser Patron erschien jetzt an der Spitze von vier betrunkenen Irländern, um, wie er sich ausdrückte, jetzt auch einmal Gerichtstag über mich zu halten. Ich war vom Lager gesprungen und sah ruhig den Dingen, die da kommen sollten, entgegen, hatte mich indessen so postirt, daß mir mein Degen zur Hand blieb. Gleichgültig hatte ich zugesehen, wie die betrunkenen Unholde gegen einige mir angehörige Sachen wütheten, als aber der erwähnte Soldat mir einen Degenstich in die Brust beibrachte, den ich indessen noch glücklicher Weise so parirte, daß er nur Schramme blieb, da mußte die bisher beobachtete Gelassenheit und Ruhe von mir weichen. „Ist es so gemeint, Ihr feigen Schurken!" donnerte ich die Betrunkenen an, und mit diesen Worten flog mein hochgeschwungener Degen in das Gesicht meines Gegners,

daß er im Begriff war zu sinken; aber ich fing ihn auf, und schleuderte ihn mit einer niegefühlten Gewalt, die der Zorn und die Gefahr des Augenblicks verliehen, gegen zwei Irländer, die an der Thür standen und aus einer vorgefundenen Geneverflasche sich wacker zusprachen, daß alle Drei aus der angelweit aufstehenden Stubenthür flogen. Jetzt waren noch zwei Antichristen zu besiegen, und wahrlich, es war keine Zeit zu verlieren. Schon waren mein Degen und das gefällte Bajonnett meines Gegners, eines gigantischen Irländers gezückt, als mir plötzlich ein unerwarteter Retter in diesem Riesen erschien. Ich hatte ihm nämlich vor einiger Zeit einen wesentlichen Dienst, welcher mir ein Recht auf seine Dankbarkeit erworben hatte, geleistet und erst in diesem Augenblick erkannte er mich wieder. „God dam, by the holy ghost! hob er an, indem er mir die Hand zum Frieden reichte, I beg you pardon, Sir und mit diesen Worten hatte seine kräftige Faust das Genick des andern Irländers, der noch immer Miene zur Feindseligkeit machte, erpackt und wie einst im Kriege um die Herrschaft der Welt die Giganten ganze Felsen gegen den Himmel schleuderten, so flog auch der sich widersetzende feindlichgesinnte Irländer unfreiwillig zur Thür hinaus, daß ihm nach einer zweiten handgreiflichen Gemeinschaft mit dem Furchtbaren nicht mehr lüstete. Zu dieser Procedur hatte er gar nicht nöthig gehabt, meine Verzeihung in Anspruch zu nehmen. Zwar wurden von Seiten der Excommunicirten noch einige Versuche gemacht, sich abermals meines Zimmers zu bemächtigen, allein das Dictator-Ansehen meines neuen Bundesgenossen machte jede desfallsige Anstrengung zu Schanden. Er selbst hatte sich gefällten Bajonnetts in die Thür gestellt, Freund oder Feind den Eingang verweigernd. „Fürchten Sie nichts", wandte sich jetzt der Sieger, dessen Verdienste mir in diesem Augenblick einleuchtender waren, als die des

Helden von Marathon, an mich, „legen Sie sich ruhig schlafen, und nur über meinen Leichnam geht ein jeder feindliche Angriff auf Sie.“ Da ich in mehreren Nächten kein Auge zugethan hatte, so folgte ich seiner Aufforderung, und als ich nach anderthalb Stunden erwachte, stand der Getreue noch vor meinem Lager, und schilderte unverdrossen und unermüdlich, ich aber reichte ihm dankbar die Hand und hieß ihn schlafen gehen, denn auch mich rief die Pflicht auf einen andern Posten. So könnte ich noch mehre Vorfälle und die glücklich vorübergegangene Gefahr erzählen, allein ich müßte diesen Aufsatz zu einem unbescheidenen Raum ausdehnen, wenn hier eine detaillirte Darstellung jedes einzelnen Auftritts Platz finden sollte.

Mit ihren Rabenfittichen lag die Nacht schon längst auf der Erde, die zehnte Stunde war bereits abgelaufen und noch immer dauerte das Gewehrfeuer fort: erst die Mitternacht setzte dem Morden ein Ziel. Um diese Zeit trat ich in das Quartier-Hospital, das voll Verwundeter lag. Mein erster Blick fiel auf den vorerwähnten Irländer. Der Getreue lag in den letzten Zügen, eine Kugel hatte die treue Brust zerschlagen, und wenige Augenblicke darauf — er war nicht mehr. Ruhe seiner Asche!

---

## Fünfundzwanzigstes Capitel.

### Vom guten Hirten.

Nicht hoffe wer des Drachen Zähne säet
Erfreuliches zu erndten; jede Unthat trägt
Den eignen Racheengel schon — die böse Hoffnung —
Unter ihrem Herzen.
(Schiller.)

Vier Wochen nach dieser Revolution lief das Schiff Fortuna im Hafen von Rio de Janeiro ein,

und — wer hätte das geglaubt? ! Schäffer erfüllte sein Versprechen: er, der treue Hirt, war seiner Heerde nach Brasilien gefolgt. Aber die Schafe hatten sich in Wölfe verwandelt und hätten den würdigen Schäfer gewiß zerrissen, wenn er nur einige Wochen früher gekommen wäre. Das Schicksal muß ihn indeß zu etwas Soliderm aufgespart haben: man hat in Brasilien den Versuch gemacht, den Hanf anzubauen. Sch..... ließ sich in Rio de Janeiro nie öffentlich sehen, denn er wußte nur zu gut, daß die betrogenen deutschen Soldaten blutige Rechenschaft von ihm gefordert haben würden. Nur einmal sah ich das finstere Antlitz des alten Sünders: dies war nämlich einige Tage nach seiner Ankunft in Armaçao, wo ich Dienstsachen mit einem Officier abzumachen hatte, bei dem sich Sch..... versteckt hielt. Als ich in das Zimmer trat, wo ich nichts weniger als Schäffer erwartete, erblickte ich den Koryphäen der deutschen Auswanderer in Gesellschaft mehrerer der liederlichsten Officiere. Bei Gesang und Wein beging man eine Orgie. Ich habe das unbeneidete Vergnügen gehabt, den großen Apostel so häufig zu sehen, aber nie anders, als unter den Trümmern einer durchschwelgten Nacht, von Weinflaschen oder dem Cyclus der liederlichsten, ausschweifendsten Creaturen umgeben. Dieser Mensch lebt in ewigem Weintaumel, deshalb findet sich auch gar kein vernünftiger Zusammenhang in seinen Reden, so wie ich überhaupt das barbarische Kauderwelsch, welches er spricht, hinlänglich bezeichnet. Bei meinem Eintritt in das Zimmer der Bacchanten entspann sich eine dramatische Scene zwischen Herrn v. Sch...r, in bloßen Hemdsärmeln, einem blauen mit breiten Goldstreifen besetzten Beinkleide und Stiefeln angethan, und mir, die sich indeß zu sehr im Gebiete der gemeinen Farçe bewegt, als daß sie hier zur Erbauung der Leser wieder zu geben wäre. Ich sagte ihm unter andern bei dieser Gelegenheit, daß er ein wortbrüchiger Sch....

sey. An der Wand hing das schlechtgetroffene Bildniß des kahlköpfigen Helden mit der Unterschrift

G. A. Sch.....
Weltumsegler,

ein Verdienst, welches mancher Cajütenjunge mit ihm getheilt hat.

Sch..... war aus mehreren Gründen nach Rio de Janeiro gekommen. Erstens hatte ihn die deutsche Polizei seiner Seelenverkäufereien wegen aufs Korn genommen, zweitens waren mehrere von ihm betrogene Philbrasilier nach Europa zurückgekehrt und trachteten Rache an ihm zu nehmen, und endlich drittens, um von Brasiliens Herrscher den Lohn seines edlen Handwerks in Empfang zu nehmen.

Aber Dom Pedro führte den Apostel auf die Zinnen seines Palastes, um ihm — nicht alle Schätze der Welt — sondern die Trümmern zerstörter Häuser und andere grause Spuren der vorgefallenen Revolte zu zeigen:

„Hier," hob das gekrönte Haupt zum kahlen des Apostels an, „hier König der Sandwichsinseln in spe, hier siehe die Früchte Deines Thuns. Alter Schäfer, Deine Schafe sind Wölfe geworden und hätten mich selbst bald zerrissen. Mein Thron hat gewankt, ich muß einen schimpflichen Frieden schließen mit Buenos Ayres, meinen republikanischen Deputirten ist der Kamm gewachsen, die Oppositionsblätter werden kühner, und wer weiß, wie weit sich die Folgen jener Revolte erstrecken, denn die Kaiserkrone steht noch auf dem Spiele."

Gegen diese schwere Anklage protestirte indeß der alte Werber mit der ihm eigenen Halsstarrigkeit: er sagte dem kaiserlichen ungnädig zürnenden Gönner, daß an alle dem Unheil nicht er, sondern die schlechte Behandlungsweise, die das Militair erlitten habe, Schuld wäre: außerdem würde es nie soweit gekommen seyn, denn es sey aus der Geschichte aller Zei-

ten bekannt, daß von allen Völkern keines despotischer und willkührlicher mit sich umspringen lasse, als eben dies Deutsche.

Das Letztere gab Dom Pedro zu. „Nun gut," sagte der Kaiser, „so haben wir Beide Schuld. Du sollst Obristlieutenant — jedoch ohne Gage — seyn; eile indeß, daß Du Dich in einem meiner Urwälder begräbst, denn Du bist mir, den Brasiliern und den Deutschen Truppen ein Gräuel; dixi!"

Alter bedauernswerther Mann! Mit solchem Undank lohnt man dir?! Ja, so sind die Götter dieser Erde, wenn wir auf ewig mit unserm Gewissen zerfallen, ihnen mit Beiseitsetzung der heiligsten Gefühle dienten, so werfen sie später den blutigen Mantel der Schuld auf ihren unterthänigsten Knecht und senden ihn zum Dank in eine unwirthbare Wildniß. Also deshalb hast du mit den Flüchen von Tausenden dein großes Gewissen beladen, deshalb alle warmen Empfindungen aus dem zusammengeschnürten, verengten Herzen verbannt, um das armselige Leben in winterlichem Alter unter den Botocuden Brasiliens in öden Steppen hinfristen zu können?! Wahrlich, ich bedaure dein unbeneidetes Schicksal!

## Sechsundzwanzigstes Capitel.

### Die Execution.

Die Gerechtigkeit verlangte einige Opfer, deshalb sah sich die brasilische Regierung genöthigt, einige der Anführer der vorgefallenen Empörung zu bestrafen. Zu träge jedoch, sich die Mühe einer genauen Untersuchung zu geben, griff sie nach den ersten Besten, um sie, schuldig oder nicht, als ihre Opfer zu würgen. Das blinde Ungefähr, abgefeimte Bosheit und niederträchtige Cabale hatten der edlen Justiz einige dreißig

Individuen in die Hände gespielt: Einer mußte ja wenigstens erschossen und die Uebrigen zu Galeeren verdammt werden.

Bis zum 10. December 1828 hatten die Verhandlungen des sogenannten Kriegsgerichts über das zweite Grenadierbataillon gewährt. An diesem Tage erschien nunmehr das Endurtheil: der Grenadier August St. wurde zum Tode, fünf Grenadiere zu lebenslänglicher, neun zu zehnjähriger, neun zu fünfjähriger und acht zu dreijähriger Kettenstrafe auf den Galeeren verurtheilt.

Dieses Urtheil wurde sechs Tage darauf, also am sechzehnten December 1828 auf Sao Christovao nicht weit vom kaiserlichen Palaste (wahrscheinlich wollte sich Dom Pedro nach Art seines würdigen Bruders noch einmal am Anblicke seiner Schlachtopfer ergötzen) im Beiseyn der ganzen Garnison und eines Commandos von ungefähr funfzig Deutschen, denen man aber keine Waffen zu geben für nöthig erachtet hatte, vollzogen. Die Anhöhen und die Umgebungen des ungeheuren Platzes waren mit einer erstaunlichen Menge Menschen von allen Farben, von allen Ständen und von allen Völkern besetzt. Mit einer heldenmüthigen Standhaftigkeit erlitt der Verurtheilte die Todesstrafe: festen Schrittes folgte er der schwarzbehangenen Trommel, und mit einem weißen Tuche, welches er in der rechten Hand hielt, winkte er seinen deutschen Cameraden auf seinem Todeswege beim Vorübergehen das letzte Lebewohl zu. In der Mitte des Platzes war ein Pfahl mit dem Todessessel errichtet, allein er verweigerte es, sich darauf zu setzen, so wie die Augen sich verbinden zu lassen, und indem sich das brasilische Commando fertig machte, ihn zu erschießen, verlangte er, selbst commandiren zu dürfen, und als solches gestattet wurde, commandirte er mit lauter, fester Stimme das verhängnißvolle Wort „Fogo," worauf er sogleich todt zurücksank. St. war ein hoch-

gewachsener, schöner Jüngling und Bewunderung und Mitleiden, hauptsächlich vom schönen Geschlechte, ward ihm von allen Seiten gezollt. Die vielen in Rio lebenden Europäer, besonders die Britten und Nordamerikaner, unterließen nicht ihren lauten Enthusiasmus für den Ermordeten unverholen zu bezeugen: die Leiche des Hingerichteten, nachdem das Militair im Dublirschritt um dieselbe marschirt war, wurde sogleich von ihnen in Beschlag genommen und auf dem englischprotestantischen Kirchhofe begraben. Die übrigen zu Galeeren Verurtheilten verlangten auf die stürmischste Weise, gleichfalls erschossen zu werden, und als dieses nicht Statt finden konnte, begannen sie einen gräßlichen Unfug zu machen. Der Kaiser und der anwesende General wurden mit den scandalösesten Schimpfwörtern überhäuft, ja ein von ihnen geschleuderter Stein würde vielleicht dem Letztern das Leben gekostet haben, wenn er nicht zufällig den Kopf gewandt hätte und auf diese Weise der Gefahr ausgewichen wäre. Zwei Bataillons mußten mit gefälltem Bajonnet auf die Tumultanten losrücken und auf diese Weise wurden sie unter dem lauten Gebrülle: „ein freies Leben führen wir!" nach ihrem unglücklichen Bestimmungsorte, dem Blockschiff der Galeerensclaven, abgeführt. Welch ein furchtbarer Contrast, ein freies Leben und ein Galeerenschiff! Um sich indessen einen Begriff von der brasilischen Gerechtigkeit zu machen, bemerke ich nur, daß in kurzer Zeit die sämmtlichen Verurtheilten den Galeeren entsprungen waren, so daß gegenwärtig kein einziger Deutscher dort mehr schmachtet.

Bei dieser Execution muß ich einige Bemerkungen hier einschalten: der Erschossene war ein sehr rechtlicher Mensch und nur einer türkischen oder, was ich für gleich halte, der damaligen brasilischen Justizpflege konnte er als Schlachtopfer anheimfallen. Man beschuldigte ihn, den Adjutanten J— s, einen Ungarn,

eine der einfältigsten, niederträchtigsten Creaturen unter dem deutschen Corps in Brasilien — und das will gewiß viel sagen! — mißhandelt zu haben. St. und dieser Elende waren früher Unterofficiere; durch Niederträchtigkeiten aller Art gelang es dem Letztern, seinen rechtlichern Cameraden nicht nur auf die schändlichste Weise zu verläumden, sondern auch so weit zu intriguiren, daß Jener auf eine unerhört ungerechte Weise zum Gemeinen degradirt wurde. Auf den Glückstrümmern des hingeopferten St. und durch alle mögliche Schändlichkeiten schwang sich der Andere zur Stufe eines Adjutanten. St. verachtete diesen Erbärmlichen zu tief, um sich an ihm zu rächen und rettete ihm noch überdies bei der Revolte das Leben, indem er ihn den Händen einiger Empörer entriß, die ihn seiner verübten Henkereien wegen eben einem tollen Hunde gleich todtschlagen wollten. Nachdem ihn St. dieser Gefahr entzogen hatte, ließ er ihn auf einem verborgenen Wege entschlüpfen und sagte ihm beim Abschied: „Siehe, elender Schurke! Du hast mich auf alle Weise verfolgt; Du hast mich an den empfindlichsten Seiten gekränkt und wenn Du ein Mensch wärst, bei dem sich nur etwas Ehrgefühl in der Brust regte, so würde ich meine Rache in Deinem Blute kühlen, aber ich verachte Dich zu tief: diesen Weg, schlechter Kerl! schlag' ein und Du wirst Dein nichtswürdiges Leben retten!" und mit einem Fußtritt au juste milieu entließ er ihn. Da keine Zeugen zugegen waren, so hätte St. diese Thatsachen leugnen können, allein er war zu stolz, um sein Leben durch eine Lüge zu retten, denn dieser Ursache wegen wurde er erschossen. Ich weiß recht gut, daß dergleichen Vergehen im Militairfache streng geahndet werden müssen, aber warum mußte denn eben dieser Mann als Opfer geschlachtet werden, während man Mörder und Rebellen der ersten Classe ungestraft laufen ließ? Antwort: jene Rädelsführer hatten Geld bei der Revolte erbeutet und

wenn man nur dieses hat, so kann man in Brasilien die schrecklichsten Verbrechen verüben ohne der zeitlichen Strafe wegen die geringste Furcht zu hegen und was die ewige anbetrifft, so lassen die Pfaffen auch mit sich handeln und wissen Rath zu schaffen.

---

## Siebenundzwanzigstes Capitel.

### Heilsame Folgen der Revolte.

In Güte ist mit den brasilischen Behörden nichts anzufangen, mit Trotz und Entschlossenheit setzt man Alles durch. Die heilsamen Folgen der Militairrevolte zeigten sich denn auch bald. Nach und nach wurden die deutschen Soldaten truppweise von den Kriegsschiffen herabgeholt und von neuem organisirt. Die Soldaten erhielten eine Capitulation auf den Zeitraum von vier Jahren: wer diese Zeit ausgedient hatte, dem stand es frei, entweder seinen Abschied zu nehmen oder eine neue Capitulation gegen Handgeld einzugehen. Das Essen ward besser und das barbarische Prügelsystem, wenn auch nicht ganz aufgehoben, doch wenigstens außerordentlich beschränkt. Kurz man schien zu der Einsicht gelangt zu seyn, durch eine gute Behandlung die deutschen Truppen zu einer festen Säule des Thrones zu machen. Eilf ganz untaugliche Officiere, die ich hier nicht namhaft machen will, wurden nach der Festung Santa Cruz gebracht, und von hier aus mit dem ersten Hamburger Schiff nach Deutschland zurückgeschickt, ein unerbetnes Geschenk, um welches Deutschland gewiß nicht zu beneiden ist. Man hätte ihnen einige dreißig noch schlechtere Subjecte hinzufügen können, an Vorrath wenigstens fehlte es nicht.

Herr v. E — d wurde nach dreijährigen Lamentationen und zudringlichen Bittschriften, womit er un-

aufhörlich den Kaiser und den Kriegsminister bestürmte, ebenfalls wieder angestellt und zum Commandanten des 3ten Grenadierbataillons, woraus man jetzt Füseliers machte, ernannt: er bewährte von neuem seinen alten Ruhm, denn schon nach einigen Wochen war man wieder genöthigt, ihm das Commando abzunehmen und ihn selbst zum Generalstabe zu versetzen, in welchem Posten er in der Gotteswelt auch nicht das Mindeste zu thun hatte und also nur in sofern schädlich war, daß er dem Staate als privilegirter Müßiggänger zur Last fiel. Mit großem Federhut stolzirte er durch Rio's Gassen und liebäugelte mit seinem eignen Schatten, immerwährend am Halskragen zupfend. Die Promenaden dieses militairischen Dandy's gingen gewöhnlich durch die Rua do Ouvidor, in der fast lauter Franzosen wohnen. Diese nannten ihn persiflirend: Le chevalier et son ombre. Sein zärtliches Verhältniß mit Donna Gertrude war nicht von langer Dauer gewesen, da Eigennutz die unlautere Quelle dieser schmutzigen Verbindung war, die ein um so gehässigeres Licht auf den Charakter des Herrn v. E — d wirft, weil derselbe eine Frau mit mehreren Kindern in Deutschland sitzen ließ. Da er ganz von der Gnade dieser Buhlerin gelebt hatte, war es ihm nach der Trennung von ihr schlecht genug gegangen. Leider sollte auch dieses Mal seine Rolle nur kurze Zeit währen, denn zwei Jahre nachher wurde das deutsche Militair ganz aufgelöst, Officiere und Soldaten ohne Ausnahme erhielten ohne alle weitere Umstände ihren Abschied und konnten hingehen, wohin sie wollten, um ihre Subsistenz nach Gutdünken und so gut es gehen wollte festzustellen. Seit dieser Zeit lebt Herr v. E — d in kümmerlichen Verhältnissen und seine Eitelkeit, die sich früher mit dem aufblähenden Stolz eines Truthahns geberdete, muß sich jetzt mancher Kränkung und Demüthigung unterwerfen.

## Achtundzwanzigstes Capitel.

### Der Abschied.

Endlich am 22. April 1829 schlug auch mir die Stunde der Erlösung von jenen Sclavenketten. In den letzten anderthalb Jahren hatte ich die Stelle als Secretair und Auditeur versehen, und da ich mich mit der portugiesischen Sprache vollkommen befreundet hatte, so war ich so ziemlich unentbehrlich geworden. Man machte mir daher den Vorschlag, daß ich als wirklicher Secretair, welcher Premier-Lieutnantsrang und Uniform hat, auch, außer andern Sporteln, denselben Gehalt bezieht, im Dienst bleiben möchte. Allein der brasilische Militairstand war mir ein Gräuel und hatte mich von jeher angeekelt: ich schlug also dies Anerbieten rund ab. Vor drei und einem halben Jahre waren ich und noch drei andere junge Leute bereits zu Officieren in Vorschlag gebracht, damals verweigerte der Kaiser seine Unterschrift, jetzt, da ich es werden sollte, fühlte ich keine Neigung, um so mehr, da man, wenn man als „Nicht-Militair in Brasilien mit Lust zur Arbeit einige Kenntnisse in den neuern Sprachen verbindet, anständiger und besser seinen Unterhalt verdienen kann, als wenn man, selbst als Officier, genöthigt ist, dem brasilischen Kalbfell zu folgen. Ich erhielt also auf mehrmaliges Ansuchen, da meine Capitulation abgelaufen war, endlich meinen Abschied. Meine derzeitigen Gefühle auszudrücken möge das nachstehende Gedicht, so schlecht es ist, hier Platz finden.

# An die Freiheit.

(Als der Verfasser seinen Abschied vom brasilischen Militairdienst erhielt.)

Brichst du endlich, Rosenschimmer,
Durch die Nacht der Sclaverei?
Ist es eines Traumes Flimmer
Oder Wahrheit: ich bin frei?
Frei bin ich! und Herz und Glieder
Sind zu neuer Lust erwacht;
Sey gegrüßt, o Göttin! wieder
Nach der Trennung langer Nacht.
Eine freie Brust zu retten
Die dir ewig Treue hält,
Stiegest du vom Sternenzelt
Und zerbrachst die Sclavenketten.

Frei bin ich! mit Sturmessausen
Ruft's der Felsen Echo wach;
Frei bin ich! mit Donnerbrausen
Jauchzt's der wilde Waldstrom nach.
Frei bin ich! des Zephyrs Flügel
Haucht es durch die Blumenflur:
Freiheit strömt von Thal und Hügel,
Freiheit strömt durch die Natur!
Ueberströmend von der Wonne
Und im seligen Erglüh'n
Möcht' ich an mein Herz jetzt zieh'n
Sterne, Erde, Mond und Sonne!

In des Frühlingsabends Schweigen
Tönt der Freiheit Wiederhall,
Tönet in den Blüthenzweigen,
Aus dem Schlag der Nachtigall;
Aus der Brandung, die am Damme
Schäumend ihre Wogen bricht

Aus des Blitzes Wetterflamme
Sprüht der Freiheit Götterlicht.
Botocuden und Huronen
Dulden keinen Sclavenzaum:
Und der Freiheit heil'ger Baum,
Er gedeiht in allen Zonen.

Du zerreißt der Schwermuth Schleier,
Der umtrauert meinen Sinn,
Neue Kraft und Lebensfeuer
Fließt durch Geist und Körper hin,
Malest mir mit Rosenfarben
Wieder neu des Lebens Bild:
Hast die Schmerzen tiefer Narben
Durch dein Balsamöl gestillt.
Dir nur will ich feiernd singen!
Ueber niedres Erdgewühl
Nach dem schönern Himmelsziel
Hebst du dich mit Adlerschwingen.

Freiheit lieben alle Wesen
Der lebendigen Natur,
Freiheit, Freiheit ist zu lesen
An des Himmels Sternenflur.
Frei in dürrer Wüste Hitze
Herrscht des Löwen kühner Muth,
Und auf jäher Felsenspitze
Horstet frei des Adlers Brut.
Freiheit lieben alle Wesen,
Sclaverei ist Geistergift:
In der Sterne Flammenschrift
Ist das heil'ge Wort zu lesen.

Und entehren freche Rotten
Deines Tempels Heiligthum,
Ob Tyrannen dich verspotten:
Stets umfließt dich Strahlenruhm.

Wie im Kerker so am Throne,
Ewig folgst du deinem Pfad:
Wahrheit schmückst du mit der Krone
Und vernichtest den Verrath!
Feiernd wurdest du am Throne,
Hohe Göttin! nie genannt:
Denn der Wahrheit Diamant
Prangt in deiner Strahlenkrone!

Freiheit hat sich nie der Kette
Eitler Fürstengunst geschmiegt,
Niemals auf dem Eiderbette
Schlaffer Wollust sich gewiegt.
Nicht durch hoher Würden Gaben
Werde schimmernd sie geehrt;
In sich selbst trägt sie erhaben,
Ihren hohen Götterwerth!
Hohe Göttin, komm' befreie
Mich von falschem Erdenwahn,
Folgend deiner Siegesbahn,
Schwör' ich ewig dir die Treue.

Freiheit mit dem Siegerkranze
Brach der Herrscher Willkührmacht,
Drang mit hellem Wahrheitsglanze
Durch des Aberglaubens Nacht,
Wirft Tyrannen und Despoten
Ihren Fehdehandschuh hin:
Sie zerhaut der Lüge Knoten,
Ist des Wahns Bekämpferin.
Huldigt ihr durch Jubelchöre,
Völker auf dem Erdenkreis,
Ihr gehört der Lorbeerpreis:
Ewig singt ihr Lob und Ehre!

Immer glänze mir dein Feuer
Aus den lichtumfloßnen Höh'n

In den Liedern meiner Leier
Soll dein heil'ger Odem weh'n;
Ueber falschem Schimmer trage
Mich dein kühner Adlerflug,
Daß der Wahrheit Richterwage
Nimmer schwankt durch Wahnes Trug.
Ewig lebst du im Gesange
In der Saiten goldnem Spiel;
Und das Herz im Hochgefühl
Ueberwallt im Wonnedrange.

Vorbemerkung. Zur nähern Charakteristik des deutschen Corps in Brasilien möge hier ein kleines Drama folgen, dessen einziges Verdienst nur das ist, dem geneigten Leser von dem Treiben und der Lage der deutschen Soldaten in Brasilien ein anschauliches Gemälde vor Augen zu führen.

Das

# deutsche Corps in Brasilien.

Nach dem Leben dargestellt

von

**Eduard Theodor Bösche.**

Die Handlung spielt in Rio de Janeiro im Quartier des dritten Grenadierbataillons, Campo d' Acclamaçao, kurz vor Ausbruch der Militair-Revolte im Juni 1828.

## Erster Auftritt.

Mehrere Grenadiere kommen aus dem Quartier auf den Hof.

Erster Grenadier.

Hat's heute doch Löhnung gegeben:
Darum laßt uns lustig mal leben,
Kehren wir nicht beim Dübel ein?

Zweiter Grenadier.

Er schenkt auch das größte Glas Branntewein.

Dritter Grenadier.

Ja, laßt uns bei ihm einkehren, Brüder,
Einige alte, fidele Lieder

Singen wir da aus germanischer Brust:
Singen und uns bei der Flasche zu laben
Ist doch nur die einzige Lust,
Die wir noch in Brasilien haben.

Vierter Grenadier.

Ganz Brasilien wünsch' ich nach Polen!

Fünfter Grenadier.

Meinetwegen mag's der Teufel auch holen!

Sechster Grenadier.

Wahrlich! es ist nicht mehr auszuhalten,
Wie sie jetzt mit uns schalten und walten!
Muß man sich doch plagen und placken
Tagtäglich schier den Tornister packen,
Daß die Knochen am Leibe knacken.
Beständig auf Wach' und Patrouille zu liegen
Ist doch auch kein besondres Vergnügen.

Erster Grenadier.

Der neue Obrist, den wir gekriegt,
Macht auch sein Leben kein freundlich Gesicht,
Brüllt mit „God dam you!" beständig uns an.

Zweiter Grenadier.

Aber, das muß man ihm lassen, ein rechtlicher Mann!
Denn er zeigt sich als tücht'ger Soldat,
Der den Soldaten zu leiten hat.
Vieles hat er für uns schon gethan!
Liefen wir nackend und barfuß nicht
Ehe wir diesen Obrist gekriegt?
Sah'n wir nicht aus wie die Lumpenhunde?
Doch da er ins Bataillon kam — zur Stunde
Erhielten wir Kleidung und Hosen und Schuh
Und was uns sonsten noch Alles kam zu.

Vierter Grenadier.

Ja, in der Hinsicht sind wir ihm verpflichtet.
Auch ist er gerecht, sobald er uns richtet,
Das Schlagen bei uns ist auch nicht mehr Sitte.

Dritter Grenadier.

Da lob' ich ihn als altenglischer Britte!

Erster Grenadier.

Aber mit seiner irländischen Bande
Macht er uns estrangeiros nur Schande
Und daran fehlt es uns hier nicht zu Lande.
Denn die Brasilier — das bezeuge uns Gott —
Ueberhäufen uns Alle mit Schande und Spott.

Fünfter Grenadier.

Aber Camerad! dürfen wir uns beklagen,
Daß sich die Brasilier gegen uns so betragen:
Denn die Grobheit der alten Germanen
Haben wir glücklich geerbt von unsern Herren Ahnen.
Im Anfang als die Deutschen gekommen,
Hat man sie bewirthet und gut aufgenommen,
Denn der Brasilier lud sie in sein Haus
Und war mit ihnen lustig beim fröhlichen Schmaus.
Doch hatten getrunken sie und gegessen,
So waren die Deutschen so frech und vermessen,
Und steckten die Löffel und Becher auch bei
Und schlugen zum Abschied die Fenster entzwei.
Und darf man's dem Bürger nun legen zur Last,
Daß er die deutsche Gemeinschaft so haßt?
Handgreiflich hat sie oft ihn erfaßt.

Sechster Grenadier.

Dient' ich doch schon zehn Potentaten,
Aber erbärmlicher für den Soldaten
Als in diesem Brasilienland
Ich's unter der Sonne nicht fand.

Zweiter Grenadier.

Wär ich nach Sibirien gegangen,
Um dort Hermeline und Zobel zu fangen,
Hätt' ich gescheuter gehandelt, als hier
Noch zu dienen als Grenadier.
Denn in Deutschland frißt es kein Hund
Was man hier uns giebt für den Mund.
Und unser Quartier? — Es ist doch ein Rattennest,
Das gegen die Strahlen der Sonne nicht fest
Und regnet's, so werden wir Alle durchnäßt.

Vierter Grenadier.

Und wenn man nach einer heillosen Nacht
Des Morgens auf seinem Lager erwacht,
Das eben so hart wie ein Felsenstück ist,
So könnte man werden ein Anatomist!
Denn alle des Menschen Adern und Venen,
Knochen, Gedärme und Nerven und Sehnen,
Die fühlt man dann im Körper so klar,
Daß man sie am Finger herzählet, fürwahr!

Dritter Grenadier.

Uns braucht kein Barbier den Schnepper anzupassen,
Um uns nach Vorschrift zur Ader zu lassen:
Denn dieser gefährlichen Operation
Ueberheben die Flöhe und Wanzen uns schon.
Mosquiten und andres Insectengeschmeiß,
Die saugen mit unermüdlichem Fleiß
Mit ihrer unzähligen, hölliſchen Brut,
Den letzten Tropfen von unserm Blut.

Erster Grenadier.

Von den Ratten und Mäusen alsdann in der Nacht
Wird uns ein freundliches Ständchen gebracht.

Fünfter Grenadier.

Mit Tausendfüßen und Scorpionen
Da müssen wir ein Gebäude bewohnen.

Erster Grenadier.

Und wird man dann im Wirthshaus getroffen,
Um dort zu ersäufen alle die Grillen,
Ja, dann heißt's: „Schon wieder besoffen,
Saukerl, mach Dich fertig zum Trillen *)."

Dritter Grenadier.

Hab ich auch nicht Jeremias prophetischen Geist,
Der den Schleier der Zukunft zerreißt —
Sollt ihr mir einst das G'nick doch zerbrechen,
Wenn ich jetzt nicht Wahrheit thu' sprechen:
Nimmer, das sag' ich, wird's friedlich ablaufen
Hier mit dem wüsten Irländerhaufen!

*) Trillen ist eine militairische Strafe, wo der schuldige Soldat mit gepacktem Tornister und völliger Armatur exercirt wird.

## Zweiter Auftritt.

### Bei der Mutter Dübel.

Soldaten, Jäger, Tambours, Pfeifer sitzen am Tisch, Einige zechen, Andere singen. Karten- und Würfelspiel. — Ein Betrunkener liegt in der Ecke und schläft.

Die Vorigen im Hereintreten.

**Fünfter Grenadier.**

Nun Kameraden! hier woll'n wir einkehren,
Fröhlich noch manches Glas Branntwein ausleeren
Und versaufen den letzten Dreier!
Klagen — das ist hier die ewige Leier,
Doch daran wollen wir heute nicht denken.
Mutter, will sie nicht'n Humpen vollschenken?

**Dritter Grenadier.**

Gott mag die ganze Wirthschaft verdammen!

**Mutter Dübel** (Schnaps bringend.)

Seid willkommen auch Alle zusammen!

(Trinken.)

**Jäger, mit einem Corporal sprechend.**

Sagt was haltet ihr von unserm deutschen Regiment?
Ich glaub' es nimmt ein trauriges End'!
Denn daß diese Irländer gekommen
Ist nicht zu des Kaisers Nutzen und Frommen
Und mit dieser irländischen Brut
Glaubt mir, wahrlich! es endet nicht gut.

Corporal.

Ja, ich will ein Gleichniß euch geben,
Ist das hier ein Soldatenleben?
Zehn Jahr hab' ich den Preußen gedient
Als Corporal — nota bene — aber wer hätte sich frechlich erkühnt,
Mir nicht Respekt und Ehre zu zollen —
Derjenige hätte schwer büßen sollen.
Geachtet war man von Jedermann
Und hier sieht einen kein Schuhputzer an.
Aber wo liegt denn begraben der Hund?
Ja, das höret anjetzo von meinem Mund,
Denn den Knoten will ich euch zerhauen.
Laßt uns mal unsre Officiere beschauen —
Was waren von diesen Herren die meisten?
Vom Ambos lief Jener und Dieser vom Leisten,
Der Dritte ließ seine Nadel im Stich
Und wurden hier Hauptmann und Fähnerich.
Hier machte schon mancher Dummkopf sein Glück,
Doch meine Verdienste, die setzt man zurück.

Jäger.

Unzufrieden bin ich schon lange, denn sprecht:
Handelt man gegen die Deutschen nicht schlecht?
Ueber drei Jahre dienten wir schon
Und haben noch nicht eine Capitulation —
Denn sollt' ich als Soldat mein Leben beschließen,
Würd' ich durch's Hirn heut die Kugel mir schießen.

(Soldat Dreier, halb betrunken, erscheint mit dem vollen Glase in der Hand.)

Dreier.

Alle Hannoverens und Großbritannen,
Die die Schlacht bei Waterloo gewannen,
Sollen leben, vivat hoch!

Jäger.

War ich doch auch mit bei Waterloo!
Wir Preußen haben dazwischen gepfiffen,
Daß die Franzosen die Flucht ergriffen
Und man bald keinen mehr hörte und sah!

Dreier.

Sag mal, Kerl! was sagst du da
Ihr bocksledernen Preußen sagt,
Daß ihr die Franzosen verjagt?
Hätten nicht wir Hannoveraner geschlagen,
Hatte der Franzose den Preußen beim Kragen.

Erster Grenadier.

Hannover hat aber auch tüchtig gelitten.

Dreier.

Aber gefochten wie Kerls und gestritten
Haben wir wie alte hannoversche Britten.

Jäger.

Wirthin! darf ich mir ein Glas Cachaça*) ausbitten.

(Ein Brasilier erscheint, sich höflichst Feuer auszubitten, um seine Papiercigarre anzuzünden.)

Brasilier.

Meus Senhores fazei e favor —

---

*) Cachaça ist ein Zuckerbranntwein von schlechtem Geschmack und ist daher mit der Sorte, die bei uns zu Lande Fusel genannt wird, in eine Classe zu stellen.

Dreier.

Schlagt den Portugiesen doch hinter das Ohr!

Erster Grenadier.

Werft den Bengel zum Tempel hinaus. —

Dreier.

Wart! ich will ihm das Fell mal versohlen,
Denn die Kerls muß alle der Teufel noch holen.

(Dreier will sich des Portugiesen bemächtigen, aber dieser entfernt sich schnell.)

Dreier (im Zurückkommen.)

Jäger, du machst ein so grämlich Gesicht,
Als hättest du heute die Masse*) gekriegt.

Jäger.

Nahe dabei war's wenigstens schon.
Mein Lieutenant ist dir ein närr'scher Patron,
Mußt' ich um seinen seltsamen Grillen
Heute wieder drei Stunden trillen,
Daß in der Mittagshitze heiß,
Von der Stirn mir troff' der Schweiß.

Dreier.

Ja, Bruder Jäger, ich sag' es dir,
Unser Leben in dem Brasilienland hier,
Ist nur ein Trillen bis an das Grab!

---

*) Masse — ist ein dem Soldaten abgezogener Theil seines Soldes, der alle drei Monate ausgezahlt werden sollte. Dies Letztere geschah aber hier im Anfange nicht und deswegen wurden Stockschläge — die es fast täglich gab — spottweise Masse genannt.

Jäger.

Da nimmt der Tod den Torniſter uns ab.

Schulz.

Sagt, wen ſeh' ich denn dorten gehen,
Hat auch zu tief in die Flaſche geſehen,
Iſt's nicht Diputa Luprian.

Zweiter Grenadier.

Lebt auch immerwährend im Thran! (betrunken.)

(Luprian erſcheint mit einem theatraliſchen Anſtande, halb mit einem Mantel bedeckt.)

Luprian.

Rauh iſt die Wirklichkeit. Doch aus den engen Kreiſen
Des Wirklichen führt uns die Phantaſie;
Und das Theater iſt die Siegesbahn des Weiſen,
Für große Geiſter herrſcht da Harmonie.
Thalia krönt ſie dort mit ihrem Lorbeerkranze
Und mir auch reichte ſie den Palmenzweig;
Die edle Mimik half mir zu dem Glanze,
Denn Meiſter bin ich in der Mimik Reich.

Dreier.

Aber auch Meiſter ſeid ihr im Zechen.
Nichts will von der Mimik ich ſprechen,
Als daß ihr die Freude recht mimiſch ausdrückt,
Sobald ihr die volle Flaſche erblickt.

Luprian

(ohne ihn eines Blickes zu würdigen fährt in ſeiner Extaſe fort.)

Sagt denn, ihr ſchwachen, niedern Erdenſöhne,
Die nie der Sphären Harmonie gelauſcht,

Die ungerührt durch jene Himmelstöne,
Auf die das Ohr mit Wollustschauern lauscht,
Wenn uns Thalia dann ihr heitres Reich aufschließet,
Melpomene und auch der Scherz erscheint,
Uns Wonn' und Lust in unsern Busen gießet,
Und bald das Herz vor sel'ger Schwermuth weint!
So seht durch meine Mantelschläge
Den Tell — lebendig, wahr und rege,
Denn origineller — sollt ihr mir gestehen —
Habt ihr im Leben nichts gesehen.

(macht einige Mantelschläge und Pantomimen.)

Dreier.

Doch da ihr euch gestern im Rinnstein gebettet,
Und meine ehrliche Faust euch gerettet,
Und dann euch zur Caserne gebracht:
Habt ihr euch bei weitem origineller gemacht.

Luprian.

O du kleiner, erbärmlicher Geist,
Der nur die niedern Regionen bekreis't —

Dreier.

Der Rinnstein, den du dir gestern gewählt,
Wird der auch zu höhern Regionen gezählt?

Luprian.

O du winzige Grönländerseele —

Dreier.

Ruhig! sonst hab' ich dich bei der Kehle —

Luprian.

Du ungehobelter Flegel und Runge —

Dreier.

Hältst du nicht deine theatralische Zunge,
Will ich den Faust so natürlich dir spielen,
Daß du alle Knochen am Leibe sollst fühlen.

Luprian.

Nie hab' ich doch solche Beleid'gung erlitten!
Für Griechenlands Freiheit, da hab' ich gestritten,
Auf seinem classischen Boden, da floß
Mein Blut und solch ein Bube vom Troß —

(Auf Dreier zeigend.)

Dreier.

Nein, nicht länger kann ich's ertragen,
Wart, ich will ihm die Jacke voll schlagen.

(Will auf Luprian los.)

Zweiter Grenadier (ihn zurückhaltend.)

Bruder, laß diesen Verrückten doch laufen,
Es bringt wenig Ehre, mit ihm sich zu raufen.

Luprian (pathetisch.)

Bei meinem Bart! ich will es euch vergelten
Ihr sollt den Luprian nicht den Verrückten schelten.

(Ab.)

---

## Dritter Auftritt.

(Die Vorigen. Ein Soldatenweib hereinstürzend.)

Soldatenweib.

Ist mein Mann, der Saufaus, hier nicht?
Ha, da glühet sein Vollmondsgesicht.

Schon wieder betrunken? Der letzte Pfennig vom heutigen Sold
Ist der dir noch nicht durch die Gurgel gerollt?
Daß der Teufel dich hole, du Trunkenbold!
Denn ehe hast du nicht Ruhe und Rast,
Bis das Hemde vom Leibe versoffen du hast.

Erster Grenadier.

Hört, mein Hauskreuz mit ihrer nie ruhenden Lippe.

Dreier.

Jag' doch zu Haus dein Weib, die Xantippe!
Geht sie ins Geschirr, dann gnade uns Gott!
So nimmt auch kein Hund mehr von uns ein Stück Brod!

Soldatenweib.

Und ihr Andern habt ihn auf'm Gewissen,
Mit euch hat er beständiglich saufen müssen;
Aber von Gewissen — wißt ihr — und von Gottesgericht,
Gleich wie der Ochse das Spanische spricht.
Stets zu spielen und im Wirthshaus zu zehren
Heißt das als Christen den Herrgott verehren,
Und seine Lehren, das bezeuge mir Gott,
Versteht ihr wie der Botocude und Hottentott
Und mit dem Heiligsten treibet ihr Spott.

Dreier.

Weib, halt mit deiner Zunge nur ein,
Ich will auch das frömmste Christenkind sein.

Soldatenweib.

O du Rädelsführer und wüster Rebelle,
Just von Allen der rohste Geselle!

Und ihr seid Soldaten? — Ihr sollt euch was schämen,
Ja wär' eine Festung von euch einzunehmen
Und mit Branntweinflaschen zu bombardiren,
Da würdet ihr jeglichen Soldatenstand zieren
Und gegen den Feind kein Scharmützel verlieren.
Und seit diese Irländer hier sind im Land
Nimmt das Saufen ganz überhand.

Dreier.

Weib, spei den giftigen Geifer nicht
So unverschämt uns all' ins Gesicht.
Man wird aus Verzweiflung ein Branntweinsäufer
Denn Schäffer, der große Seelenverkäufer!
Hat zum voraus in diesem brasilischen Leben
Das Fegefeuer uns abzuverdienen gegeben.

Soldatenweib.

Um hier einen ordentlichen Menschen zu finden
Muß man am Tag die Laterne anzünden,
Denn wär' an euch Allen ein gutes Haar,
Müßt' es euch besser geh'n doch fürwahr!
Hört, ein Beispiel will ich nur stellen,
Was ich doch könnte bei mehrfachen Fällen.
Seht ihr doch den Hauptmann dort gehen,
In Hamburg hab' ich ihn als Tambour gesehen.
Er kam als gemeiner Soldat hier ins Land
Und wird doch jetzt „Herr Hauptmann" genannt.
Und soweit hättet ihr's auch können treiben:
Denn hier ist nicht nöthig das Lesen und Schreiben.

Dreier.

Ja, in der Hinsicht, da hat sie sehr Recht,
Denn das Genie und Talent bezahlt man hier schlecht.
Denn wem nicht geschmeidig die Zung' und der Rücken
Und weiß nicht zu schmeicheln und sich zu bücken,

Dem wird es hier in Brasilien nicht glücken —
Und hätt' er auch Sonnen und Sterne gemessen
Und Salomo's Weisheit mit Löffeln gegessen,
Er würde zu nichts doch hier kommen im Land.
Euch Allen ist ja der Mahlfeld bekannt.
Er schreibt doch, beim Himmel! eine herrliche Hand,
Er spricht auch französisch, griechisch, latein,
Portugiesisch und englisch, wie Wasser so rein:
Ein Bursche, der wahrhaft gelernet was hat,
Und doch ist er nur gemeiner Soldat.

Schulz.

Aber da er ein echtes Genie,
Trennt er auch von der Flasche sich nie.

Soldatenweib.

Und Manche, die in Deutschland den Stutzer einst machten,
Die müssen in Schimpf und in Elend hier schmachten.
Doch haben es Viele sich selbst beizumessen,
Weil sie bei der Flasche zu oft sich vergessen,
Und bei Singen und Spielen und Saufen und Schmieren
Ein gottloses, schändliches Leben hier führen.

(Vier Neger kommen mit einem betrunkenen Irländer angeschleppt, der in der Stadt auf der Straße sich wälzte.)

Seht (auf den Irländer zeigend) wollt ihr euer Ebenbild sehen,
Denn so wird es euch Allen auch noch mal gehen.

(Ab.)

## Vierter Auftritt.

Die Vorigen.

Ein Musikus hereinkommend.

Musikus.

Nein! beim Himmel, es ist doch zu viel,
Und muß empören unser deutsches Gefühl:
Diese Irländer kommen hier an,
Haben noch nicht eine Wache gethan,
Und doch in ihren Händen ist schon
Ihr Schiffgeld und ihre Capitulation —
Und wir Deutschen — dienen wir nicht
Ueber drei Jahre schon und haben gekriegt
Keines von beiden — und müssen bei Tag und bei Nacht
Im Dienst sein auf Patrouille und Wacht.
Auch wird ihnen die Masse nicht abgezogen,
Um die man uns Deutsche hat gänzlich betrogen.

Dreier.

Und wenn man sich mit dem Irländer mal schlägt,
Dann ist es der Deutsche, der's Bad stets austrägt.

Schulz.

Ja, gestern mit meiner pommerschen Faust,
Da hab' ich zwei Irländer grimmig zerzaußt,
Weil sie mich auf meinem Posten geneckt,
Und ich — ich ward doch in'n Kasten gesteckt.

Erster Grenadier.

Auch kriegen die Irländer für ihren Schlund
Ein ganzes und wir nur ein halbes Pfund
An Fleisch — bekommen auch Reis und Speck,
Und wir Deutschen erhalten doch nichts als 'n Dreck.

Zweiter Grenadier.

Auch müssen wir jetzt den englischen Pfaffen
Des Sonntags wie die Heiden angaffen,
Er predigt auf englisch vom himmlischen Reich
Und wir — wir verstehn doch kein Wort von dem Zeug.

Vierter Grenadier.

Und wenn man von Versprechen, die Schäffer gemacht,
Nur anfängt, so wird man dazu ausgelacht.
Wie wußte nicht dieser unsel'ge Marktschreier
Uns All' zu beschwindeln durch Auswandrungsfeuer!
Schön malt er die hiesigen Blumengefilde,
Die Größe des Kaisers, der Kaiserin Milde;
Er sagte, um Reichthum zusammen zu raffen,
Wir brauchten nur brav leere Säck' anzuschaffen.
Und wir, von wahnsinnigem Schwindel ergriffen,
Uebernahmen die Rolle und sind — ausgepfiffen.

Dritter Grenadier.

Was machten in Europa die Journal' ein Gezeter
Um diesen brasilischen Kaiser Dom Peter!
Da dacht' ich, daß der doch vom Kopf bis zur Zehe
So recht aus dem ff das Regieren verstehe.
Doch hatt' ich auch dies Mal ins Blaue gezielt;
Denn daß er sich fährt und reitet und spielt,
Maitressen sich hält, ums Land sich nicht kümmert,
Die Minister regieren läßt, in Paraden nur schimmert,
Bei Regierungsgeschäften die Händ' hat im Schoos,
Potz tausend und Wetter! nennt dieses man groß?

Sechster Grenadier.

Doch unsre Bataillone waren die besten im Heere
Und dienten dem Kaiser mit Eifer und Ehre,

Denn wir, wir hielten ihn aufrecht, wir!
Und hätten gelassen das Blut für ihn schier.
Doch alle die schönen deutschen Regimenter
Sind verdorben jetzt durch die Irländer.

Musikus.

Daß Gott alle die Irländer verdamme!
Und wir aus deutschem, hochherzigem Stamme
Sollen in Zukunft tragen noch
Hier in Brasilien dies Sclavenjoch?
Sollen es ansehen mit stummen Gefühlen,
Daß uns auf der Nase die Irländer spielen?
Daß man einst mit Hunden uns hetzt,
Und den Fuß auf den Nacken uns setzt?
Ich sag' euch, begonnen hat es nicht gut,
Glaubt mir, und es endet mit Blut!

Schulz.

Doch tritt man ferner unserm Recht zu nah'
So stehen wir Alle für Einen da.

Musikus.

Und ich, ich könnte bei hundert Fällen
Beispiele euch unter den Augen aufstellen,
Wie hier im Lande der deutsche Soldat
Das größte Unrecht erlitten schon hat.

Schulz.

Und wird es in Zukunft nicht besser sein,
So schlagen wir deutsch mit den Kolben darein;
Wir wollen auf unsre Gerechtsame sehen,
Oder sammt und sonders in Stücken gehen.

Alle.

Und wird es in Zukunft nicht besser sein,
So schlagen wir deutsch mit den Kolben darein;

Wir wollen auf unsre Gerechtsame sehen
Oder sammt und sonders zu Grunde gehen.

Dreier.

Und so Cameraden, erhebet euch dann
Und stimmet ein Lied zu dem Bunde auch an,
Wie's wacker geziemet dem deutschen Mann.

(Alle erheben sich von ihren Sitzen, bilden einen Kreis, in welchem das Glas fleißig circulirt, und stimmen alsdann an:)

Frisch auf, Cameraden! und reicht euch die Hand
Der deutschen Treue zum Pfande,
Und wird Einer hier noch im fremden Land
Behandelt mit Spott und mit Schande,
So treten wir Alle für Einen ein
Und schlagen deutsch mit den Kolben darein.

Und wenn denn diese Irländerbrut
Noch länger den Vorzug wird haben;
Dann auf, Cameraden, erprobet den Muth,
Der uns in der Brust liegt begraben:
Und tritt man unserm Rechte zu nah,
So stehn wir Alle für Einen da!

(Ende.)

# Zweite Abtheilung.

# Excursion von Rio de Janeiro aus nach dem Rio Paquequir. Besuch auf der Schweizerkolonie Neufreiburg und der Villa Saõ Pedro de Cantagallo.

## Erstes Capitel.

### Abreise von Rio de Janeiro.

Wenn man, wie der Verfasser, vier Jahre an die Stadt Rio de Janeiro, deren glühender Luftkreis mit allem demjenigen geschwängert ist, was die Geruchsorgane unangenehm afficiren kann, gefesselt war; wenn man die dortige Bevölkerung in ihrer sowohl physischen als moralischen Gebrechlichkeit, erst sich berauschend im Zaubergifte der Wollust und der widernatürlichsten Laster und dann unter der Geißel der daraus erzeugten Krankheiten dem Abgrunde zutaumelnd vor Augen gehabt hat, dann wird gewiß die Sehnsucht nach der freien Natur lebendiger als je in unsrer Brust erwachen und uns hinaus drängen in das romantische Freie, das mit seinem großartigen Charakter die Kaiserstadt des antarctischen Wendezirkels umgiebt.

Oft hatte ich zwar von der Höhe des Corcavado aus mich im Anschauen des großen Prachtgemäldes mit seinen unnachahmlich magischen Parthieen verloren, das die Natur um Rio de Janeiro vor dem Blick des Beschauers entrollt, aber des Herzens mächtiger Ruf: „dahin, dahin!" hatte erstickt werden müssen durch Verhältnisse, die erst die Zeit lösen konnte.

Diese Zeit war indessen endlich gekommen und der langgenährte Wunsch reifte zur Verwirklichung. Nichts konnte mir daher willkommener sein, als die Einladung eines Freundes, des Doctors D., ihn auf seinem Landgute (Fazenda) Aurora am Rio Paquequir unweit dessen Mündung in den Parahiba zu besuchen. Ein Bekannter von mir, ein aus politischen Gründen nach Brasilien geflüchteter Heidelberger Student, der indeß die Erlaubniß zur Rückkehr nach seinem Vaterland Rheinbaiern erhalten hatte und mit einer der ersten Schiffsgelegenheiten nach Europa zurück zu gehen beabsichtigte, ward mein Begleiter, um seine botanische Kräutersammlungen, wozu jene Gegend reiche Ausbeute versprach, zu vermehren. Bei sonst vortrefflichen Eigenschaften und Kenntnissen hatte dieser junge Mediziner bis jetzt die Angewohnheit nicht ablegen können, noch oft in die akademische Kraftsprache mit ihren seltsamen Kunstausdrücken zu verfallen.

Wir hatten uns vorgenommen, bis Venda nova am Macacufluß, ungefähr 7 Legoas (11 Stunden) von Rio de Janeiro, die Reise zu Wasser zu bewerkstelligen und schickten unsre Pferde bis dahin zu Lande über Praya grande voraus.

Es war vier Uhr Nachmittags als wir uns einschifften; ein günstiger Wind schwellte die Segel unsers Fahrzeugs, welches die von einem Kranz waldbekrönter Berge eingefaßte Hafenbai lustig durchschnitt. Auf dem blauen Spiegel wiegten sich Hunderte von Schiffen, stolze mit drei Reihen Feuerschlünden versehene Or-

legs, Tod und Verderben führend, jetzt in stiller Größe und im bunten Gemisch neben den kleinen Küstenfahrern und Kauffahrteischiffen. Die Flaggen von fast allen Schifffahrt treibenden Nationen flatterten im Hauche des Windes und eben geankerte Kriegsschiffe stimmten eine Bravourarie im Generalbaß als Salutsalve an, die von den Forts und den übrigen Kriegsfahrzeugen im Hafen mit demselben, von vierundzwanzigpfündigem und größerm Calibre besetzten Orchester accompagnirt wurde. Das lebendige Gewühl und die mannigfachen Beschäftigungen im Hafen, verbunden mit der Aussicht auf die mit unzählbaren Klöstern und Kirchen geschmückte Kaiserstadt und deren malerische Umgebungen, hauchen in das große Gemälde einen so lebendigen Eindruck und kleiden das Ganze in ein so abwechselndes, reizendes Gewand, wie kein Pinsel es nachzuzaubern vermag.

Wir waren ungefähr zwei und eine halbe Stunde gesegelt, als wir in die Mündung des Macacu einliefen. Die Sonne sank eben hinter die Berge hinab und goß ihr scheidendes Purpurlicht auf das sich nähernde Orgelgebirge, welches das wildphantastische Bild seiner kegel- und pyramidenförmigen Kuppen und Hörner aus den dunklen Fluthen des tiefen Macacu zurückspiegelte. Der Wind hatte sich gelegt. Ein unbeschreiblicher Zauber und ein feierliches Schweigen, nur durch den Ruderschlag und die Stimmen der Wald- und Sumpfvögel unterbrochen, waren über die herrliche, einer schwimmenden Feeninsel gleichende Landschaft hingegossen. An den Ufern des Macacu lagen häufig Fazendas und Orangenwäldchen und andere tropische Blumenkelche würzten mit ihrem ätherischen Aroma die laue Abendluft.

## Zweites Capitel.

### Der wunderschöne Abend.

Indessen war der Abend vollends hereingebrochen; einer von jenen zauberartigen Mondscheinabenden, welche allein das Eigenthum des Südens sind und von denen der Nordländer sich keine Vorstellung machen kann. Zur Seite zog sich das Orgelgebirge mit seinen wunderbaren Felsenzacken hin, die im optisch täuschenden Mondlichte wie graue, himmelstürmende Giganten erschienen und vor uns eröffnete sich die Aussicht auf die große, ernste Wildniß, die sich in hohen Urgebirgen tief in das Innere verlor, während zur Rechten wie ein magisches Dichtungsland sich vor unserm Blick die herrliche Landschaft entfaltete. Kein Laut als der plätschernde Ruderschlag und das Flüstern des Abendwindes in den hohen Platanen, womit hin und wieder das Ufer geschmückt war, unterbrach die hohe Friedensfeier und über uns wölbte sich die tiefe, unendliche mit unzähligen funkelnden Sternen geschmückte Aetherkugel des südlichen Himmels. Wahrlich der Geist wird bei einem solchen Schauspiele der tropischen Natur von einem Hochgefühle empor gehoben und in einen stillseligen Genuß der Betrachtung versetzt, wo er im Uebermaße der reinsten Wonne schwelgt und selbst die Erinnerung gemachter bitterer Erfahrungen in den Hintergrund der Seele gedrängt wird.

Das lange genußreiche Schweigen unterbrach der Heidelberger Demagoge auf seine energische Weise: „Auch die abgestumpfteste Philisterseele", begann der Entzückte, „muß bei dieser Prachtscene der Natur bezaubert und neu verjüngt werden! Es bleibt doch eine ewige Wahrheit, daß nur noch am Busen der Natur und im Gebiete der Kunst wahrer Hochgenuß blüht, seit das Castratengeschlecht unsers Jahrhunderts

die schöne Welt unsers Herrgotts in eine engherzige Knotenkneipe, ohne Pump an Freiheit, verhunzt hat!" Und um seiner Rede noch mehr Nachdruck zu geben, ergriff er die Flöte und begann auf dem herrlichen Instrumente zu phantasiren und eine Kunstfertigkeit zu entwickeln, die hinreißend war, bald niedertauchend im Gluthmeere der Töne, im Wirbel des feurigen Allegretto, bald hinaufschwärmend in die Himmelsräume auf den Fittichen der ernsten, langgezogenen, schwermüthigen Symphonie, bald sich dahin wiegend in heitern Melodien, lieblich wie das Silberband des Flusses durch blühende Gefilde. Ich habe in meinem Leben manchen Künstler gehört und vielen Concerten beigewohnt, aber ich gestehe, daß die Zauber der Tonkunst niemals einen lebendigern Eindruck auf mich äußerten, als an diesem entzückenden Abend die einfachen Töne der Flöte.

Wie matt, wie todt würden alle Farben der Schilderung des erhabenen Bildes der Wirklichkeit bleiben, welches die Natur so frei und großartig vor dem Blick des Beschauers entrollt: die Ruhe, Größe und Harmonie erfüllen die Seele mit unbeschreiblichen Empfindungen. Hat dich, freundlicher Leser, nie jenes namenlose Gefühl beschlichen, nicht die wilde, laute Freude, die dahin braust und stürmt, sondern wenn die stillbegeisterte Wehmuth ihre große Stunde in deinen Busen führt und die tiefschlummernden Empfindungen aus den geheimsten Falten der Seele aufsteigen läßt und deinem Herzen einen ganzen Himmel schenkt voll namenloser, wehmüthiger Wonnen und Seligkeiten, hast du, freundlicher Leser, diese Genußfeier nicht geschmeckt, o dann blieb dein Dasein arm an den höchsten und reinsten Freuden: habe großartig gefühlt und selig und erhaben geweint und die schöne Lichtseite des freundlichen Gebildes wird nicht erlöschen, die Begeisterung nicht ein wollüstiges

Grab finden mit dem entflohenen Augenblick, sondern fortglühen wie Frühlingssonnenstrahlen durch die Winterfelder des Lebens.

Mittlerweile war unserm Fahrzeuge ein anderes höchst elegantes Segelboot (Valua) mit sechs rudernden Schwarzen nachgeeilt und ich bemerkte, daß es absichtlich in unserer Nähe verweilte, da die Gesellschaft, welche aus einem ältlichen Herrn, seiner Gemahlin und ihren Kindern, einem jungen Manne, zwei Doncellas von 15 bis 17 Jahren und mehreren schwarzen Sclavinnen bestehend, wahrscheinlich von dem Meisterspiele des Rheinländers angezogen und gefesselt wurde. Der Letztere übertraf sich selbst; in seiner Kunstschwelgerei schien er Alles um sich her zu vergessen und immer glänzender entfaltete sich seine herrliche Kunst. Soviel ich bemerken konnte, machte sein Spiel Furore in der brasilischen Familie, und der dunkle Feuerblick der jüngern Damen bedurfte keines Commentars.

Wer die Ungezwungenheit im Betragen und den leidenschaftlichen Enthusiasmus des Brasilianers für Musik kennt, dem wird auch die Einladung des ältern Herrn in unserm Nachbarboote, unsre Valua mit der seinigen zu vertauschen und dann in Gesellschaft auf seiner ungefähr eine Stunde noch entfernten Fazenda mit einem ländlichen Abendbrot vorlieb zu nehmen, nicht auffallend sein. Die herzliche Einladung war von einem so sprechenden Blick der jüngern Brasilianerinnen begleitet, daß es ganz unmöglich wurde, dieselbe auszuschlagen. Bald hatte unser kleiner Mantelsack mit Wäsche nebst unsern Flinten in das Nachbarboot und wir selbst den Weg in den kleinen brasilischen Familienkreis, in dem wir uns bald heimisch fühlten, gefunden. Die Freude schien ihren Sitz unter uns aufgeschlagen zu haben, eine ungezwungene, heitere Unterhaltung, zuweilen vom Flötenspiel des Musensohnes unterbrochen und der Becher, der fleißi-

ger die Runde wanderte, erhöhten die frohe, von keiner steifen Convenienz und lächerlichen Etiquette gehemmte Laune.

Mein Reisegefährte hatte augenscheinlich zu tief in die schwarzen Gluthaugen unserer Gesellschafterinnen, zwei reizender Brasilianerinnen, gesehen, die Zöglinge der Anmuth zu sein schienen und mit hoher Grazie die eleganten Fächer zu regieren verstanden, eine Kunst, der in Brasilien ein eignes Studium gewidmet ist, denn er wurde bald sentimental und statt in der kräftigen akademischen Kunstsprache fortzufahren, ging er zur superlativen der Poesie über:

„Beim Bart des Propheten!" flüsterte mir der Begeisterte zu, „ist Euch je ein solches Engelpaar vorgekommen? Konnte selbst die wollüstige Phantasie des alten üppigen Arabers seine Houris mit höhern Reizen ausstatten, als diese herrlichen Nymphengestalten in sich vereinigen? — Welches Ebenmaß, welche Harmonie, welche Fülle in den reizgeschmückten Formen! Welch ein zierlicher Fuß, ein Prachtstück, wie kein Meißel es nachzuzaubern vermag, das selbst den Neid der Göttin von Gnidos erregen müßte! Und nun die Krone des Meisterwerks, dieses herrliche Oval mit der Fülle von Rabenhaar gekrönt und mit den großen ernsten Augensternen, die einen aus der Fassung bringend so anstrahlen, als ob die göttlichen Eigenthümerinnen gar nichts davon wüßten, daß ihnen (wie ich schwören möchte!) auch kein einziges von den drei und dreißig Stücken, die das Urideal der weiblichen Schönheit bilden, abging! Lösche deine Madonnen wieder aus, Raphael! denn hier wird deine Kunst eine Bettlerin!!" Mir fiel das Neapoleonische: „Il n'y a qu'un seul pas du sublime au ridicule," ein.

Er würde gewiß im Erguß seiner poetisch-sentimentalen Apologie und Entwicklung von Schönheitstheorien noch verschwendrischer fortgefahren sein, wäre

nicht eben die Fazenda vor uns erschienen, als das Ziel unsrer heutigen Wasserfahrt, eine Unterbrechung, die mir um so willkommner war, da der Liebesparoxysmus (ein überall grassirendes Fieber, gegen welches bis jetzt die medizinischen Facultäten noch kein wirksames Opiat ausgemittelt haben) des Musensohns nicht nur fortwährend im Steigen war, sondern da auch jetzt das Salzwasser des Flusses aufhörte und eine ungeheure Menge Piums, eine kleine Mücke mit großem Kopfe aus der Gattung Simulium, und dann Moruims, eine Schnakenart, uns durch ihre blutigen Angriffe fast zur Verzweiflung brachte.

Es mochte ungefähr zehn Uhr sein, als wir die Fazenda erreichten, wo ein weißer Feitor (Verwalter) und einige zwanzig Neger ihren Senhor begrüßten.

Unser gütiger Wirth „a man of sound strong unletter'd sense", der sich durch vielen natürlichen Witz und edle Einfachheit und Offenheit vor den meisten seiner Landsleute auszeichnete, sandte sogleich zwei seiner Schwarzen, um unsre Pferde, die eine Stunde entfernt standen, herbei zu führen.

Die Hauptgebäude der Fazendas, welche die elenden Hütten der Negersclaven umgeben, und deren innere Einrichtung haben in der Nähe von Rio de Janeiro und den größern Städten schon ein europäisches Aussehen; doch ist auch hier hohe Einfachheit vorherrschend und nur das massive, silberne Tafelgeschirr bekundet die Wohlhabenheit der Besitzer. Wir setzten uns bald darauf zu Tische; unsre Mahlzeit bestand aus kaltem Hühnerbraten, Salaten, Farinha, Orangen, Ananas, Bananen und andern von der tropischen Sonne gereiften Früchten. In der heitersten Stimmung überraschte uns die Mitternacht.

Zwar lud uns der freundliche Wirth ein, die Nacht in seiner Wohnung zuzubringen, indem uns die liebe Familie die Unsicherheit und das Gefährliche einer Nachtreise darthat, allein wir waren Beide zu

sehr aufgeregt, um hoffen zu dürfen, auf der engen Matratze Ruhe zu finden. ich durch die Neuheit der erlebten Scenen, der Mediziner durch die drei und dreißig Idealcomposita der allerliebsten Brasilianerinnen und so beschlossen wir, einen Theil der herrlichen Mondnacht durchzureiten. Wir nahmen daher Abschied von dem uns theuer gewordenen Kreise, in dem wir einen der schönsten Abende verlebt hatten, und nur mit Mühe unterdrückte der Demagoge bei der Abschiedsceremonie von den südlichen Huldinnen einige aufsteigende Seufzer, die auch gewiß ihrerseits nicht unerwiedert geblieben sein und eine zärtliche Aufnahme gefunden haben würden, denn dergleichen Liebesabentheuer und Herzenseroberungen im Sturmschritt sind in Brasilien keine Seltenheiten und liefern der Chronique scandaleuse häufig interessante Materialien.

---

## Drittes Capitel.

### Das Abentheuer im Walde.

Die Pferde sind in Brasilien im Allgemeinen unansehnlich und ihr Aeußeres verräth es keineswegs, daß sie die größten Strapazen aushalten können. Unsere Rosinanten hatten hinreichend türkisches Korn und Palmblätter (das hiesige Hauptfutter für Pferde, da Hafer und andre Kornarten nicht vorhanden sind) gefressen und waren daher aufs Beste zur Fortreise aufgelegt.

Wir mochten ungefähr zwei Stunden getrabt sein, als sich plötzlich die Scene änderte. Ein Südost hatte sich erhoben und trieb auf schwarzen Flügeln dicke Wolkenhaufen vom Orgelgebirge herüber, so daß bald der ganze Himmel bedeckt, das Mondlicht verschwunden und die Erde in finstre Nacht gehüllet war. Das Unwetter begann sich zu entladen, Ströme von

Regen goſſen vom Himmel, ſo daß wir bald keinen trocknen Faden am Körper behielten. Es war eins von jenen furchtbaren Schauſpielen, das die Gewitter in Südländern, namentlich an Gebirgen, darbieten. Blitze fuhren zackend am Orgelgebirge nieder, das ganze Firmament ſchien in Flammen, der brüllende Donner wiederhallte in tauſend Echos in den Klüften der Gebirge und der Sturm brauſte in den hohen Kronen des Waldes, Rieſenſtämme entwurzelnd und krachend zu Boden werfend.

Wir ſahen uns vergeblich nach einem Aſyl gegen das Unwetter um. Der Wald, den wir durchritten, bot außer ſeinen Bäumen keinen Schutz dar, die Bäche ſchwollen an, ſo daß es gefährlich wurde, dieſelben zu paſſiren. Die Wege wurden faſt unergründlich und die dicke Nacht, nur durch flammende Blitze erhellt, umgab uns dergeſtalt, daß wir auf das Gerathewohl den Pferden die Zügel überlaſſen mußten.

Nachdem wir ungefähr eine Stunde in dieſem Unwetter geritten waren, entdeckten wir im Scheine der Blitze eine menſchliche Behauſung. Sie lag ſeitwärts im Walde. Da kein Weg zu ihr führte, ſo mußten wir uns durch lange zweiſchneidige Meſſer, (facao) die man auf Reiſen in Braſilien ſtets bei ſich führt, durch die aufgeſchoſſenen Gebüſche Bahn brechen. Nachdem dieſes endlich gelungen, bemerkten wir, daß es eine unbewohnte Hütte war, die vielleicht durch einen Anſiedler gebaut, aber ſpäter wieder verlaſſen wurde. Da der Regen noch immer in Strömen fiel, bei der Dunkelheit aber die Wege in der That halsbrechend waren, ſo beſchloſſen wir, den Tag in dieſer Hütte, die freilich nur wenig Schutz bot, zu erwarten. Ein kräftiger Fußtritt gegen die alte baufällige Thür machte uns den Eingang frei. Da zu dieſen Hütten gewöhnlich das Bambusrohr verwendet wird, das vortrefflich brennt und in Braſilien auf dem Lande häufig die Stelle der Fackel vertritt, ſo

bemühten wir uns zu gleichem Zweck einige solcher Bambusröhre aus der Lehmwand zu lösen, eine Arbeit, die in dem dunklen Loche mit nicht geringer Mühe verknüpft war. Hiermit beschäftigt, trat mein Reisegefährte auf einen weichen Körper, den er bald für einen menschlichen hielt. Da indeß keine von unsern an ihn gerichteten Anreden beantwortet wurde, so vermutheten wir, in die Gesellschaft einer Leiche gerathen zu sein. Indessen hatten wir mit Hülfe eines chemischen Feuerzeugs ein Bambusrohr angezündet und unser erstes Geschäft war, unserm stummen Stubenburschen (wie sich der Mediziner ausdrückte) ins Antlitz zu schauen. Es war ein todter Menschenkörper, von fürchterlichen Wunden entstellt und nur von einer alten Strohmatte bedeckt. Eine Leiche, die ein gewaltsamer Tod entseelte, bietet immer einen schauderhaften Anblick dar. Da indeß in Brasilien dergleichen abscheuliche Mordthaten an der Tagesordnung sind, so darf man keinen großen Anstoß daran nehmen. Die That konnte noch keine vierundzwanzig Stunden verübt sein, denn der Leichnam war noch frisch und nur durch schreckliche Kopfwunden, mehrere Messerstiche in der Brust, worunter einer mitten durch die Herzarterie, entstellt. (Von letzterm behauptete der Mediziner, daß solcher mit einer so abscheulichen Kunstfertigkeit ausgeführt sei, daß sie jedem Anatomisten imponiren müßte.) Eine wahre Samielsscene muß dieser Auftritt dargeboten haben. Man denke sich zwei Nordländer in der einsamen Wildniß Brasiliens mit der Untersuchung der gräßlichen Wunden eines Ermordeten beschäftigt, auf welchen aus der dicken Finsterniß der brennende Bambus einen fürchterlichen Schimmer wirft und draußen tobt in seiner ganzen Furchtbarkeit ein Ungewitter, als ob die letzte Posaune erklinge, der alten baufälligen Hütte bei jedem Windstoß und dem Brüllen des Donners jeden Augenblick den Einsturz drohend. Der Ermordete war ein Mann

von ungefähr fünfundvierzig Jahren, portugiesischen Ursprungs, sehr anständig gekleidet, (das heißt nach brasilischer Art) und da die silbernen Sporen noch an den Stiefeln waren, so vermutheten wir, daß er ein Opfer der Rache und nicht unter dem Mordeisen von Räubern gefallen sei, eine Vermuthung, die sich rechtfertigte, denn wir erfuhren später, daß der frühere Liebhaber seiner eignen Tochter, die der Ermordete gezwungen, die Gattin eines Andern zu werden und welchem er die Hand derselben verweigerte, der Anstifter der Bubenthat gewesen sei. Dieser Mord erinnerte uns an die eigne Sicherheit: wir hielten daher unsre Gewehre schußfertig. Da wir vor Kälte zitterten und, wie aus der Traufe gezogen, durchnäßt waren, so suchten wir ein Feuer anzuzünden. Glücklicherweise fanden wir einige trockne Mobilien, nämlich die Rudera eines alten brasilianischen Lagers und eine Bank, so daß es uns endlich nach unsäglicher Mühe gelang, ein lustiges Feuer flackern zu sehen. Die Pfeifen dampften bald und eine Flasche Portwein, womit unser neuer brasilianischer Freund meinen Pistolenhalfter hatte decoriren lassen, erhielt unsre Lebensgeister munter und aufgeweckt. Gern hätten wir unserm stummen Gesellschafter von dem, was wir hatten, mitgetheilt, aber er hatte keine Bedürfnisse mehr und Sturm und Ungewitter beunruhigten ihn nicht ferner.

---

## Viertes Capitel.

### Fortsetzung der Reise.

Endlich graute der langersehnte Tag; das Gewitter war vorüber. Wir selbst hatten unsre Reisetoilette so gut als möglich wieder hergestellt und bestiegen mit jener heitern Laune, die dem Jünglingsalter eigen ist, unsre Klepper, die in forcirtem Dublirtrapp

der frischen Morgenluft entgegen wieherten. Wir waren in der Nacht ganz vom rechten Wege abgekommen und mußten daher eine weite Strecke zurück reiten. Nach zwei Stunden erreichten wir Ponta pinheira, eine Povoaçaõ (Ansiedlung) von ungefähr dreißig Häusern. Hier kamen wir aufs neue an den Macacufluß, der seine friedlichen Wellen sanft dem Meere zuführt. Zahllose Sumpf- und Ufervögel belebten seine mit Schilf und Wald abwechselnden Ufer. Wir erlegten mehrere von diesen schönen Thieren, unter denen sich der prachtvolle Tijè (tanagra brasilia) mit blutrothem Gefieder auszeichnete. Wir frühstückten in Ponta penheira in der Venda eines Mulatten, der bei unsrer Ankunft einige Fische im Macacu geangelt hatte, die wir uns trefflich schmecken ließen. Nachdem unsre Pferde gehörig mit türkischem Korne gefüttert waren und wir ausgeruht hatten, setzten wir die Reise fort. Der Weg führte nahe an der großen Fazenda Collegia, die dem reichen Benedictinerkloster in Rio de Janeiro gehört, vorbei, wo viel Zuckerrohr gebaut und bedeutende Viehzucht getrieben wird. Die Gegend wechselte angenehm mit Weiden, Wäldern und Ebenen ab. Wir fanden hier häufig die scharlachrothe Amaryllis und Banisterien mit ihren schönen gelben Blüthen. Auf den Weiden umschwärmten uns brasilianische Kibitze mit ihrem widerlichen Geschrei. Nach fünf Stunden gelangten wir nach der Freguesia (Kirchspiel) Santa Anna, einem Dorfe von ungefähr hundert unansehnlichen Gebäuden mit einer Capelle, ebenfalls am Macacu. Ein Franzose hat hier ein Wirthshaus. Wir beschlossen bei ihm Mittag zu machen und einige Stunden der Ruhe, die uns sehr nöthig war, zu pflegen. Bei unsrer Ankunft trafen wir, zu unserm nicht geringen Erstaunen, die sonst so träge brasilische Justiz auf den Beinen und im Allarm. Der Juir da Paz (Friedensrichter) aus dem Städtchen Macacu, sein Schrei-

ber und einige andere Beamten waren nämlich zum Mittagsbrod hier eingekehrt. Sie beabsichtigten das Corpus delicti über jenen Leichnam, dessen Bekanntschaft wir so sonderbarer Weise gemacht hatten, aufzunehmen, da derselbe bereits gestern Abend von entlaufene Maulthiere suchenden Negern im Walde gefunden und dann vorläufig in jene Hütte, die uns zur Nachtherberge diente, gebracht war. Auf diese Weise wurden unsre Muthmaßungen, wie die Leiche in jene Hütte gekommen sei, gehoben. Der Ermordete war ein angesehener Gutsbesitzer aus der Umgegend, deshalb war die Justiz aus ihrer Lethargie, der sie sonst nach Herzenslust fröhnen kann, empor gerüttelt und hatte sich bewaffnet mit — Feder, Dinte und Papier. Wir erzählten den Jüngern der Themis unser Abentheuer im Walde, worin sie sämmtlich vielen Stoff zum Lachen fanden. Mein Reisegefährte nahm hiervon Gelegenheit, mich auf die feine Grenzlinie aufmerksam zu machen, die das Niedrig-Komische selbst vom Furchtbaren scheide, und einige psychologische Beobachtungen über die Brasilier anzustellen, die eben nicht vortheilhaft für die Letztern ausfielen.

Wir setzten Nachmittags unsre Reise fort und passirten eine Legoa (1¾ Stunden) hinter Santa Anna zum ersten Mal den Macacufluß, der hier einen festen Sandboden hat; doch war der Uebergang nicht ohne Schwierigkeit und Gefahr, da das nächtliche Gewitter und die von den Gebirgen sich andrängende Wassermasse diesen sonst friedlichen Fluß in einen reißenden Waldstrom verwandelt hatte. Auf dieser rechten Seite des Macacu kommt man ebenfalls an mehreren Vendas (Schnaps- und Weinboutiken) und einigen Fazendas vorüber und erreicht 1½ Legoas weiter die Fazenda des Obristen Ferreira mit einem Zucker-Engenho, welcher aber jetzt ganz in Verfall gerathen ist. Hier setzten wir nochmals über den Macacu, dessen Wasser jetzt so klar, wie das des hellsten Diamanten

wird und über Kiesel in den sonderbarsten Windungen dahin rollt. Ein herrlicher Wald, wo wir den violett und orangengelben Tangara (Tangara violacea) und mehrere andre Vögel schossen, umfing uns hier in seinem kühlenden Schatten. Die prächtige Erythrina mit ihren langen scharlachnen Röhrenblumen und andre neue Pflanzen bieten sich hier dem Blicke im bunteſten Farbenspiele dar. Zum letzten Mal passirten wir alsdann den crystallhellen Macacu, wo wir den bläulichen Eisvogel (Alcedo Alcyon, Linn.) trafen. Bis jetzt waren wir immer durch ebene, bewohnte Gegenden geritten, allein nun traten wir plötzlich in die Urgebirge (Serra de Mar), die mit ihrer ernsten Wildniß in fortlaufender Kette sich tief in die Provinz der Minas geraes erstrecken.

Welche wucherische Lebensfülle, welche Mannigfaltigkeit der Vegetation bieten die Urwälder dieses Tropenlandes im Vergleich mit den nordischen Wäldern dar! Dicht gedrängt stehen hier die colossalen Riesenstämme neben einander, Tausende von Schlingpflanzen und Schmarotzergewächsen winden in dichter Verkettung sich hinauf in die dunklen Baumkronen, wo sie einen eignen Blüthengarten, in den bunteſten Spielarten schillernd, bilden und noch hoch hervor über die Giganten des Waldes ragt der majestätische Sapucayabaum mit seinem rothen Laube und den lillafarbigen Blüthen, dessen ungeheurer Scharlachgipfel eine kleine Welt von Schling- und Fleischgewächsen, die mannigfaltigsten Vögel mit goldglänzendem Gefieder und Affen, die das Rohr des Jägers in dieser stolzen Höhe nicht mehr erreichen kann, in bunter Mannigfaltigkeit dem Auge des Beschauers darstellt. Unzählige Stimmen der Vögel lassen sich aus dem undurchdringlichen Dickicht des Waldes hören, in welchem, selbst bei den Strahlen der tropischen Sonne, deren Lichtmassen nicht durchzudringen vermögen, eine feierliche Dämmerung herrscht. Der Weg läuft jetzt berg-

auf und ab und die Sonne war schon längst untergegangen, als wir das Wirthshaus eines Schweizerkolonisten, Namens Thieler, erreichten, wo man uns mit einem frugalen Abendbrot, schlechtem Weine und am andern Morgen mit großer Rechnung bediente. Der folgende Tag fand uns schon früh auf der Reise; immer wilder und romantischer wurde die Gegend, bald führte der Weg an steilen Abhängen vorbei, wo tief unten ein schäumender Waldstrom hintobte, bald vom Gipfel der Berge herab öffnete sich uns die schauerliche Aussicht auf die große Wildniß. Die lange grüne Eiboschlange (Coluber bicarinatus) sahen wir häufig scheu über den Weg fliehend in die Gebüsche verschwinden, aus denen feuerfarbene Helikonen blühten. Auf dem Scheitel der höchsten Felsen erheben sich Gruppen der stolzen Palmen und der königlichen Cedern mit ihren immergrünenden Kronen, über denen in schwindelnder Höhe der König der Lüfte, der Adler, im reinen Aether des fast immer entwölkten Himmels, einem kleinen schwarzen Punkte gleichend, kreiste. Nach vier Stunden erreichten wir eine einzelne elende Venda, wo wir außer einem Glase Agoa ardente (Zuckerbranntwein) und dem herrlichen Krystallwasser, womit dieses Gebirge so verschwendrisch versehen ist, nichts vorfanden. Diese Venda liegt am Fuße des Registo, eines sehr hohen und steilen Berges, dessen Gipfel über 4500 Fuß über der Meeresfläche erhaben sein soll. Von diesem Gipfel aus bot sich uns eine herrliche Aussicht dar. Wir konnten Rio de Janeiro, das zwei und zwanzig Legoas (ungefähr 36 Stunden) entfernt liegt, sehen. Die Mittagssonne, gegen welche der Wald wenig Schutz bot, da ein tiefer Abgrund sich uns zur Seite links hinzog, brannte uns glühend auf die Scheitel, obgleich die Luft in dieser Höhe schon bei weitem kälter und feiner wurde. Wir legten uns in den Schatten einer herrlichen Krystallquelle und da wir aus unsrer Nachtherberge ein gebratenes

Huhn und Farinha (Maniokmehl) mitgenommen, so hielten wir hier unser Mittagsmahl. Es zogen mehrere Tropas Maulthiere, beladen mit Kaffee von Cantagallo, an uns vorüber. Die Leichtigkeit, mit welcher diese schönen Thiere mit einer Last von 350 bis 400 Pfunden über die steilen, gefährlichen, oft beinahe unergründlichen Wege solcher Gebirgsgegenden ziehen, erregt Bewunderung. Eine vollständige Tropa besteht aus neun und vierzig Maulthieren, welche in sieben Abtheilungen (Lotas), jede sieben Maulthiere stark, getheilt ist. Bei jeder Lota ist ein (manchmal auch zwei) Neger und ein Aufseher zu Pferde (tropeiro) führt den ganzen Zug. Das erste Maulthier einer solchen Tropa ist gewöhnlich mit einem Kopfputz von Schellen und Glocken verziert, so daß man das Annähern derselben schon in bedeutender Ferne hört, welches deshalb sehr zweckmäßig ist, weil die Wege oft so schmal sind, daß zwei sich begegnende Tropas Gefahr laufen würden, einige Maulthiere in den Abgrund stürzen zu sehen, eine Gefahr, von der man durch das Schellengetön benachrichtigt wird und welcher dadurch leichter auszuweichen steht.

Nachdem wir einige Stunden an steilen, mit hohen Mimosen und Cactusstämmen bewachsenen Felsen hinabgestiegen waren, erreichten wir die Fazenda de Conego und hier beginnt die Colonie Neufreiburg. Wir folgten dem Laufe des Rioſinho (Bach) Conego, von jener Fazenda so genannt, und gelangten nach einer halben Stunde in die Villa Saõ Jozé de Nova Friburgo von den Brasiliern Morro queimado (der verbrannte Berg) genannt, wo wir bei einem französischen Schweizer abstiegen.

---

# Fünftes Capitel.

## Die Colonie Nova Friburgo.

Die Villa Novo Friburgo wurde von dem Könige von Portugal Dom Joaõ VI. als der Hauptort der Schweizerkolonie gleiches Namens, zu dessen Etablissement dieser Fürst den ersten Grund legte, gestiftet. Sie besteht aus acht mit Ziegeln gedeckten Schoppen, jeder von ungefähr 100 bis 150 Schritte Länge und 12 Schritte Breite, in denen ungefähr neunzig Familien theils Schweizer, theils Deutsche und einige Brasilier wohnen. Sie wurden auf Kosten der Regierung für die Kolonisten gebaut, gerathen jedoch nach und nach immer mehr in Verfall, da die Regierung keine Summe zur Wiederherstellung derselben verwendet und die Einwohner, von denen die meisten unbedeutende Krämer und Handwerker sind, größtentheils durch Armuth und Geldmangel daran verhindert werden. Einige tausend Schritte von der Villa liegt ein kaiserliches Landhaus, in welchem der katholische Gottesdienst gehalten wird und unter den übrigen wenigen Gebäuden zeichnet sich die Casa da Camara municipal (Stadthaus) durch ein erträgliches Ansehen aus. Die einzige Straße, an deren rechten Seite sich sechs jener Schoppen oder Baracken hinziehen, die zwei andern aber auf die linke Seite derselben perpendiculair schießen, ist ungepflastert. Diese Villa verdient nicht das Prädicat eines Städtchens und nur an hohen Feiertagen, wenn die Colonisten der Umgegend zur Kirche kommen, ist sie von einer geputzten Menschenmenge belebt. Sie wird von dem Flüßchen Bengal, in welches sich hier der Bach Conego mündet, durchschnitten, und liegt in einem von hohen theils nackten und nur mit Farrenkraut und Fleischgewächsen, theils mit Bäumen bekleideten Felsen und Bergen gebildeten Kessel, so daß dieselbe in der Mor-

genzeit gewöhnlich in einen dicken Nebel gehüllt ist, bis endlich die Sonne gegen neun bis zehn Uhr über die Felsen ihre erwärmenden Lichtmassen in dieselbe werfen kann. Da diese Villa vier tausend Fuß höher als Rio de Janeiro liegt, so ist die Kälte nach Sonnenuntergang und während der Nächte empfindlich. Die Sterblichkeit ist sehr gering und die Einwohner erreichen gewöhnlich ein hohes Alter. Der hiesige Luftkreis ist sehr rein, deßhalb trifft man auch nur selten Haut- und Nervenkrankheiten, Erscheinungen, die so häufig in der niedern und wärmern Umgegend von Rio vorkommen, wo die erhitzten und bewegten Luftsäulen nachtheilig auf das Nervenleben wirken, und elektrische Luftströme jene häufigen und ekelichen Hautkrankheiten erzeugen, die selbst die zarten, mit Brillantringen reich decorirten Hände und andre Körpertheile des schönen Geschlechts, auch unter den vornehmsten Ständen, nicht selten höchst ineleganter Weise verunzieren.

Wir benutzten unsern viertägigen Aufenthalt in der Villa Nova Friburgo zu mehreren Excursionen in die Umgegend, wo die deutschen und schweizer Kolonisten auf ihren Plantagen leben. Die Wohnungen derselben, die ungefähr eine halbe Stunde, oft näher, oft ferner, auseinander liegen, und deren innere Einrichtungen sind ärmlich und ohne alle Verzierungen. Für Schulunterricht ist von Seiten der Regierung nicht das Geringste gethan und die liebe Jugend wächst daher wie die Quadrupeden der Wälder heran. Die Kolonisten führen in der Regel ein sehr einsames Leben, nur an hohen Festtagen, wenn sie zur Kirche nach der Villa gehen, kommen sie unter Menschen und alsdann suchen sie sich bei der Branntweinflasche für die langen Entbehrungen schadlos zu halten. Zur Cultur des Kaffees, des Zuckers und der edlern Gewächse Brasiliens ist die hohe Lage und die damit verbundene Strenge des Klimas dieser Colonie nicht

geeignet und selbst die Orange ist nur selten und bleibt eine Krüppelfrucht. Im Ganzen ist der Boden im Vergleich mit den andern Gegenden Brasiliens unfruchtbar, doch gedeihen Kartoffeln und viele deutsche Gemüsearten ziemlich gut. Von deutschen Obstarten ist außer der Pfirsche nichts vorhanden, Horn- und Federvieh gedeiht, letztres vortrefflich. Abgaben haben die Kolonisten gar nicht und sind deshalb gegen Nahrungssorgen geschützt; übrigens herrscht Armuth unter ihnen, da der Transport ihrer wenigen, nicht kostbaren Producte auf Lastthieren nach Rio de Janeiro mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Wenn sie ihre Lage also einigermaßen erträglich machen wollen, so müssen sie sich eben so harter und schwerer Arbeit unterziehen als der Bauer bei uns zu Lande, indem sie, um ihre Roças (Pflanzungen) zu machen, einen großen Theil des Waldes, der aus harten und dichten Holzarten besteht, erst zu fällen und nachher in Brand zu stecken genöthigt sind. Der größte Theil hatte diese Kolonie wieder verlassen und sich nach der Macai, ungefähr funfzehn Stunden weiter nach der Seeküste, oder nach Cantagallo, wo Kaffee gedeiht, begeben. Diese Kolonie war Anfangs nur für Schweizer, und zwar nur für solche, die der allein seligmachenden Kirche angehörten, bestimmt; allein 1824 wurde auch eine Abtheilung größtentheils Hessendarmstädtischer, protestantischer Kolonisten drei hundert sieben und vierzig Köpfe stark mit einem Pfarrer hierher gesandt. Der Letztere wird von der brasilischen Regierung mit circa 200 Thaler jährlich besoldet, ein so sparsamer Gehalt, daß derselbe nicht zureicht, seiner zahlreichen aus eilf größtentheils unmündigen Kindern bestehenden Familie die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen.

Der folgende Tag nach unsrer Ankunft war ein Sonn- und Festtag, und da wir in vier bis fünf Jahren keinem deutschprotestantischen Gottesdienst bei-

gewohnt hatten, so gingen wir in das den hiesigen evangelischen Kolonisten als Kirche dienende Gebäude.

Ich hatte zwar nichts weniger als eine glänzende Vorstellung mit der Beschaffenheit eines deutsch-protestantischen Tempels in Brasilien verknüpft, aber bei der Ansicht dieses „Hauses des Herrn" mußte auch die bescheidenste, anspruchloseste Erwartung gestehen, einen solchen Maaßstab der Erbärmlichkeit nicht angelegt zu haben. Es war ein alter baufälliger Kasten, ungefähr dreißig Fuß lang und zwölf Fuß breit, den man eher für den Aufenthaltsort einer gewissen Thiergattung „die Moses Kinder scheuen," als für die Andachtstätte von Christen, zu einem gebildeten Volke gehörend, angesehen haben würde. Das Einsturz drohende Aeußere schien den Eintretenden zu warnen, das Heiligthum des Innern zu betreten, welches denn auch vollkommen dem Aeußern entsprach. Nackte, halb eingefallne Lehmwände, von den Geweben kunstsinniger Spinnen auf das Reichste und Verschwenderischeste austapezirt; rohe, ohne alle weitre Bearbeitung, als sie der Wald lieferte, in den ungepflasterten Boden eingerammte Pfähle, auf denen unbehobelte Bretter befestigt waren und auf die Weise Bänke bildeten, nebst einem Tische aus demselben rohen Material, der zugleich die Stelle als Altar und Kanzel vertrat, machten das einfache Innere dieses gewiß einzig in seiner Art existirenden christlichen Tempels aus. Den Andachtsübungen konnte man sich freilich ganz ungestört hingeben, denn kein liebliches Madonnenbild oder sonstige Werke der Kunst leiteten die Aufmerksamkeit von den religiösen Betrachtungen ab und die Phantasie der Andächtigen lief nicht Gefahr, durch die Feiertöne der Orgel und andrer Instrumentalmusik in sonstige Nebenregionen verlockt zu werden, denn die Vocaltonkunst der rauhen deutschen Bauerkehlen, die uns Eintretenden entgegen brüllte, war wohl nicht geeignet, Empfindungen schwärmerischer Art zu erwecken. Der

Prediger hielt indessen eine Rede, die den Umständen angemessen war und unsre sehr herabgestimmte Erwartung übertraf. Nach beendigtem Gottesdienst besuchten wir denselben und lernten ihn als einen gebildeten Mann kennen. Von seinem traurigen Schicksal entwarf er ein jammervolles Gemälde, dessen Schattenseiten durch das Einsturz drohende Ansehen seiner Wohnung und das Aeußere seiner zahlreichen Familie noch mehr heraus gehoben wurden. Er schilderte uns, durch welche Versprechungen ihn der ehemalige Major Schäffer, früher Agent der brasilischen Regierung und dessen Helfershelfer geblendet und ihn veranlaßt hätten, seine gute Pfarre in der Rheingegend aufzugeben. Von allen diesen Versprechungen sei von Seiten der brasilischen Regierung nicht eine erledigt; fruchtlos seien alle seine Reclamationen geblieben. Der Kummer habe seine erste Frau in die Gruft gestürzt und er selbst sei mit seiner zahlreichen Familie dem größten Elende Preis gegeben; sein früheres nicht ganz unbedeutendes Vermögen habe die Einwanderungsreise verschlungen und sei nach und nach bei seiner kargen Besoldung, deren Erhebung ebenfalls noch mit Kosten und Weitläufigkeiten verknüpft sei, zugesetzt worden und daher habe jetzt die Noth seiner darbenden Familie, der es oft an dem Unentbehrlichsten gebreche, den höchsten Gipfel erreicht.

Möchte die Darstellung dieser traurigen Facta Familienvätern, welche in der Heimath ihr Brod haben, zur Warnung dienen, mit welchen bittern Erfahrungen und Entbehrungen die oft ohne Noth bewerkstelligte Auswanderung zu kämpfen habe und wie höchst selten die gehegten Erwartungen gerechtfertigt werden.

# Sechstes Capitel.

## Reise von Neu Friburg bis Cantagallo.

Nachdem mein Reisegefährte seine botanische und ich meine zoologische Ausbeute, worunter sich die kleine Egrette mit blendend weißem Gefieder, eine Menge der goldglänzenden Colibriarten, der schneeweiße Procnias nudicollis, bekannt durch seine weitschallende sonderbar klingende Metallstimme, mehrere prachtvolle Tijés mit blutrothem Gefieder, einige Eisvögel und Spechte mit gelben und rothen Hauben und andre lieblich gefiederte Bewohner der Wälder befanden, präparirt und nach Rio geschickt hatten, brachen wir nach Cantagallo, welches neun Meilen von Neufreiburg liegt, auf. Der Weg zieht sich fast immer durch Wald, nur selten unterbrochen von kleinen Wiesenthälern, wo in den feuerfarbenen Blumenköpfen der Latanen, mit Helikonen und andern schönen Blüthen vermischt, eine Menge von Colibris summten. Nach einem fünfstündigen, bergauf und ab führenden Wege erreichten wir die Fazenda Rosario. Vom Gipfel eines hohen Berges herab überraschte uns die malerische Aussicht in ein romantisches Thal, durch welches sich ein Fluß, der Rio grande, drängte. Zur Seite lag ein steiler hoher Felsen, ein ungeheurer Granitkoloß, von dessen senkrechter Höhe eine Quelle sich schäumend in den Abgrund stürzte und zu unsern Füßen zog sich eine große Kaffeepflanzung in das Thal hinab, deren milchweiße Blüthen mit dem dunklen Laube der Kaffeebäume wunderlieblich contrastirten. Dies war die erste Kaffeepflanzung, die wir seit unserm Eintritt in die Gebirge gesehen hatten; sie gehörte einem Schweizer, der auch zu gleicher Zeit eine Venda besaß. Mein Reisegefährte schoß hier eine über fünf Fuß lange Eidexe (leguana vulgaris). Da wir in der Venda nichts vorfanden als Carne secca (gedörrtes

Fleisch) Bohnen und Farinha, so ließen wir einen Theil der Eidexe schmoren, welcher einen sehr guten Braten abgab. Die Gegend wird hier belebter; unser Weg führte häufig an Fazendas vorüber, der Boden wird fruchtbarer und die Vegetation immer üppiger, aber auch die Wärme wieder lästiger. Wir durchritten mehrere Kaffeeberge und hohen Urwald und bei Einbruch der Dämmerung erreichten wir Lapenna, eine Povoaçaõ (Ansiedelung) von ungefähr zwanzig Meierhöfen, wo Kaffee gebauet wird. Hier fanden wir auf der Fazenda eines Bekannten eine sehr freundschaftliche Aufnahme. Auf die wiederholte Einladung unsers gefälligen Wirths, eines Belgiers, blieben wir bis zum andern Nachmittag. Der Vormittag wurde der Jagd gewidmet und außer mehren schönen Vögeln erlegten wir auch ein Gürteltheir (**Dasypus**); auch tödtete ich hier eine große Jararaca, ein seines tödtlichen Bisses wegen höchst gefährliches Reptil. Der herrliche Brillantkäfer (**Curculio imperialis**) ist hier in den Bombaxgewächsen der Wälder sehr gemein. Am Nachmittage setzten wir unsre Reise nach Cantagallo fort und erreichten dieses Städtchen in der Abendzeit. Wir nahmen unser Quartier bei einem Franzosen, wo bei unsrer Ankunft mehrere seiner Landsleute ihr Lieblingsthema über „Napoleon den Großen" und seine siegreichen Feldzüge mit der diesem Volke eigenen Zungengeläufigkeit behandelten. Sie erklärten außer den Franzosen alle übrigen Völker für unmündig und kamen sämmtlich bald dahin überein, daß es einer Armee von 300,000 Franzosen nur Kinderspiel wäre, das ganze europäische Staatensystem über den Haufen zu werfen u. s. w. Einige von ihnen, Veteranen der großen Armee, gaben ihre eignen Großthaten zum Besten und wurden dabei dergestalt begeistert, daß sie nach und nach über ihre eigne Größe erstaunten und sich in der Bewunderung ihrer selbst ganz besonders zu gefallen schienen. Wir stimmten ihnen natür-

lich bei und überzeugten sie, daß die deutschen Klingen und Bajonette nur von Holz seien, wie die Schlachtengeschichte älterer und neuerer Zeit z. B. bei Roßbach, Aspern, Katzbach, Waterloo ꝛc. genügend beweise, daß ferner das musterhafte Betragen ihrer verehrten Landsleute im Norden von Deutschland noch in frischem Andenken sei; wie sehr die dortigen einfältigen Bewohner sich unter ihre Obervormundschaft, die sie aller Sorgen um Eigenthum und Vermögen überhöbe, zurück sehnten und endlich daß das 1812 — 1815 Frankreich abgenommene Kriegsgeschütz bei ihrem Einrücken in Deutschland gleich in die Glockengießereien gesandt werden würde, um sie unter den Feierklängen einer hinlänglichen Anzahl Glocken begrüßen zu können. Dieses war den Sieurs denn auch so einleuchtend, daß sie sich bald darauf sans prendre congé empfahlen.

---

## Siebentes Capitel.

### Die Villa Saõ Pedro de Cantagallo.

Der erste Grund zu der Villa Saõ Pedro de Cantagallo wurde von Gold suchenden Pauliſten, welches unter den früheren Regierungen verpönt war, gelegt. Lange blieb ihre Ansiedelung verborgen, bis endlich ein Hahnenruf (Canta do gallo), wovon die Villa ihren Namen trägt, dieselbe verrathen haben soll. Sie besteht gegenwärtig aus ungefähr hundert und sechzig unansehnlichen Gebäuden, unter denen die Casa da Camara municipal und einige andere leidlich aussehende Gebäude sich auszeichnen; die hiesige Capelle bietet nichts Merkwürdiges oder Sehenswerthes dar. Diese Villa ist rings von mäßig hohen, größtentheils mit Kaffee bepflanzten Bergen eingeschlossen und liegt in diesem Kessel dergestalt versteckt, daß

man sie beim Annähern nicht früher erblickt, als bis man unmittelbar vor derselben steht. Durch das Herabströmen des Wassers von den sie umgebenden Bergen wird in der Regenzeit der Lehmboden ihrer zwei oder drei ungepflasterten Straßen fast grundlos. An Wochentagen ist diese Villa todt, wird dagegen an Kirchenfesten und Feiertagen, wenn die Bewohner der Umgegend zur Kirche gehen, von einer bunten, anständig, oft sehr zierlich gekleideten Menge belebt. Es haben sich hier und in der Umgegend viele Schweizer, Franzosen und Deutsche angesiedelt. Sie liegt um vieles niedriger als Neufreiburg, daher die Wärme bedeutend größer und der Luftkreis ungesunder ist, als auf jener Colonie. Kaffee, welcher hier vortrefflich gedeiht und für eine der besten Sorten Brasiliens gilt, wird viel gebauet, daher hier mehr Reichthum und Luxus herrscht. Uebrigens ist diese Villa das echte Krähwinkel von Südamerika, wo die abgeschmacktesten Gerüchte, sowohl unter den Brasiliern und mehr noch unter den Europäern Glauben finden und weiter verbreitet werden; hohe Neugierde, die lächerliche Sucht, für Großstädter zu gelten, und Unsittlichkeit sind die hervorstechenden Charakterzüge der Einwohner. Auch treiben hier mehrere öffentliche Mädchen ihr Gewerbe, welches in Brasilien für ganz und gar nicht anstößig gehalten wird. —

---

## Achtes Capitel.

### Die salbungsreiche Predigt.

Die unsinnigen Gaukeleien und grotesken Aufzüge, womit die brasilische Geistlichkeit die Kirchenfeste zu begehen pflegt, lassen sich einer Bühne, welche den gemeinen Possenreißereien und der niedrigen Farce zum Schauplatz dient, am füglichsten vergleichen.

Einige Tage nach unserer Ankunft war das Fest eines Heiligen, eines Hauptacteurs, der nur die ersten Liebhaber- und Heldenrollen zu debütiren pflegte, und welches außer der Messe auch noch durch eine Predigt verherrlicht werden sollte. Feuerwerke wurden am hellen Tage abgebrannt und zum Klange der in allen Wirthshäusern ertönenden Viola wurde der Baccucatanz aufgeführt, der mit höchst unanständigen Bewegungen und mit Schnalzen der Hände begleitet ist. In den Straßen wurde beständig geschossen und andre rohe Ausbrüche der Freude bekundeten die Feier des festlichen Tages. Eine Lieblingsbeschäftigung der Brasilier hätte den Fremdling zu dem Glauben verleiten können, daß Galls Schädellehre in Brasilien unter beiden Geschlechtern erstaunlich viele Anhänger zähle: man sah nämlich überall weißes und farbiges Gesindel in den Straßen und vor den Thüren umher liegen und sich gegenseitig mit emsiger Genauigkeit die Köpfe untersuchen — aber man überzeugte sich bald, daß die Nachforschungen dieser Kraniologen einem materiellern Zwecke als psychologischen Untersuchungen und einem erfolgreichern Streben als dem des Doctors Gall gewidmet waren. Da es mir immer vielen Spaß gemacht hat, den Kanzelreden der portugiesischen Geistlichen und den darin aufgestellten Dogmen durch das Labyrinth ihrer Syllogismen zu folgen, so ging ich ebenfalls in die Kirche, um so mehr, da man mir den hiesigen Geistlichen als einen höchst fanatischen, ungebildeten Mann schilderte, der sich durch seinen unversöhnlichen Haß gegen die Ausländer, auf welche er in seinen Reden alle Donner loslasse, charakterisirte. Wenn gleich es nichts Seltnes ist, selbst im protestantischen Deutschland noch heut zu Tage das monotone Ableiern von Predigten zu hören, für deren Verfasser man eher einen Dorfschulzen als einen Religionslehrer zu halten versucht werden möchte, so muß man doch gestehen, daß bei den Evolutionen und Flankenbewe-

gungen dieses brasilischen geistlichen Klopffechters auch eine kühne Erwartung überflügelt werden mußte. Gott mag wissen, aus welchen literarischen Quellen der gute Mann seinen Geist getränkt hatte, dessen Adlerblick nicht nur die Tiefen der Gottesgelahrtheit durchspähte, sondern dessen Hauptstärke im Gesammtgebiete der Völker-, Länder- und Geschichtskunde, wie wir bald sehen werden, sich glänzend entwickelte. Anfangs boten die Legenden der Heiligen dem gelehrten Redner ein weites Feld zu frommen und erbaulichen Betrachtungen dar. Er malte mit zwar plumpem aber desto kräftigerm Pinsel dem staunenden Auditorio mit der ernsthaftesten Miene von der Welt unter mehreren kurzweiligen Begegnissen und Wundern der Heiligen auch den Auftritt, wo der mit einer Sense bewaffnete Satan den heiligen Bernhard (?) im Sturmschritt auf den Leib gerückt wäre, aber das Zeichen des Kreuzes auch hier seine oft erprobte Kraft bewährt und den Unhold genöthigt habe, sein seltsames Gewehr zu strecken, das noch heut zu Tage in einem Kloster in Algarvien als heilige Reliquie die Bewundrung der Welt errege; behauptete steif und fest, daß Beelzebub in hocheigner Person und mit seinen bekannten Attributen, Pferdefüßen und Hörnern, noch fleißig sein heilloses Wesen auf Erden triebe, wogegen er die Unfehlbarkeit geweihter Kerzen und Heiligenbilder (womit er nebenbei einen ansehnlichen Handel treibt) kräftig empfahl, klagte über den Verfall des Ansehns der alten Satzungen der ehrwürdigen Kirchenväter, so wie über den einreißenden Geist der Frivolität, der die Grundlage der alleinseligmachenden Kirche und den frommen Kinderglauben der Altvordern immer mehr über den Haufen zu werfen drohe, und maß den größten Theil der Schuld von allen diesen Unheilen den Estrangeiros (Ausländern), hauptsächlich Deutschen und Franzosen bei, welchen der Teufel ebenfalls eingegeben habe, sich nach Brasilien herüber zu siedeln, um

die guten Brasilier mit der Pest der Ketzerei und des Unglaubens anzustecken, und die gegenwärtig seit der beklagenswerthen Aufhebung der Inquisition, bei deren glorreichem Andenken er fast in Thränen ausbrach, immer mehr und mehr die Oberhand und mehr Spielraum zur Ausbreitung ihrer verfluchten Grundsätze gewönnen. Endlich wollte er schon Zeichen am Himmel gesehen haben und weissagte Feuer- und Schwefelregen, womit der Zorn des Höchsten den Gottlosen den Krieg erklären würde. Der gelehrte Redner schloß die salbungsreiche, mit vielen rhetorischen, seinem Gegenstand entsprechenden Figuren ausgeschmückte Predigt damit, daß er Deutschland, welches er um einige dreißig Grade dem Nordpol näher rückte und mit fast immerwährenden Schnee- und Eisgefilden auch einigen feuerspeienden Bergen beschenkte, als dem wahren Focus, aus dem alle Teufeleien und Ketzereien von jeher ausgegangen seien, bezeichnete, und belehrte die andächtige Gemeinde, daß der Erzketzer Lutherus unter der Regierung eines fränkischen Kaisers, Carolus magnus genannt, (den kleinen Irrthum von sieben Jahrhunderten und darüber wird man gewiß dem begeisterten Prediger verzeihen) hier sein gräuliches Wesen getrieben und eine noch existirende Ketzersecte gestiftet habe, dafür aber auch vom Höllenfürsten in hocheigner Person bei hellem Tage durch die Lüfte zum festlichen Einzug in den ewigen Pfuhl der Verdammniß unter dem Frohlocken der bösen Geister abgeholt sei: Herr Urian sei so frei, von diesem alten, ihm zustehenden Rechte noch heut zu Tage häufig Gebrauch zu machen, darum ermahne er die Zuhörer, sich zu bekehren und Buße zu thun, um einer ähnlichen Katastrophe zu entgehen! Amen.

Daran hast du, kräftiger Luther! wohl schwerlich in deinem Leben gedacht, nach mehr denn drei Jahrhunderten vom plumpen Pinsel eines wüthenden Pfaffen in den Urwäldern Brasiliens abgeschattet zu

werden? Wenn du, immer gerüsteter Kämpfer für Licht und Wahrheit, hättest erscheinen können in den Schranken, wie leicht wäre es dir gewesen, den armen Wicht zu Boden zu schmettern mit den furchtbaren, deinem reichen Geist zu Gebote stehenden Waffen! Aber schwerlich würdest du dich so weit vergessen haben, mit einem so verächtlichen Gegner eine geistliche Lanze zu brechen!

Von ähnlichen Musterreden der größtentheils (wie man eben gesehen hat) classisch gebildeten südamerikanischen Geistlichkeit kann man häufig derbe Proben hören; sie liefern zugleich den Maßstab, nach dem die Bildungsstufe des Volkes zu bestimmen ist; man sieht daraus, daß man es eben nicht mit feinen Geistern zu thun hat, da es solcher plumper Hebel bedarf, sie für Religion empfänglich zu machen und so der Moral Anklang in ihren rohen Gemüthern zu verschaffen. Ich würde dem guten Redner einen ganz andern Text zu seinen Erbauungen aufgegeben haben, allein der Schlaukopf hütete sich wohl, gegen die Zügellosigkeit der Sitten zu eifern, denn die Anwesenheit seiner zwei geputzten Köchinnen würde bei den einfältigen Zuhörern, die nicht wie feine Seelen seiner Art sich in das Gebiet reinplatonischer Liebe aufzuschwingen vermochten, gewiß ein satyrisches Lächeln hervor gerufen und seiner Rede einen hämischen, zweideutigen Sinn untergeschoben haben. Wie dem aber auch sei, er hatte in der That wenig Ursache, mit den Estrangeiros zufrieden zu sein, denn noch in derselben Nacht versammelten sich mehrere Deutsche und Franzosen unter seinen Fenstern, um seine wohlwollende Rede im Erguſſe feuriger, keines Commentars bedürftiger Redensarten, die sie eben nicht an die Grenzlinie des feinen Anstands zu fesseln für nöthig erachteten, zu beantworteten, alsdann aber mit energischen Gesticulationen zu classischerer Bethätigung ihrer Dankgefühle zu schreiten und so den geweißsagten, das

allgemeine Beste bedrohenden himmlischen Feuer- und Schwefelregen zu verwandeln, dessen unmittelbare Wirkung am andern Morgen die Thätigkeit sämmtlicher Glaser in Anspruch nahm. —

---

## Neuntes Capitel.

### Fortsetzung der Reise von Cantagallo bis nach der Fazenda Aurora.

Nachdem wir während der wenigen Tage unsers Aufenthalts in diesem ächten Krähwinkel Südamerika's einige neue, verbesserte und mit vielen Anmerkungen versehene Originalausgaben der Tagesbegebenheiten der Chronique scandaleuse erlebt hatten setzten wir unsre Reise nach der noch acht Meilen entfernten Fazenda Aurora fort.

Der Weg lief auch jetzt bergauf und ab, zuweilen durch einige Kaffeepflanzungen mit ihren milchweißen Blüthen, sonst aber fast beständig durch herrliche Wälder, strotzend von der üppigsten, von keiner Feder zu beschreibenden Vegetation, die oft eher die Ausgeburt der glühendsten Dichterphantasie als Wirklichkeit zu sein schien. Die prächtigen blauen Nectarinen, (Certhia cyanea, Linn.) die mit Scharlachblüthen bedeckte Erythrina, Latanen mit ihren hochrothen Blumenköpfen und andre zahllose Blüthen und Pflanzen verherrlichen die Ufer der vielen Waldbäche und überraschen den staunenden Blick des Fremdlings. Affen spielten in den hohen Gipfeln der Riesenbäume und entflohen mit possierlichen Sprüngen tiefer in die herrliche Wildniß. Unzählige gefiederte Bewohner mit ihren Prachtgewändern belebten die hohen Kronen des ewig belaubten Waldes, aus dessen feierlicher Dämmerung wie Feuer die Blumenmasse von rankenden Schmarotzer- und anderen Pflanzen strahlte. Die Berge werden höher

und vom Gipfel derselben eröffnet sich die malerische Aussicht auf die fernen Urgebirge, die mit ihren wild-phantastischen Kuppen und Hörnern ernst und imponirend aus der Provinz Minas geraes herüber schauen.

Der Mediziner mußte alle Augenblick vom Pferde herab, um seiner botanischen Sammlung neue und seltene Herbarien einzuverleiben, und auch ich holte manchen befiederten Bewohner aus den Kronen des Waldes. Die Ipecacuanha-Wurzel trafen wir häufig in dieser Gegend.

Nachmittags sprachen wir bei einem französischen Schweizer ein, der fast auf dem Gipfel eines hohen Berges, der lebhaft an sein Vaterland erinnerte, seine Wohnung und am Rücken desselben seine in das Thal sich hinabziehende Kaffeepflanzung hatte. Da der Abend nicht fern mehr war, so beschlossen wir, die Nacht hier zu bleiben. Die grünen Papagaien waren eben mit der Plünderung der Maisfeder beschäftigt, wobei wir sie mit einigen Flintenschüssen begrüßten, welche auch so erfolgreich ausfielen, daß uns am Abend eine Pfanne voll dieser unversöhnlichen Feinde der Maispflanzungen entgegen dampfte.

Der kommende Morgen fand uns schon früh auf der Reise; eine wenn auch warme, doch erwünschte Witterung (das Thermometer stieg von 2 bis 4 Uhr im Schatten auf 30 bis 31° Reaumur) hatte unsre Reise begünstigt und in der frischen Morgenkühle des grünen, schattigen Waldes ging das Herz über vor Lust und Wonne. Wir fanden die Fährte einer großen Unze, die in der vergangnen Nacht ihren Geschäften nachgegangen sein mußte. Seitwärts sahen wir dann und wann Fazendas, auch kamen wir an einer kleinen Roça (Pflanzung) vorbei, wo ein jetzt civilisirter und getaufter Indier, aus dem Stamme der Puris mit seiner Familie sich angesiedelt hatte. Neugierde trieb uns in die Wohnung, deren ganze Einrichtung das einfache Gepräge der rohen Natur trug.

Ein Netz zum Schlafen, einige Ochsen- und Antenhäute und Strohmatten zu gleichem Zweck, nebst einigen irdenen Töpfen machten den ganzen Inhalt der von dünnem Fachwerk erbaueten Hütte des wenig Bedürfnisse kennenden Indiers aus. Von sonstigen Lebensbequemlichkeiten, Meublen oder Verzierungen, welche auf das Dasein eines bildenden Künstlers hätten schließen lassen dürfen, war keine Spur vorhanden, wenn man nicht allenfalls hierher den Versuch rechnet, mit den Knochen und Geweihen größerer Thiere und den Bälgen der Tukane und Papageien die nackten Lehmwände zu verzieren. Außerdem lehnte in der einen Ecke der große acht Fuß lange Bogen mit einigen Pfeilen, dessen sich der Indier noch beständig zur Jagd bediente. Wir gaben den Rest unsrer Spiritusflasche den Bewohnern preis, welche denn auch bald nagelprobenmäßig erschöpft war. Den Lockungen des Branntweins können die Indier nicht widerstehen und um seiner habhaft zu werden, scheint ihnen kein Opfer zu schwer. Da dieser Indier portugiesisch sprach, so forderten wir ihn auf, uns einige Proben seiner Muttersprache zu geben, die, wie man sich denken kann, noch auf einer der niedrigsten Stufen der Ausbildung steht, und seltsam genug klingt. Das u und viele Nasentöne kommen häufig darin vor.

Gegen Mittag erreichten wir den Rio Paquequir, der eben nicht sehr breit aber tief ist, und sich ungefähr drei Stunden weiter in den Paraiba mündet. Wir bemerkten hier einen kleinen Flug der schönen Bisamente (Anas moschata) und erst nach vieler Mühe gelang es uns, eine daraus zu erlegen. An den Sumpfstellen erblickt man oft die 13 bis 15 Fuß hohen Schäfte der Helikonen mit ihren großen elliptischen Blättern und den gluthähnlichen, sonderbar gebildeten Blüthen prangen, schöne Myrtenarten schmücken die Ufer und die unzähligen in wunderbarer Verschlingung und Windung empor strebenden, mit den herrlichsten und

bunteſten Blüthenkelchen geſchmückten Schlingpflanzen verbinden oft die Bäume auf beiden Ufern, eine rieſige Laube bildend und den räuberiſchen Jraes und Gambas zur Brücke dienend, worin die gefiederten Bewohner des Waldes ſpielen und den Fluß, einem Spiegel gleich, unter ſich hingleiten ſehen. Große Granitblöcke hemmen oft die Fluthen des ſanft fließenden Paquequir und nur das laute Toſen der vielen Cachoeiras (Waſſerfälle) deſſelben unterbricht die feierliche Stille dieſer Wälder, die ſo ſelten der menſchliche Fuß betritt. Das vierzig bis funfzig Fuß hoch aufſchießende Rohr Taquaruſſú findet man überall in den Wäldern Braſiliens, deſſen mit kurzen, dicken, empfindlichen Schmerz verurſachenden Dornen verſehene Zweige das Dickicht undurchdringlich machen. Wir haben uns oft den Spaß gemacht, einen ſolchen trocknen Rohrbuſch, der von bedeutendem Umfang iſt, in Brand zu ſtecken. Durch das Zerplatzen der zwiſchen den dicken anderthalb Fuß aus einanderſtehenden Knoten mit Luft angefüllten Röhre entſteht eine dem Knalle des Gewehres nicht unähnliche Exploſion, ſo daß man in der Ferne glaubt, ein heftiges, ununterbrochenes Pelotonfeuer zu hören. Wir ließen unſre Pferde durch den Paquequir ſchwimmen und ein hier wohnender Mulatte führte uns in einem Canoe an das jenſeitige Ufer, wo wir zum erſten Mal auf dieſer Reiſe einen Zug von großen Aras mit ihren unbeſchreiblich ſchönen Prachtgewändern lautſchreiend in die ſtolze Scharlachkrone des majeſtätiſchen Sapucaja ſich niederlaſſen ſahen, wo ſie im Silberlichte der Sonnenſtrahlen noch blendender, prächtiger erſchienen, und zu welcher Höhe unſre Feuerröhre nicht reichten. Dieſer Strich Landes war vor ungefähr funfzehn bis zwanzig Jahren noch von Puris, Patachos und Botocudos bewohnt, jetzt haben ſie ſich aber tiefer in die Urgebirge zurück gezogen.

Nach einigen Stunden erreichten wir den Paraïba, den bedeutendsten Fluß in der Provinz Rio de Janeiro. Dieser schöne Fluß ist von den herrlichsten Waldufern eingefaßt und die üppigste Vegetation spiegelt sich in seinen krystallnen Fluthen, deren rascher Lauf oft von ungeheuren Granitblöcken gehemmt wird. An den Ufern und auf den Felsblöcken sonneten sich große Allegators, die bei dem leisesten Geräusch, oder bei dem Knall unsrer Flinten, die nur mit Schrot geladen, sie zwar verwundeten aber nicht tödteten, in die Tiefe tauchten. Der Paraïba, der unfern der Stadt Saõ Salvador dos Campos seine Wassermassen in den Atlantischen Ocean entladet, wird von hieraus immer bedeutender, auch werden 8 Meilen von hier seine Ufer immer bebaueter. Zu beiden Seiten blicken dort große Zucker-Engenhos mit ihren Ziegeldächern durch das sie umgebende Riesengelaube der gigantischen Mangobäume, und die malerischsten Landschaften, bald schauerlich wild wie die Einbildung sich die Klüfte und Felsen des Orkus malt, bald sanft, lieblich und ansprechend wie eine lächelnde Idyllenwelt, entzücken den trunknen Blick. —

Indessen winkte uns das Ziel unsrer Ausflucht, die Fazenda Aurora am Paquequir, nahe an seiner Mündung in den Paraïba. Wir betraten jetzt das Gebiet der Fazenda, wo wir in einer kleinen Mühle einige hundert Schritte vom Wohngebäude einen Schuhmacher aus Berlin trafen, der uns herzlich begrüßte: „Ach janz jewiß sind sie diejenigten, von die der Herr Doctor schont jesprochen haben. Willkommen ooch, meene Herren, hier in die Urwälder!" Der Dialekt des Berliners mit der Idee verknüpft, ihn in den brasilischen Urwäldern zu hören, hatte so etwas Picantes für uns, daß wir, zum nicht geringen Erstaunen des ehrlichen Schusters, in ein lautes Gelächter ausbrachen.

In dieser Einsamkeit lebte unser Freund in philosophischer Ruhe, fern von den Thorheiten der großen Welt, nur auf den Kreis seiner Familie beschränkt. Wir fühlten uns bald heimisch in einem Hause, wo die Gastfreundschaft noch wie in den alten patriarchalischen Zeiten heilig geachtet wurde und von wo aus wir einige Wochen nach Herzenslust diese in zoologischer und botanischer Hinsicht so merkwürdigen Wälder durchstreiften und uns ganz den Vergnügungen der Jagd, die hier durch keine tyrannischen und das Recht verhöhnenden Gesetze beschränkt ist, hingeben konnten, da diese an Rehen, Schweinen, Anten (tapirus americanus), Unzen, Fischottern, Allegators und einer Menge andrer jagdbarer Thiere und Vögel so reiche Gegend die schönste Gelegenheit dazu darbot. Unser Freund, ein Mann in den besten Jahren, und ebenfalls ein gewaltiger Nimrod, begleitete uns fast immer auf unsern Jagdzügen, und unsre Feuerröhre richteten Schrecken und Verwüstung unter den Bewohnern der Wälder an.

Die Abendzeit war der Unterhaltung und Erzählungen gewidmet und unser Freund und seine Frau freueten sich, nach langer Zeit wieder etwas von der übrigen Welt zu erfahren, denn die Posaune der Fama dringt nur selten in die Stille dieser romantischen Wildnisse.

---

## Zehntes Capitel.

### (Schluß.)

Um diesem Abschnitt einen romantischen Schluß zu geben, so bemerke ich noch, daß mein Reisegefährte, der Demagoge, seinen Plan nach Deutschland zurück zu kehren aufgab, und zwar aus folgenden zu-

reichenden Gründen, die ich hier mit seinen eignen Worten einzuschalten mir erlaube:

1) Daß die jetzigen „Burschen" Germaniens doch nicht mehr aus altem Schrot und Korn, sondern verweichlichte „Füchse" seien, die den „Glimmstengel" vor Schrecken aus dem „Halse" fallen ließen, wenn sie die „rothe Suppe" aus einem vier bis fünf Zoll langen „Ansch..." strömen sähen, deshalb könne man sich dort auch nicht mehr so recht „con amore" herum „pauken."

2) Daß ihm die ganze „Kameelherde" in Deutschland zu „philisterhafte" Ansichten habe, in welche er sich nicht mehr so recht zu schicken wisse, und hauptsächlich:

3) Daß ihm nach der Bekanntschaft der brasilischen Huldinnen kein europäischer „Florbesen" mehr behagen wolle.

Kurze Zeit nach unsrer Rückkehr in Rio de Janeiro knüpfte er die Bekanntschaft mit der brasilischen Familie, wahrscheinlich um sich dem gründlichen Studium der weiblichen Schönheit ganz zu weihen, wieder an, unterhielt einen glühende Liebe athmenden Briefwechsel mit dem siebenzehnjährigen reizenden Kinde, hatte mit demselben häufig Stelldicheins, wobei viel von platonischer Liebe über den Sternenräumen declamirt wurde, aber dessen ungeachtet nach einigen Monaten schon hier unter der Sonne die Folgen in die Augen fielen, genug — es wurde ihm zwar die Bedingung gemacht, seinen Ketzerglauben abzulegen, wogegen er aber feierlich protestirte und da periculum in mora vorhanden war, so ward er bald der Gatte seiner brasilischen Zeferina.

Sein ältester Knabe, ein hübscher Lockenkopf, radebrecht schon etwas deutsch und accompagnirt zuweilen seinen Erzeuger, wenn dieser aus alter Gewohnheit das „Sassa geschmauset" oder sonst eines von den vielen gefeierten deutschen Burschenliedern in den Bart brummt.

In wiefern indeß seine Vermuthung über das Vorhandensein der dreiunddreißig Idealcomposita seiner Senhora sich bestätigt hat, kann ich den wißbegierigen deutschen Jünglingen und Männern nicht berichten, wenigstens ist mir nichts vorgekommen, was jener Vermuthung widersprochen hätte, wenn nicht allenfalls hierher ein schon zweimal innerhalb drei Jahren in die Augen fallendes Erscheinen, welches jedesmal eine der derzeitigen Mode gar nicht entsprechende Taillenerweiterung veranlaßte und so die Schlankheit des Wuchses gefährdete, zu rechnen sein möchte. Der Mediziner beruhigte sich über dies Phänomen und behauptete, seiner verschämten „Altschen" in die Backen kneipend, daß solches wie Ursache und Wirkung zusammen hänge. —

---

## Seefahrt.

Hinaus, o hinaus in die brausende See,
Hinaus zu Orkanen und Winden;
Da ist für des Herzens jegliches Weh,
Ein lindernder Balsam zu finden!

Hinaus, o hinaus wo die wilde Musik
Der Sturm und die Wogen beginnen;
Das Meer sich geberdet, als hab' es Kolik,
Der Sturm, als sei er von Sinnen.

Drum Blasius setze das Schiff in Galopp,
Beschwängre die flatternden Segel,
Und bist du nach Seemansart öfter auch grob,
So werde darum nur kein Flegel.

Hinaus, wen die täuschende Hoffnung betrügt,
Daß dort sich der Flammenschmerz kühle,
Denn von den sturmbrausenden Fluthen gewiegt,
Verdampfen des Unmuths Gefühle.

Frei schaut ein für Schönheit empfänglich Gemüth
Die Pracht hier des Weltgebäudes:
Dem prangt die Natur, der die Fluthen durchzieht
Im Festschmuck des herrlichsten Kleides.

Hält Phöbus sein königlich prächtig Lever
Weit öffnet des Bettes Gardine,
Belauscht man Auroren im Nachtnegligée
Erröthend im schönsten Karmine.

Und wenn er am Abend die brennende Gluth
Des sengenden Tages getragen,
Dann steigt er hinab in die kühlende Fluth
Auf purpurnem, flammendem Wagen.

Wenn schweigend die Nacht dann am Himmelsdom thront
Verschleiert in der bräunlichen Hülle;
Dann zieht durch den bläulichen Aether der Mond
Die Glanzbahn in feierlicher Stille.

Und über sich sieht man der Sterne Gewühl
Am endlosen Himmelsdom kreisen,
Bewundernd ergreift uns der Ehrfurcht Gefühl,
Die Größe des Schöpfers zu preisen.

Drum hinaus, wen die täuschende Hoffnung betrügt,
Des falschen Glücks Launengeberde:
Denn von den sturmbrausenden Fluthen gewiegt
Vergißt man die Thorheit der Erde.

---

## Reise nach der deutschen Colonie S. Leopoldo.

Der Wunsch, die deutsche Colonie Saõ Leopoldo, die bedeutendste in Brasilien, kennen zu lernen, war schon längst in mir rege gewesen: um so willkommener war mir deshalb der Antrag Monsenhor's de Miranda, General-Inspectors der ausländischen Colonisation, als Geometer dorthin zu gehen. Ich schiffte mich auf dem Adler, so hieß die Sumaka, ein. Am ersten Tage blies ein günstiger Wind in unsere Segel, aber am folgenden Tage, gegen Abend, stieg plötzlich eine von jenen verrätherischen Wolken am heitern Himmel auf, die Anfangs unbedeutend scheinen und nur vom geübten Auge des erfahrnen Seemanns als die Vorboten des nahen Sturms erkannt werden. Der Capitain hatte dies unglücksschwangere Zeichen zwar bemerkt und befahl die Segel zu streichen, allein der Sturm brauste so plötzlich und mit einer solchen Gewalt daher, daß alle Anstrengung, die obersten Segel einzuziehen, vergebens war. Dicke Wolkenmassen jagte der wilde Süd über den ganzen Himmelsbogen, das Meer stöhnte und ächzte und peitschte die schaumbekrönten Wellen über das Schiff. Die Dämmerung brach an, und mit ihr die rabenschwarze Nacht, die kein freundlicher Stern durchschimmerte. Nur durch den zerrißnen Schleier dicker, schwarzer Wolken schaute dann und wann hohl und geisterartig der Mond, und überblickte das grause Nachtstück empörter Elemente und den Menschen, dies ewige Räthsel, im Kampfe der wilden Natur.

Wahrlich, es bleibt eine großartige Scene, und eine hochpoetische Seite läßt sich ihr abgewinnen. Rings tobt in seiner ganzen Furchtbarkeit der Riesenwellen schlagende Ocean, und droht dem schwachen Gebäude, dem Spiel seiner Wogen, jeden Augenblick Vernichtung und Untergang; unheimlich umgiebt uns das

tückische Element und zürnend blickt der Himmel herab; Schrecken und Tod haben von allen Seiten ihren gähnenden Schlund geöffnet und das hohle und wilde Tosen des Sturms, der Segelstangen und Masten zerbricht, stimmt die Schauermelodie des Todes an. Dicke Finsterniß hat ihre Rabenfittiche um uns geschlagen und ahnungsbange Erwartung hat sich der Schiffsmannschaft bemächtigt. Aber was vermag den Muth des Mannes nieder zu beugen. Höher schlägt ihm das Männerherz und im Angesichte der Gefahr wächst ihm der niegebeugte Muth. Kühn blickt das Auge in die Nacht der ihn umringenden Schrecken, sein Commandoruf überschallt das Heulen des Sturms und der kampfgewöhnte Arm lenkt das zerbrechliche Steuer. Doch seine Kraft muß unterliegen: mit erneuerter Wuth fassen ihn die tobenden Elemente, er sieht seinen Untergang vor Augen, aber mit der Majestät des freien Geistes, mit unerschütterlichem Muth, großartig, erhaben sinkt er hinab in das Wellengrab wie ein untergehendes Gestirn!

Inzwischen hatte der Sturm seine ganze Furchtbarkeit angenommen. Ein heftiger Windstoß faßte den Hintermast und wie man einen trocknen Stock an der Kniescheibe zerbricht, wurde der mächtige Stamm zersplittert. Ein Matrose und drei Neger, die mit dem Einziehen der Toppsegel beschäftigt waren, wurden weithin in das schäumende Meer geschleudert, und fanden in den Wellen ihren Tod. Unsre Lage war die gefährlichste, der Sturm zerriß die Segel, welche, ein Spiel der Winde, umherflatterten, die Galerie, welche das Verdeck umgiebt, wurde hinweggerissen, und unaufhörlich spülten die Wellen über das Schiff hin, und rissen noch einen Matrosen in den Ocean. Das Schiff war leck geworden und wir Alle hatten Hand an die Pumpen gelegt. Da wir jeden Augenblick vermutheten, gegen die nahe Küste geschleudert zu werden, so kann man sich die Gefahr unserer

Lage vorstellen. Der Capitain hatte den Rosenkranz ergriffen und rief seinen Schutzpatron, den heiligen Antonio, um Beistand an, aber der Steuermann, ein Spanier, eine von jenen kräftigen Naturen, die den echten Sohn Neptuns charakterisiren, riß ihm das Glaubenszeichen aus den Händen, und schleuderte es mit den Zornworten in den Ocean: „Carracho, Herr, handeln sollt Ihr, aber nicht heulen und beten wie eine alte H...; durch ein muthiges Beispiel sollt Ihr die Mannschaft aufrichten und anfeuern. Dieses ist Eure Pflicht und solltet Ihr sie vergessen, so werfe ich Euch bei Gott in den schäumenden Ocean. Carracho!" —

Und mit diesem spanischen Leibfluch stieg der muthige Seemann in den Vordermast und fällte diesen mit kräftigen Axthieben, daß der Obertheil mit seinem Segel weithin in das Meer geschleudert wurde. Dieses Wagniß war mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr verknüpft. Seiner Thätigkeit gelang es, daß wir vom Untergang gerettet wurden und am andern Morgen nach dieser Schreckensnacht strahlte ein freundlicher Himmel die Trümmern des lecken Schiffs an. Wir liefen unter unaufhörlichem Pumpen in die Bucht von Ilha grande ein und nach achttägigem Ausbessern stachen wir von neuem in See. Dieses Mal hatten wir den günstigsten Wind und nach zehntägiger Fahrt auf den brasilischen Gewässern liefen wir in den Rio grande, der seine Wassermassen in den atlantischen Ocean entladet, ein.

Eine halbe Meile vom Ausflusse liegen zu beiden Seiten die Städte Rio grande do Sul und Rio grande do Norte oder Villa natal sich gegenüber, welche von einer so vortheilhaften Lage begünstigt, einen lebhaften Handel mit den Producten dieser Provinz, welche in gedörrtem Fleisch (Carne secca), Ochsenhäuten, Haaren, Hörnern, Farinha, Talg, Blasenfett, Lichtern ꝛc. bestehen, und dagegen Manufacturwaaren, Kaffee, zu dessen Kultur das

hiesige Klima schon zu rauh ist, erhalten, mit den nördlichen Provinzen betreiben. Unser Schiff hatte Salz zum Löschen in dieser Stadt geladen und der Capitain mußte dem Präsidenten die Pässe und Schiffspapiere vorlegen. Ich fuhr also mit ihm zur Stadt. Als wir das jenseitige Ufer erreichten, wurden wir eine ziemlich zahlreiche Menschengruppe, und indem wir näher traten, einen todtscheinenden Menschenkörper gewahr, der vor wenigen Minuten beim Baden verunglückt, und von einem Fischer wieder aus den Fluthen gezogen war. Mittel, um ihn ins Leben zu rufen, wurden nicht angewandt. Ja morréo (er ist schon todt) hörten wir aus der gaffenden Menge. Ich forderte den Capitain auf, mir zu helfen, indem es möglich sein könnte, den Jüngling zu retten. Hierzu war dieser Mann auch gleich bereit. Wir fingen daher ohne Weiteres unsere Operationen und Reibungen an. Salmiak, Nießwurzeln ꝛc. ließen wir vom Schiffe holen. In Ermanglung eines andern Instruments, machte ich nach langem Reiben den Versuch, dem Verunglückten mittelst eines Federmessers die Adern zu öffnen, und siehe! der rothe Quell ergoß sich erst in einzelnen Tropfen, dann im herrlichsten Purpurbogen. Unsre gemeinschaftlichen Bemühungen wurden mit dem schönsten Erfolg gekrönt, und so gelang es, ihn allmählig dem Leben zurück zu geben. Indessen war das Gerücht auch bis in den Familienkreis des jungen Mannes gedrungen, und die Eltern desselben eilten ebenfalls herbei. Verzweiflung lagerte sich anfangs auf der Stirn der trostlosen Mutter, der große Schmerz hatte keine Thränen mehr für das starre Auge. Als man ihr indessen sagte, daß ihr Sohn gerettet wäre, und sie sich selbst davon überzeugt hatte — da sank sie lautweinend auf die Kniee, und hob den Thränenblick voll unaussprechlichen Danks hinauf zum ätherblauen Himmel: der plötzliche Wechsel an der unendlichen Stufenleiter von Verzweiflung bis

hinauf zur höchsten Entzückung, hatte ihr vier Minuten die Sprache geraubt. Welch einen köstlichen Lohn mußten wir nicht für unsere geringen Bemühungen in diesem rührenden Anblick finden: der farbenspielende Diamant strahlt nicht so rein, als die Thräne des Danks und der Freude im Auge der Mutter, welche ihren geretteten Liebling wieder umschlingen durfte. Nur der kennt die namenlose Wonne in ihrer ganzen Größe, der je das Glück hatte, ein Menschenleben zu retten: es ist eine von den großen, begeisterten Minuten, die ihre erwärmenden Sonnenblicke durch die kalten Schatten des dunklen Lebens senden, und die lange Nachfeier mit dem Fortfreuen der seligsten Weihe durchwehen!

Nachdem wir den Geretteten guten Händen anvertrauet wußten, suchten wir uns dem Gewühl zu entziehen. Allein dies war eine vergebliche Mühe, denn das dankbare Ehepaar, das in uns die Retter ihres Sohnes erblicken wollte, überhäufte uns mit Dankbezeugungen. Da unser Schiff, wie schon gesagt, Salz auszuladen hatte, welches immer eine Zeit von acht bis zehn Tagen hinnehmen konnte, so ruhte der Vater, ein wohlhabender Kaufmann, nicht eher, und ließ mit Bitten zu bestürmen nicht ab, bis ich seine Einladung, diese Zeit in seinem Hause zuzubringen, annahm. Eilf glückliche Tage habe ich in diesem kleinen, und man kann sagen gebildeten Kreise guter Menschen verlebt. Die Familie bestand außer dem Geretteten, der nach einigen Tagen gänzlich wieder hergestellt war, aus noch einem Sohn von 17½ Jahren, und einer Tochter von 15 Jahren. Donna Elvira war von einer so blendenden Schönheit, daß sie zum Modell der weiblichen Schönheit hätte dienen können. Das liebliche Oval des ausdrucksvollen Antlitzes, die Fülle rabenschwarzen Haars, mit welcher Mutter Natur ihr Haupt verschwenderisch gekrönt hatte, machten die Toilettenkünste und Seidenlocken, deren die

Schönen Europens sich jetzt so übertrieben bedienen, ganz überflüssig. Unter den schön gebogenen Braunen strahlten zwei Augensterne, die wie Sonnen Licht und Feuer von sich sprühten und deren funkelnder Glanz wunderlieblich contrastirte mit dem wehmüthigen Zug, der um die Rosenlippen des fein geschnittenen Mundes spielte. Auf der freien, weißen Stirn thronte Hoheit und Adel, zu welcher die griechische Nase so herrlich paßte. Die üppigen, harmonischen Formen der funfzehnjährigen Jungfrau wurden durch die malerische, theatralische Kleidung noch mehr gehoben und eine solche Busenfülle in einem Alter, wo in Norden gewöhnlich das Mädchen als Kind betrachtet wird, verleiht nur der Süden. Die schlanke Gestalt ruhte auf den niedlichen Füßchen, deren neidenswerthe Kleinheit nur den portugiesischen und spanischen Schönen eigen zu sein scheint — dies Alles in Verbindung mit einer unbeschreiblichen, natürlichen Grazie und Anmuth, vollendete das Bild der herrlichen Jungfrau, der man den Apfel zuerkennen mußte. Und nun im Bunde mit diesem körperlichen Vorzügen ein Herz voll unendlicher Liebe, ganz Anhänglichkeit, ganz Hingebung, — wahrlich mit einem so himmlischen Wesen, wenn auch nur kurze Zeit, schwärmen zu dürfen, von ihren frischen Lippen die Worte flüstern zu hören: „O meu amante! os sentimentos do meu amor para comtigo naõ seraõ sepultados com nosso corpo, mas, sim, saõ eternos como nossa immortal alma“ — dieses ist ein Wonnegenuß, der für lang erlittene Widerwärtigkeiten und Entbehrungen reichen Ersatz giebt. Lieblich strahlt der fast immer wolkenfreie, tiefblaue Himmel Brasiliens und freundlich leuchten seine glänzenden Sternbilder durch die duftende Nacht — aber doppelt freundlich wird der blaue Aether dir lächeln, wenn du mit dem Bewußtsein geliebt zu werden, an der Hand der Geliebten die blühenden Fluren durchwandelst, wenn du, von ihrem Arm umschlun-

gen, die Sternbilder der feiernden Nacht bewundern darfst. Aber die Zeit rauscht mit unaufhaltbaren Schwingen dahin, und die Trauerstunden des Schmerzens und die glücklichen der Liebe und Freude mit ihr; die Zeit entrollt, die flüchtigen Bilder des ewigen Wechsels und die Gewalt der Verhältnisse zerreißt die süßesten Bande.

Tiefgerührt nahm ich Abschied von dem kleinen Familienkreis. Nach dem langen Zeitraum eines stürmischen, rauhen Lebens, unter rohen Menschen verlebt, denen jedes sanftere Gefühl ein Fremdling war, hatte ich zum ersten Mal wieder den Werth des häuslichen Glücks empfunden, und aus den Thränen gebadeten Augen der schönen Elvira, strahlte mir ja ein noch schöneres Glück, das Glück der Liebe entgegen. Noch nie hatte der Gedanke an mein heimathsloses, unstätes Leben mich mit einer solchen Wehmuth erfüllt und mit einer solchen Gewalt ergriffen, als in diesem Augenblick. Gewaltsam mußte ich mich losreißen und träumend bestieg ich das Schiff. Die Anker waren bereits gelichtet, und ein frischer Wind trieb das Fahrzeug den mächtigen Strom hinan. Vom Ufer winkte mir die trauernde Elvira mit dem weißen Tuche den Abschiedsgruß, und wenige Augenblicke darauf — die schöne Erscheinung war verschwunden, wie ein flüchtiges Bild der Täuschung.

Der Rio grande ist ein sehr bedeutender Fluß, auf dem eine lebhafte Schifffahrt unterhalten wird. Seine Ufer sind von grasreichen Ebenen eingefaßt, in denen man große Viehherden erblickt. Das Land dieser Provinz ist im Allgemeinen flach und nur in weiter Ferne begrenzen wilde Urgebirge den Horizont. Nach siebenzehntägiger Fahrt stromaufwärts erreichten wir Porto alegre (der fröhliche Hafen.)

Die Provinz Saõ Pedro do Sul grenzt nördlich an die Provinz Rio grande und Santa Catharina,

westlich an den Ocean, südlich an die Cisplatina und östlich an das Gebiet von Buenos Ayres.

Die Hauptstadt Porto alegre am linken Ufer des Rio grande, der hier ein ungeheures Becken bildet (Lagoa dos patos genannt), welches ein wahres Flußnetz von vielen aus dem Innern strömenden Flüssen aufnimmt, liegt unter dem 30° 2′ S. B. und 3° 27′ der Ostlänge von Rio de Janeiro. Sie ist ziemlich regelmäßig gebaut, zieht vom Ufer auslaufend einen Hügel hinan, und senkt sich mit demselben zu allen Seiten hinab. Sie mag eine Bevölkerung von 20,000 Einwohnern haben, die einen lebhaften Handel mit den übrigen Provinzen Brasiliens und mit Montevideo und Buenos Ayres betreiben. Der Verfasser gesteht, daß es wenige Städte Brasiliens giebt, wo es ihm besser gefallen hätte, als hier, und die vielen deutschen Handwerker und selbst Künstler, die sich in dieser Stadt niedergelassen, bestätigten diese gute Meinung: sie waren fast alle mit ihrem Schicksal zufrieden. Die Menschen sind rüstiger und arbeitsamer in diesen Gegenden, wozu das strenge Klima beiträgt, und die Zahl der Sclaven steht nicht in so grellem Mißverhältniß zu den Weißen, als in Rio de Janeiro, Bahia und den nördlichen Provinzen.

Das Gebiet der deutschen Colonie S. Leopoldo fängt acht Meilen von Porto alegre an. Man gelangt sowohl zu Wasser mit kleinern Fahrzeugen den Rio decino, der nicht sehr breit, aber ungemein tief ist, hinaufschiffend, als auch zu Lande dorthin. Da die Pferde hier so außerordentlich wohlfeil sind (ich kaufte hier ein hübsches Pferd für 6 spanische Piaster), so zog ich die Landreise vor, und gelangte nach einem scharfen Ritt von sieben Stunden nach dem Hauptort der Colonie, dem Städtchen Saõ Leopoldo.

Dieses Städtchen, welches für jetzt kaum einen solchen Namen verdient, ist noch in seiner ersten Kindheit und vor wenigen Jahren neu angelegt. Indessen

hat es seit dem kurzen Zeitraum seiner Entstehung schon so sehr zugenommen, daß sich erwarten läßt, es werde in Zukunft an Umfang und Bedeutung gewinnen, wozu seine günstige Lage am schiffbaren Rio decino beiträgt, der, einen Theil der Colonie durchströmend, bei Porto alegre in das Becken des Rio grande fällt, und auf diese Weise mit dem Weltmeer in fast unmittelbare Verbindung gebracht werden kann. Es ist von fast lauter Deutschen bewohnt, erhält gerade Straßen, die sich in rechten Winkeln durchschneiden und zählt schon einige recht artige Gebäude, die nach deutscher Art aufgeführt worden sind. Dieses Städtchen ist als der Stapelplatz für die Producte der Colonie anzusehen, und fast täglich gehen Fahrzeuge von hier nach Porto alegre, welches von dieser Colonie mit Butter, Eiern, Federvieh, Kartoffeln, Bohnen, Brettern, Tischlerhölzern ꝛc. versehen wird. Zu bedauern ist, daß dieser Hauptort nicht im Mittelpunkt, sondern hart an der Grenze der Colonie gegründet ist, was indeß die Localität erforderte. Eine halbe Stunde entfernt, wohnt der Inspector der Colonie, Dom Lima da Silva, ein Brasilier, welcher, so zu sagen, mit unumschränkter Macht herrscht, alle Angelegenheiten der Colonie leitet, über ausgebrochene Processe und Zwistigkeiten aburtheilt, und dieselben schlichtet, Widerspenstige in den Block sperrt ꝛc. und Niemandem außer dem Präsidenten der Provinz, welcher in Porto alegre residirt, von seinem Thun und Lassen Rechenschaft schuldig ist. Zwar besucht dieser Pascha von drei Roßschweifen, — ein solcher Titel bezeichnet am treffendsten die Gewalt und Würde dieses Machthabers — jährlich ein Mal die Colonie, allein sein Unterstatthalter weiß ihn während seiner Anwesenheit angenehm zu unterhalten, vielleicht mit einer Antenjagd (tapirus americanus), mit einem Pferderennen, oder auch mit Hahnenkämpfen, von welchem Schauspiel die Brasilier leidenschaftliche Liebhaber sind, und

wobei wie in England gewettet wird, über welche Festivitäten denn die trocknen, langweiligen Kolonieangelegenheiten vergessen werden, und da alsdann sämmtliche Colonisten mit Frauen und Kindern, alle beritten versammelt sind, die, nachdem aus der Spiritusflasche die gehörige Dosis Begeisterung geschöpft ist, ein wiederholtes donnerndes Hurrah dem hohen Gast bringen, so muß ja der gute Mann natürlich glauben, daß Alles in der schönsten Ordnung sei. Vielleicht bestimmen ihn zu dieser nachsichtigen Toleranz gegen seinen Untergebenen auch noch andere Gründe, nach dem bekannten Sprichwort: eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Ueberhaupt haben dergleichen Inspectionsreisen, wobei schwere Diäten zum Besten des Landes (?) verzehrt werden, wohl meistens überall ein ähnliches Schicksal. Wie mancher Monarch wird nicht durch ähnliche Gaukeleien geblendet, indem bezahlte Lobhudler und Zeitschriften ihm mit den anmuthigsten Farben das lachende Gemälde des Glücks entwerfen, das seine zertretenen Unterthanen unter seinem Scepter, unter dem raffinirten Aussaugesystem seiner Günstlinge genießen. Möchte doch ein solcher Monarch das gekrönte Haupt aus seiner Erdenhöhe nur einmal hinunter neigen, und die Gespräche der Hütten belauschen: der Schleier der Täuschung würde fallen, und er zu der Gewißheit gelangen, daß die einst so heiligen Namen, Vaterland und Landesfürst, in vielen Ländern keine warmen Empfindungen mehr erwecken, sondern zu kalten Larven geworden sind. —

Die Colonie Sao Leopoldo erstreckt sich vom 30° 29′ bis zum 32° 45′ S. B. und vom 4° 11′ bis 6° 48′ 53″ östlicher Länge von Rio de Janeiro, enthält circa 900 Quadrat-Meilen mit ungefähr 4000 deutschen Colonistenfamilien. Das Klima ist hier bedeutend kälter, als in den nördlichen Provinzen Brasiliens, und also der nordeuropäischern Natur zusa-

gender, weshalb auch die Sterblichkeit bei weitem nicht so groß ist, und die Menschen ein höheres Alter erreichen, als in den heißen Gegenden Brasiliens. In den Monaten Mai, Junius und Julius ist die Kälte bedeutend, daß es Eis friert und man genöthigt ist, sich durch wollene Bekleidung gegen dieselbe zu schützen. Die Nächte, von stark fallendem Mehlthau geschwängert, sind, wie überhaupt in Südamerika empfindlich kalt. Die verewigte Kaiserin Carolina Leopoldina, die erste Gemahlin Dom Pedro's, gründete im Jahre 1823 diese Colonie und man muß es zum Tribut der Wahrheit gestehen, daß die zur Gründung und Unterhaltung derselben ausgeworfenen Summen mehr als hinreichend gewesen wären, die ankommenden Colonisten kräftig zu unterstützen, damit sie sich mit demjenigen Eifer ihrem neuen Verhältniß hätten widmen können, der erforderlich war, um ihnen für die Zukunft ein erträgliches Loos zu sichern; allein durch die Schlaffheit und Trägheit, womit in der Regel alle Angelegenheiten der brasilischen Regierung betrieben werden und durch die unersättliche Habgier und Gewissenlosigkeit der Beamten, die mit der Organisation der Colonie beauftragt und nur auf Füllung des eignen Seckels bedacht waren, wurde der Zweck der edlen Gründerin fast gänzlich verfehlt. Im Vorbeigehen sei hier nur bemerkt, daß wohl unter keiner andern christlichen Regierung die Bestechlichkeit der Officianten schamloser getrieben wird als in Brasilien.

Wenn der ehemalige Major und Werber Schäffer den Colonisten die Aussicht auf großen Wohlstand eröffnet, so kann der Verfasser diese Ansicht durchaus nicht theilen, obgleich nicht zu läugnen steht, daß die Milde des Klima's, so wie die Fruchtbarkeit des Bodens, leicht die Mittel an die Hand geben, sich gegen Nahrungssorgen zu sichern. Die Behauptung jenes bekannten Koryphäen der meisten nach Brasilien ausgewanderten Deutschen, hat nur ein

gänzlicher Mangel an Localkenntniß dictiren können, und da er seit einigen Jahren auf seinem Meierhofe Frankenthal bei Bahia in patriarchalischer Zurückgezogenheit (dieses patriarchalisch bezieht sich indeß nur auf seinen Bart, der ihm bis zum Gürtel reicht, denn sein übriges theures Ich ist noch immer denselben Leidenschaftlichkeiten und Ausschweifungen wie früher geweiht) lebt, so wird ihn die eigne Erfahrung zuverlässig eines Andern belehrt haben, denn ungeachtet er einige Sclaven angekauft hat, so sind seine Verhältnisse nichts weniger als glänzend: er wird zu der Ueberzeugung praktisch gelangt sein, daß seine phantastischen Pläne von Reichthümern und Goldbergen (wenn er solche wirklich genährt haben sollte?!) mit demselben Erfolge gekrönt sind, als seine Träume und Unternehmungen alla cavalleiro da trista figura, das Scepter der Sandwichsinseln an sich zu reißen, und diesen harmlosen Wilden in seiner werthen Person das unerbetene Geschenk eines civilisirten Königs zu machen. —

Man hat zwar den zuerst ankommenden Colonisten in so fern die gemachten Versprechungen gehalten, daß man ihnen regelmäßig die ausgeworfenen Subsidien während der zwei ersten Jahre (für das erste Jahr pr. Tag 160 Reis auf den Kopf, 1000 Reis = 1 Piaster, für das zweite Jahr die Hälfte) zahlte und ihnen die Plantagen 400 Klafter (braços) lang und 200 breit auf dem Campo (freien Felde) nebst Waldung anwies, auch ihnen eine festgesetzte Stückzahl Vieh lieferte; da indeß auch hier die Strenge des Klima's die Kultur des Kaffees, des Hauptreichthums der brasilischen Pflanzenwelt, und der edleren Gewächse Brasiliens, nicht gestattet, so müssen sie sich auf den Anbau von Mais, woraus die Deutschen ihr Brod backen, einer Art kleiner Bohnen (feixaõ); das vorzüglichste Nahrungsmittel der Brasilier, Maniock, woraus das bekannte Mehl (Farinha) bereitet wird,

auf Reis, Taback, Kartoffeln, Melonen und Orangen beschränken; auch gedeihen fast alle Arten deutscher Gartengemüse. Federvieh ist in Menge vorhanden, und an Hornvieh ein Ueberfluß.

Diesen Colonisten, die auf dem Campo in der Nähe des Flusses Decino wohnen, geht es auch so ziemlich gut, da sie bis jetzt von Abgaben und Steuern nichts wissen, und ihre Produkte leicht nach Porto alegre verschiffen, und dort absetzen können. Auf die Viehzucht, die vorzüglichste Nahrungsquelle dieser an Triften reichen Gegenden, müssen sie ihr Hauptaugenmerk richten. Es giebt auch einzelne deutsche Colonisten, welche bereits 150 bis 200 Stück Hornvieh, und 40 bis 50 Stück Pferde besitzen. Indessen sind auch sie nicht auf Blumen gebettet, und haben fast eben so schwere Arbeiten als das Lastthier, deutscher Bauer genannt, wenn sie ihr Loos einigermaßen erträglich machen wollen.

Desto bedauernswerther ist das Schicksal der später angekommenen Colonisten, denen man die Plantagen in den Urwäldern (mattos virgens) anzeigte, die noch häufig von umherstreifenden Wilden, hier Boucres genannt, heimgesucht werden, und wo jede Handbreit Land zur Urbarmachung erst mit der Axt, dem fast eisenharten Holz abgerungen werden muß. Auch die Urwälder dieser Gegenden zeichnen sich durch ihre Undurchdringlichkeit und üppige Vegetation, wenn gleich nicht in dem Maße, als in den nördlichen Provinzen, aus. Während meiner einjährigen Anwesenheit auf dieser Colonie wurden diese Urwalds-Colonisten verschiedene Male von jenen Wilden überfallen, und mehrere Familien das Opfer dieser mörderischen Ueberfälle. Ehe die Colonisten zur Besinnung kommen und Maßregeln gegen sie ergreifen konnten, waren jene Canibalen mit der ihnen eignen Blitzesschnelle bereits wieder im undurchdringlichen Dickicht ihrer Wildnisse verschwunden. Bei dieser Gelegenheit kann

ich nicht umhin, ein Abentheuer zu erzählen, das mir selbst begegnete. Ich war nämlich im Auftrag eines Brasiliers mit Messungen tief im Urwalde und mit Anlegung einer neuen Picade (Waldweg) beschäftigt und da ich einen Theil der Arbeiter zur Herbeischaffung von Lebensmitteln fortgeschickt hatte, so blieben mir nur noch drei Deutsche und drei Schwarze zur Disposition. Wir bivouakirten eines Nachts, wie gewöhnlich im Walde, und hatten ein lustiges Feuer angezündet, als wir vier Nordländer beschlossen, auf einen großen südamerikanischen Löwen, dem wir schon seit mehreren Tagen nachstellten, Jagd zu machen. Wir waren ungefähr eine Stunde, vom Mondenschein begünstigt, auf dem Anstande gewesen, als wir einen Schuß und ein Getöse von Stimmen hörten. Da wir wußten, daß unsere Schwarzen nicht ohne Noth schießen würden, so eilten wir so schnell als möglich und mit der erforderlichen Behutsamkeit nach unserm Bivouak zurück. Hier erwartete uns ein schrecklicher Anblick: wir fanden zwei unsrer Schwarzen erschlagen, und neben ihnen einen Wilden hingestreckt, dem der Hirnkasten durch einen Flintenschuß zerschmettert war. Während wir uns noch unsere Vermuthungen über diesen entsetzlichen Vorfall mittheilten, erschien der dritte Neger. Der fürchterliche Schrecken, den der Arme ausgestanden, hatte sein Mohrenantlitz fast gebleicht. Er erzählte uns, daß bald darauf als wir unsern Jagdzug angetreten, er nach einer entfernten Quelle, um Wasser zu holen gegangen sei. Auf dem Rückweg begriffen, habe er plötzlich ein Rauschen im Walde gehört, worauf er behutsam näher geschlichen sei und einen Haufen wilder Menschen am Feuer wahrgenommen habe. Es sei ihm natürlich bei diesem Anblick nicht wohl zu Muthe geworden, doch da er den Vortheil gehabt habe im Dunkeln und hinter Bäumen versteckt zu stehen, so habe er, sich ruhig verhaltend, aus der Ferne der

Scene zugesehen. Die Wilden, nachdem sie die Schwarzen getödtet, haben sich der Aexte und Messer bemächtigt und auch eines der Schießgewehre gefunden. Dieses habe ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen geschienen und ein Wilder habe den Lauf untersuchen und hineinsehen wollen, sei dabei indeß dem Feuer so nahe gekommen, daß das Zündloch Feuer gefangen, der Schuß losgegangen sei, und den Hirnkasten des Wilden zerschmettert habe. Der ganze übrige Haufen aus dreißig bis vierzig Wilden bestehend, sei bei dieser Explosion, von Entsetzen ergriffen, laut heulend in das Dickicht entflohen, Aexte und ihren übrigen Raub weit von sich schleudernd. Da wir nicht wissen konnten, ob jene Canibalen nicht abermals kommen würden, so blieben wir sämmtlich bis Anbruch des Tages mit gespannter Flinte wach, neben unsern armen ermordeten Schwarzen und dem sich selbst erschossenen Canibalen, eine Scene die vom Schimmer des nächtlichen Waldfeuers fürchterlich beschienen, gewiß nicht zu den rosenfarbensten des Lebens gezählt werden darf. — Unsere Lage war eben nicht neidenswerth, wir konnten nicht rück- noch vorwärts und mußten Tagesanbruch erwarten. Jedes leise Rauschen im Walde, das Flattern der Nachtvögel schreckte uns auf und der schwankende Schatten, den das Feuer auf die nahen Gebüsche und Bäume warf, zeigte unsrer Phantasie unheimliche Gestalten. Endlich erschien der längst ersehnte Tag und machte unserm unbehaglichen Zustande ein Ende. Ich hätte gern den Kopf des Wilden abgeschnitten und zum Geschenk für ein Naturalienkabinet präparirt, allein der ganze Obertheil war zerschmettert und durchaus beschädigt, und also für diesen Zweck ganz untauglich. —

Nach dieser kleinen Abweichung erlaube ich mir den Faden wieder aufzunehmen. Die Lage jener Urwaldskolonisten war anfangs schrecklich. Das Wenige, was sie aus ihrer Heimath retteten, hatte größtentheils

die Reise verschlungen, von der brasilischen Regierung wurde die Zahlung der Subsidien und alle andern Lieferungen eingestellt, und so sahen die Armen in einer dunkeln Gegenwart einer noch schrecklichern Zukunft entgegen. Es gewährte einen herzzerreißenden Anblick, diese Unglücklichen fast vor Hunger und Elend umkommen zu sehen, und nur die Hülfe einiger Menschenfreunde, welche sie bis zur nächsten Erndte unterstützten, konnte ihr Schicksal mildern. Wie leicht wären diese Menschen, von denen der größte Theil gewiß gute Unterthanen waren, zu beglücken gewesen: der Betrag eines Abends, an welchem Hunderttausende auf die nichtswürdigste Weise verschleudert werden, wäre hinreichend gewesen, diese Unglücklichen ihrem Vaterlande, der Tugend und Rechtschaffenheit zu erhalten, während sie im heimathslosen Lande an einer höhern Gerechtigkeit, an einer ewigen Vergeltung verzweifeln müssen. Bei diesem ergreifenden Schauspiel malte sich meine Phantasie das Bild des guten Fürsten in seiner ganzen Glorie, der sein Volk mit Weisheit und Gerechtigkeit regiert, aber neben ihm grinzte mich auch das Zerrbild des Despoten an, der mit dem Gefolge seiner Blutigel das Land und das gemißhandelte Volk aussaugt, und dadurch sowohl den Greis, als den zarten Säugling hinaus treibt in die liebeleere Fremde. —

Inzwischen wenn man auch die üppige Vegetation hier vermißt, die ihre Zauber so wucherisch in den nördlichen Provinzen Brasiliens entfaltet, so muß man doch gestehen, daß auch hier das milde Klima und der fruchtbare Boden, wo ein beinah ewiger Frühling mit seinem fast immer heitern, wolkenlosen Himmel lächelt, reichlich die Arbeit fleißiger Hände belohnen, daher läßt sich erwarten, daß auch diesen Urwaldskolonisten eine freundlichere Zukunft strahlen werde, um so mehr, da der Boden des Urwaldes bei weitem fruchtbarer, als auf dem freien Felde ist: Hunger

werden sie daher zuversichtlich nicht leiden. Aber in wie fern das Loos derselben zu beneiden ist, möge der geneigte Leser aus dem Folgenden schließen: diese Colonisten werden sich nun wohl satt essen und höchst nöthig bekleiden können, auch wird sie kein zudringlicher Steuerbote in den ersten funfzig Jahren im Asyl ihrer Wildnisse heimsuchen — aber dieses ist auch Alles. Auf alle Vergnügungen der Geselligkeit müssen sie Verzicht leisten und in tiefster, unwirthbarster Einsamkeit, deren Stille nur durch das Gebrülle wilder Thiere unterbrochen wird — denn von der übrigen Welt werden sie meistens nicht mehr gewahr als wir mit unbewaffnetem Auge von einem Jupiterstrabanten — müssen sie nur im engen Kreise ihrer Familie Entschädigung suchen für die Erheiterungen, denen sich der Bauer bei uns in den Feierstunden hingiebt. Was hilft es ihnen, daß die königliche Ceder, die majestätische Palme mit ihren immer grünenden Kronen, daß die köstlichsten Holzarten ihr Grundeigenthum schmücken, da sie weiter keinen reellen Vortheil davon ziehen können, als sie zu verbrennen, oder in ihre selbst zu bauenden ärmlichen Hütten zu verwenden, und außerdem nur das Auge daran zu ergötzen, wogegen sie die Gewohnheit auch sehr bald gleichgültig werden läßt. Wer die schrecklichen Wege Brasiliens, falls deren nur einmal vorhanden, namentlich in Urwäldern kennt, die in der Regenzeit nur mit beständiger Lebensgefahr zu passiren sind, wird auch wissen, daß an einen Transport jener Hölzer, die in allen Handelsstädten mit klingender Münze und gut bezahlt werden, nicht zu denken ist, und erst spätern Generationen, wenn Jahrhunderte dahin gerollt sein werden, möchte es vorbehalten sein, Brasilien mit Chausseen und Kanälen, den Nerven eines Staatskörpers geschmückt zu sehen: bislang ist noch nicht daran gedacht, vielweniger sind Anstalten dazu getroffen worden. Alsdann würde Brasilien mit einer seiner Größe

verhältnißmäßigen Bevölkerung der erste Staat der Welt seyn, vorausgesetzt, daß die Zügel der Regierung Händen anvertrauet wären, welche Kraft genug besäßen, es auf denjenigen Standpunkt, nämlich zur Fürstin aller Länder, zu erheben, wozu es seine günstige geographische Lage, die Mannigfaltigkeit und der Reichthum seiner Producte berechtigen. Indessen ist dies eine Aussicht, zwischen welcher noch das Dunkel vieler Jahrhunderte lagert.

Mit den feinsten Holzarten, die in Europa nach dem Gewicht bezahlt werden, kocht der deutsche Colonist einen Affen oder brät eine fünf bis sechs Fuß lange Eidexe (leguana vulgaris; iguana sapidissima) in ihrem eignen Fett, denn dergleichen Leckerbissen für einen brasilischen Gaumen kitzeln auch bereits die Geschmackorgane unserer nach Brasilien ausgewanderten Landsleute, die, wie im Vaterlande auch in fremden Welttheilen die Gebräuche und Thorheiten anderer Völker so gern nachahmen. Von Religions- und Schulunterricht ist nicht die Rede; von Seiten der Regierung wird nicht das Mindeste zur Bildung der Jugend gethan. Wenn man die großen Entfernungen berücksichtigt, in denen die Colonisten von einander wohnen, so wird auch das Schwierige einer Schulzucht einleuchten. Schon die nächsten Generationen der deutschen Colonisten in Brasilien werden daher eben so verwildern und zu derselben Stufe der Unwissenheit herabsinken, als ihre wilden Mitbürger, die Ureinwohner jener unermeßlichen und unbekannten Wälder. Man wird diese Behauptung vielleicht übertrieben finden, allein der Verfasser hat sich an Ort und Stelle von der Wahrheit derselben überzeugt; es ist unglaublich, in welcher kurzen Zeit und mit welchen Riesenschritten diese Leute in die Nacht der Barbarei zurück sinken. Das Problem dieser psychologischen Erscheinung ist jedoch leicht zu lösen. Zwar besoldet die brasilische Regierung auch hier auf dieser

Colonie einen deutsch-protestantischen Pfarrer mit dem sparsamen Gehalt von 200 Thlr. jährlich, allein seine Eingepfarrten wohnen oft dreißig bis vierzig Meilen von ihm entfernt; der Mann ist alt und kann deshalb die Strapatzen so beschwerlicher Reisen, die auf brasilischen Wegen in wahrem Sinn des Worts ein halsbrechendes Stück Arbeit werden, nicht aushalten. Daher kommt es, daß die meisten Kinder in ihrem achten und zehnten Jahre noch ungetauft sind und vierundzwanzigjährige Männer ihr Confirmations- und Hochzeitsfest an einem und demselben Tage feiern. Die Toleranz und Freiheit in Ansehung der Kirchengebräuche unter den Europäern in Amerika hat eine Ausdehnung, von welcher man keinen Begriff in Deutschland hat: Ehebündnisse werden ohne die Dazwischenkunft eines Priesters geschlossen und getrennt, die Austheilung des Abendmahls und die Taufhandlung werden durch die profane Hand irgend eines Laien vollzogen. Von deutscher Rhetorik und Kraftpredigten irgend eines Ungeweihten, der Beruf dazu in sich zu haben vermeint, kann man ebenfalls in den Oeden der brasilischen Urwäldern derbe Proben, wenn gleich nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, hören. Auch mir schienen diese guten Leute ganz vorzügliche Anlagen zum Geistlichen zuzutrauen (mir selbst ist indeß keine andere Gabe dieses ehrwürdigen Standes bewußt, als ein gewisses Hinneigen zu einem Glase guten Weins), denn auch hier wurde mir die Auszeichnung, oft die geistlichen Funktionen zu verrichten. Ich habe zur Beruhigung alter Eltern, die eine solche Ceremonie für nöthig hielten, in Brasilien manches heirathslustige Paar zusammen gegeben und dabei salbungsreiche Predigten gehalten, die Gott sei Dank! zur Vermeidung vieler Glossen und der deutschen Beredsamkeit unbeschadet, nicht auf die Nachwelt kommen werden. Aus demselben Grunde habe ich auch oft die Taufhandlung vollzogen, ohne daran

zu zweifeln, daß ungeachtet meiner profanen Hand, der Zweck der Verheißung, den Täufling zum Erben des Himmelreichs zu weihen, erreicht worden ist. Wenig hätte gefehlt, und ich hätte den auf dieser Colonie vielseitig ausgesprochenen Wunsch, deutsch-protestantischer Pfarrer in Brasilien zu werden, erfüllt!! Allein ich beschäftigte mich derzeit noch mit ganz andern Plänen, als nach dem bescheidenen Ehrgeiz zu ringen, die Bewunderung und den Beifall einer Bauerngemeinde, als das würdige Ziel der menschlichen Thätigkeit zu betrachten.

Die brasilische Regierung mischt sich in dergleichen Angelegenheiten nicht und die dortige Geistlichkeit hält es nicht der Mühe werth, sich um Canons deutscher Ketzer zu bekümmern, so wie denn überhaupt die letztere, ihrer eignen Bequemlichkeit wegen, dem heiligen Geist — unstreitig dem besten Procurator — der die Herzen und Köpfe lenkt und erleuchtet, alle Hauptsachen anheim stellt, wie schon daraus erhellt, auf welche Weise man vor nicht gar vielen Jahren die Wilden zu Christen machte. Wenn nämlich die eingefangenen Wilden mit der ihnen eigenen Halsstarrigkeit sich sperrten und gegen die Taufhandlung, die ihrem schlichten Naturverstande spanisch genug vorkommen mochte, da ihnen nicht die leiseste Idee von der Bedeutung einer solchen Ceremonie beigebracht war, auf ihre Weise protestirten, so warf der Priester mit Weihwasser angefüllte Wachskugeln, den Söhnen der Wälder an die Köpfe, und während die Kannibalen das Wasser aus den Haaren schüttelten, las der Priester schnell die Taufformel ab und — was bedurfte es auch weiter ??!! — die römisch-apostolisch-katholischen Christen waren fertig. Dieses Factum ist dort allbekannt und charakterisirt den Geist der portugiesischen und spanischen Pfaffen, deren fast unglaubliche Extravaganz, Liederlichkeit und Unwissenheit notorisch sind. Es giebt fast keinen einzigen Pfarrer in Süd-

amerika, der nicht zur beißenden Persiflage des Cölibats und der geistlichen Keuschheit — wende dein erröthendes Antlitz, Venus Urania — zwei bis drei Köchinnen in seinem Hause zu beschäftigen wüßte, und seine Ausschweifungen nicht mit einer Oeffentlichkeit, mit einer Schamlosigkeit und mit einer Beiseitesetzung aller Moral, die zum Erröthen zwingt, beginge. Meine Feder weigert sich, diese Behauptung mit einigen Beispielen, die ich selbst erlebte, zu bekräftigen. Man kann hieraus folgern, mit welchen Farben das Sittengemälde des Volks darzustellen sei.

Die Urwälder dieser Gegend sind von vielen wilden Thieren, südamerikanischen Löwen, Tigern, Unzen Hirschen, Rehen, Anten, Coatis u. s. w. bewohnt. Häufig lassen sich auch reißende Thiere selbst in der Nähe der Colonistenwohnungen blicken und suchen sich unter den Pferden, Rindern, Schweinen ꝛc. einen Braten aus. In der Regel fürchten sie die Menschen, doch von Hunger getrieben, fallen sie auch diese an. Mir ist auch ein solcher Fall begegnet. Ich wohnte derzeit ungefähr drei Stunden vom Städtchen Saõ Leopoldo: In der Neujahrsnacht, die wir hier etwas lustig gefeiert hatten, brach ich um ein Uhr auf, um nach meinem Hause zu reiten. Es war Mondschein, doch der Himmel bedeckt, so daß das Mondlicht nur abwechselnd durch die zerrißnen Wolken fallen konnte. Ich mochte ungefähr eine Meile zurückgelegt haben, als ich vor mir am Wege eine Gestalt aufrecht sitzen sah, die ich bei dem schwachen Mondlicht für einen Menschen hielt, bei dem die Feier der Neujahrsnacht vielleicht stärkere Wirkungen nachgelassen haben möchte. Je näher ich indeß ritt, je unruhiger wurde mein junges Pferd, das seinen Feind witterte und alle Zeichen der Angst äußerte. Ich hatte eine meiner Pistolen mit gezogenem Hahn in die Hand genommen. Der vermeintliche Neujahrsbruder blieb indeß ruhig auf seinem Platze, bis ich mit Hülfe der Sporen auf 6

Schritte mich genähert hatte. In diesem Augenblick beleuchtete ein heller Mondschimmer die Scene, wodurch ich meinen Irrthum gewahr wurde und statt eines Menschen einen brasilischen Löwen von außerordentlicher Größe in der Stellung eines sitzenden Hundes am Wege vor mir erblickte. Indem ich meine Pistole auf das Ungethüm anschlug und abdrückte, machte dasselbe einen ungeheuren Sprung gegen den Hals meines Pferdes, streifte jedoch glücklicher Weise nur den Zügel. Mein Pferd, sich hochbäumend, machte einen gewaltigen Seitensprung, wobei ich meinen Hut verlor, und hierauf nicht gefaßt, wenig gefehlt hätte, daß ich nicht selbst herunter gestürzt wäre. Keine Gewalt war im Stande, mein Pferd jetzt mehr zu zügeln, und in gestreckter Carriere durch Dick und Dünn erreichte ich meine Wohnung. Am andern Morgen machten wir Jagd auf den Löwen, und erst gegen Abend trafen wir ihn im Lager. Durch sieben Flintenschüsse ward derselbe erlegt, nachdem er mehrere Hunde zerrissen hatte. Es fand sich, daß die Kugel meiner Pistole durch den Oberschenkel gedrungen war.

Dieses wären also die Acquisitionen, welche der deutsche Colonist in Brasilien errungen hatte, und welche ihn für Alles, was er in der Heimath verließ und opferte, schadlos halten sollen. Hierzu gesellen sich noch alle die Unannehmlichkeiten südlicher Klimaten: zahllose Schwärme von Musquiten und Insecten, Scorpione und Tausendfüße (Scolopendra morsitans und Julus maximus) bringen ihn fast zur Verzweiflung; Myriaden von Ameisen fallen wie aus den Wolken plötzlich in seine Pflanzungen und vereiteln oft in wenig Stunden seine Erntehoffnungen, vertreiben ihn aus seiner Wohnung und kein Mittel vermag dieser stets wachsenden Lawine Einhalt zu thun; unabsehbare Schaaren von Papagaien plündern seine Maisfelder und andere wilden Thiere richten Schrecken und Verwüstung unter seinem Vieh und seinen Saaten an,

Mißwachs und anderer Unfälle gar nicht zu gedenken. Hier muß der Verfasser noch bemerken, daß, als er Anfangs 1834 Rio de Janeiro verließ, es in acht Monaten nicht geregnet hatte; die fürchterliche Dürre hatte alle Früchte verschlungen und das Trinkwasser war in Rio de Janeiro so hoch im Preise gestiegen, daß man oft den Eimer mit ½ Thaler bezahlte. Von allen Seiten liefen Klagen über Mangel an Lebensmitteln ein, und wirkliche Hungersnoth war in vielen Provinzen ausgebrochen.

Sechs und dreißig Meilen von der Colonie Saõ Leopoldo liegt eine andere deutsche Colonie as Torres, über welche sich im Allgemeinen dasselbe sagen läßt. Indessen muß ich auch die guten Seiten und Vorzüge eines solchen Lebens erwähnen. Obgleich die Colonisten, welche einmal das Leben in Deutschland gewohnt sind, sich in der Regel unglücklich fühlen werden, so wird doch den nächsten Nachkommen ein zufriedenes Loos zu Theil werden; ihre ursprünglichen Sitten werden sie gegen fremde Gebräuche vertauschen, sie werden nur wenige Bedürfnisse kennen, dieselben leicht zu befriedigen Gelegenheit haben und außerdem ein freies, unabhängiges Leben in ihren romantischen Wildnissen führen. Von alle den tausend Plackereien, Vorurtheilen der Geburt, dem engherzigen Kastengeist, der die Stände in Europa trennt, der kriechenden Verehrung, mit der, oft mit gänzlicher Beiseitesetzung des eignen Menschenwerths und des Selbstgefühls, den Aristokraten Europens gehuldigt wird, von diesen und tausend ähnlichen Armseligkeiten und Entwürdigungen des Menschenadels, die der civilisirte Europäer vom grauen Staar des plumpen Egoismus geblendet, nicht einsieht oder einzusehen nicht den Muth hat, werden diese Colonisten nicht gehudelt, sondern wenn dermaleinst die Gesetze kräftiger gehandhabt werden, so wird er mit der freien und offnen Stirn, die das Siegel der Menschenwürde an sich trägt, auftreten

und alle die Vortheile genießen, welche die freisinnigste Constitution, die Brasilien regiert, jedem Bürger zusichert.

Nirgends in der Welt zeigen sich die Wechsel des Menschenschicksals, nirgends die Launen der Glücksgöttin wandelbarer, als unter den Europäern in Amerika. Hier sieht man Männer, die einst eine bedeutende Rolle in Europa spielten und deren Händen das Schicksal vieler Tausende anvertrauet war, mit Sonnenaufgang vom harten, ärmlichen Lager sich erheben, die Axt ergreifen und unter ihren Hieben ächzen die Bäume der Urwälder. Im Schweiße ihres Angesichts fristen sie ihr karges Leben und Mancher fühlt sich dennoch glücklicher bei seinen schweren Arbeiten, als früher im Müßiggange und in den Kreisen der glänzenden Salons. So traf ich hier auf der Colonie Saõ Leopoldo den Grafen N..., der als der geschickteste und fleißigste Grabenmacher*) in der Umgegend bekannt ist, und mit dieser sauern Beschäftigung sein Brod verdient; ferner den Baron L....., Obrist in ....schen Dienst, und den Herrn v. W., früher Staabsofficier, welche sich Beide als die fähigsten Baumhauer einen Namen gemacht hatten. Der Letztere ist mit dem ersten Strahl des erwachenden Morgens auf den Beinen und der Gesang seiner kräftigen Stentorstimme übertönt die Melodien der gefiederten Sänger, und weckt in fröhlichen Weisen die schlummernde Umgegend. Sechs Tage arbeitet er unverdrossen, aber der Sonntag wird gefeiert; alsdann vertauscht er auch seinen gewöhnlichen Tagelöhneranzug mit einem schwarzen Habit, den zwei Orden, die einzigen Rudera, die er aus dem Schiffbruch der ehemaligen Herrlichkeit rettete, verzieren. In diesem

*) Die Besitzungen müssen alle mit Gräben eingefaßt werden, eine Arbeit, die viele Menschenhände beschäftigt.

Putz wird nach dem Städtchen stolzirt. Viele der deutschen Officiere leben hier und in der Umgegend als Tagelöhner, und werden auf diese Weise nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. Andere, welche in Europa in den ärmsten Verhältnissen lebten, haben sich, vom Glück begünstigt, in wenigen Jahren ein bedeutendes Vermögen erworben. Ihre Anzahl ist indeß nur klein.

Erfreulicher als die Lage der Colonisten ist indessen für Handwerker, die sich in den Städten Brasiliens niederlassen, die Aussicht auf Sicherstellung ihrer Subsistenz. Wenn gleich die politischen Ereignisse und Umwälzungen, welche den Fall Dom Pedro's herbeiführten, auf alle Zweige des Geschäftslebens einen nachtheiligen Einfluß geäußert haben und der Geldmangel drückender als je empfunden wird (sollte man es glauben, daß im gold- und diamantenreichen Brasilien im gemeinen Leben nichts als Papier- und Kupfergeld cursirt?), so wird es dennoch dem Handwerker, der sich nur einigermaßen mit der Landessprache befreundet hat und Geschicklichkeit mit Lust zur Arbeit verbindet, nie an gut bezahlter Arbeit fehlen. Von allen jenen pedantischen, zeitgeistwidrigen Vorurtheilen und Plackereien, die diesem Stande noch in Europa, namentlich in Deutschland, ankleben, von Innungen Gilden, Zünften, von Gesellen- und Meisterwerden und den damit verbundenen thörichten Feierlichkeiten, oder richtiger feierlichen Thorheiten und Ausgaben und wie sonst alle die vielen herkömmlichen Lächerlichkeiten heißen mögen, weiß man nichts in Brasilien. Will hier Jemand sich als Meister etabliren, so wird ihn keine wohledle und wohlachtbare Zunft mit ihren Vorsteheramtsmeistern daran verhindern, weil dieses, wie schon gesagt, unbekannte Namen sind. Wenn der Handwerker eine bestellte Arbeit nur zur Zufriedenheit des Abnehmers liefert, so wird ihn Niemand nach seinem Wanderbuche befragen, oder untersuchen, ob er

handwerksmäßig gelernt habe und seinen barbarischen, lächerlichen Gruß herzuplappern wisse. Der Verfasser weiß, daß viele deutsche Schneider=, Sattler=, Tischler=, Schlosser=, Schmiedegesellen ꝛc., ohne sich besonders anzustrengen, in Rio de Janeiro, Villa rica, Bahia, Buenos Ayres ꝛc. wöchentlich zwanzig bis dreißig spanische Piaster nebst freier Beköstigung erarbeiteten. Wer also Sparsamkeit beobachtet, wird sich bald Vermögen erwerben können, aber leider ist dies unter den deutschen Handwerkern eine seltene Tugend. In der Regel arbeiten sie nur drei Tage in der Woche, die übrigen sind den Bacchanalien und andern plastischen Künsten der Zeit und des Raums, nämlich dem Kegel= und Kartenspiel, gewidmet. Schon bei Anbruch des Tages strömen sie von einem Wirthshause ins andere: Seuchen und Krankheiten, die Folgen noch gröberer Ausschweifungen, richten schreckliche Verheerungen unter ihnen an. Daß bei einem so tollen Treiben, von dem ein schneller Tod das gewöhnliche Ende ist, nichts erübrigt werden kann, ist einleuchtend; indessen giebt es auch Ausnahmen und wo diese Statt finden, werden auch Wohlhabenheit und Ueberfluß ihr Füllhorn ausstreuen.

An geschickten Aerzten ist ebenfalls Mangel in Südamerika. Der Verfasser lernte mehrere europäische Aerzte dort kennen, obgleich die Meisten nur Aftersöhne Aesculaps in Europa waren, keine Collegia als über Bartphilosophie gehört hatten, und also die südamerikanischen Grüfte ex officio bevölkerten, so lebten doch fast Alle in Wohlhabenheit: Beweis genug, daß solche medizinische, durch das Gesetz gebilligte Morde ein einträgliches Handwerk sind. Der Kaufmann, welcher hinlängliche Mittel und Localkenntniß besitzt, wird in Brasilien ein weites und ergiebiges Feld für seine speculativen Unternehmungen finden.

Eine Reise, die der Verfasser von der Colonie Saõ Leopoldo über Cayoeiro, Rio Pardo, Montevideo ꝛc. nach Buenos-Ayres zu Pferde unternahm, verschaffte ihm Gelegenheit, diese Gegenden kennen zu lernen und so mögen einige Bemerkungen über die Einwohner der Provinz Saõ Pedro do Sul diesen Abschnitt beschließen. Der Hauptreichthum dieser Gegend besteht in Hornvieh und Pferden. Man trifft hier einzelne Besitzer, deren Grundeigenthum das Territorium mehrerer deutschen Fürsten zusammen genommen an Flächengehalt übersteigt. Unabsehbare Viehherden weiden in den ungeheuren Ebenen des la Plataströms und mancher einzelne Eigenthümer hat 80,000 bis 100,000 Stück Hornvieh, wovon er jährlich eine große Menge, hauptsächlich der einen bedeutenden Handelsgegenstand ausmachenden Häute und Hörner wegen, schlachten und deren gedörretes Fleisch nach den nördlichen Provinzen verschiffen läßt. Zwar hatte der Krieg zwischen Brasilien und Buenos-Ayres, von welchem diese Gegend der Schauplatz war, die Heerden wohl etwas dünner gemacht, da indeß in ganz Brasilien keine Kälber geschlachtet werden, wozu noch die schnelle Vermehrung des Viehs in diesen Gegenden kommt, so sind die entstandenen Lücken bald wieder ausgefüllt worden. Man kauft hier einen ausgewachsenen Ochsen für 2 bis 3 Thlr., gewiß ein höchst billiger Preis, wenn man bedenkt, daß man einen gewöhnlichen Sattel mit 30 Thlr. und darüber bezahlt. Pferde giebt es hier ebenfalls in erstaunlicher Menge. Sie sind von einer guten Race, von schlankem Knochenbau und vermögen bei unbedeutender Nahrung unglaubliche Strapazen auszuhalten. Es würde in dieser Gegend eine auffallende Erscheinung sein, auch nur den kleinsten Weg zu Fuß zurück zu legen. Da nur höchst selten Wege vorhanden, so kann von Fuhrwerken nicht die Rede sein, falls man dazu nicht eine Art Erntekarren zählt, die oft mit dreißig Ochsen

bespannt und ihrer breiten Räder wegen leicht durch Moräste und Kloaken zu bringen sind. Das gellende ohrzerschneidende Gekreisch dieser Karren hört man in weiter Ferne und da oft acht bis zehn solcher Phaetons hinter einander fahren, so stimmen sie ein so gräuliches Unisono an, daß man glaubt, den Vortrab der wilden Jagd zu hören. Es werden daher alle Touren hier ventre à terre oder in starkem Trab abgemacht, denn zum Schrittreiten scheint Niemand Geduld und Neigung zu haben. Jedermann ist hier daher beritten und Kinder, Greise, Mütter mit ihren Säuglingen an den Brüsten, Priester und Laien galopiren und traben lustig einher. Die Einwohner sind sämmtlich verwegene und vortreffliche Reiter, da seit der zartesten Jugend das Reiten zu ihrer andern Natur geworden ist. Wenn der Major Schäffer in seinem (?) Werke über Brasilien, das mit seiner Erlaubniß im Uebrigen aus einer breitgespaltenen Feder floß, erzählt, daß selbst Bettler vom Pferde herab, die Mildthätigkeit ihrer Mitmenschen in Anspruch nehmen, so hat er die Wahrheit berichtet, indem der Verfasser hier dieselbe Erfahrung machte. Die Gewitter in diesen Gegenden, die indeß nicht sehr häufig sind, gewähren ein eben so prächtiges als schreckliches Naturschauspiel. Der Verfasser erlebte hier ein solches, welches mit immer gleicher Furchtbarkeit, unter unaufhörlichen Blitzen und Donnerschlägen neunzehn Tage anhielt, während welcher Zeit von dem schrecklichen Donnerkrachen die Erde von einem ununterbrochenen Erdbeben geschüttelt zu werden schien.

Ein anderes eben so merkwürdiges als grausendes Schauspiel bleibt es, wenn das oft mannshohe Gras dieser ungeheuer ausgedehnten Triften bei anhaltender Dürre in Brand geräth, welches gar nicht selten ist. In dunklen Nächten gewährt es in der That einen grauenvollen Anblick, wenn man in diesem Feuermeere Tausende von wilden Ochsen, Pfer-

den, Tigern und andern Thieren den vom Wind blitzschnell dahin prasselnden Flammen zu entgehen sich bemühen und sie von Entsetzen ergriffen in wilder Flucht mit hochgehobenen Schwänzen und den tollsten Capriolen in den unsehbaren Ebenen umher schweifen sieht. Das fürchterliche Gebrülle der geängstigten Thiere hört man Stunden weit, der Horizont ist von den Flammen geröthet, in denen man das wilde Heer umher toben und jagen zu sehen glaubt. —

Ungeachtet seines so bedeutenden Reichthums ist das Pflanzerleben eines solchen brasilischen Fazendeiro, von ewigem Einerlei angegähnt, nichts weniger als beneidenswerth. Sein Tisch und die übrige Einrichtung seiner Haushaltung sind erbärmlich und halten auch nicht die entfernteste Vergleichung mit der Lebensweise des wohlhabenden Bürgers in Deutschland aus. Obgleich das Land ihm alle mögliche Mittel darbietet, sein Leben mit vielen Annehmlichkeiten und Reizen auszuschmücken, so ist er theils mit den europäischen Lebensgenüssen zu unbekannt, theils verhindern ihn Gewohnheit und angeborne Trägheit, sich das Dasein angenehmer zu machen. Seine Lebensweise ist daher im höchsten Grade einfach und Bedürfnisse kennt er nur wenige. Der Gesichtskreis, aus welchem er das Leben betrachtet, kann nicht beschränkter sein: wollte man ein Gespräch in wissenschaftlicher oder politischer Beziehung mit ihm anknüpfen, so würde dasselbe eben so lehrreich ausfallen, als ob man mit einem Botocuden Französisch spräche, denn außer seinen Besitzungen und deren nächsten Umgebungen ist ihm die übrige Welt eine terra incognita. Den größten Theil des Tages reckt er sich auf einer trocknen Ochsenhaut, (denn den Gebrauch der Betten kennt er nicht) den Dampf seiner Papiercigarre durch die Nasenlöcher blasend und eine Schale vom Kürbisflaschenbaum (Crescentia cujete) voll Paraguaythee (Ilex paraguayensis) durch eine silberne Röhre einschlürfend.

Um sich den Brasilier in diesen Steppen recht anschaulich zu machen, so denke man sich das gelbe sonnenverbrannte, mit einem fingerlangen Bart besäete Gesicht von einem gewaltigen Stroh- oder Filzhute mit ungeheuer breitem Rande beschattet, den Körper mit einer leichten Jacke und Hose von Sommerzeuge bekleidet, gewöhnlich barfuß und nur an der rechten Ferse einen Sporen tragend. Die dicken massiven silbernen Steigbügel sind sein einziger Luxusartikel, den Zaum, oder bei kleinern Excursionen dessen Stellvertreter, eine Seibopflanze, weiß er beim Einfangen der wilden Ochsen, wobei er beide Hände zugleich beschäftigen muß, mit eigenthümlicher Kunstfertigkeit mit der großen Zehe zu regieren. Um sich gegen die rauhe Witterung zu schützen, ist er mit einem fünf bis sechs Ellen langen und zwei Ellen breiten Stück Zeuge versehen, welches von heller, lebhafter Farbe, gewöhnlich feuerroth, hellblau oder hellgrün ist, in der Mitte desselben ist ein Schlitz, aber groß genug, den Kopf durchzulassen, angebracht. In diesen Poncho, der ihm den freien Gebrauch der Arme gestattet, hat er sich nun nach Beschaffenheit der Witterung entweder eingehüllt, oder denselben schärpenartig um die Hüfte geworfen. Des Nachts, wenn er außerhalb seiner Wohnung schläft, vertritt derselbe die Stelle einer Decke, und macht mit Hülfe des Sattels, der aber kein sogenannter englischer Bock, sondern nach Art unsers Landmanns eingerichtet ist, und ihm zum Kopfkissen dient, den ganzen Schlafapparat des Brasiliers aus. An der linken Seite seines Pferdes hängt der bekannte Laço, sein unzertrennlicher Gefährte. Diese Schlinge besteht aus geflochtenen Riemen, ist fingerdick, ungemein stark und oft hundert bis hundert und funfzig Fuß lang. Sie ist seine Hauptangriffs- und Vertheidigungsarmatur, sowohl gegen Menschen als wilde Thiere, und in der That wird sie in seiner kunstfertigen Hand zur furchtbaren Waffe. Man erzählte

mir in Buenos Ayres, wie vor einigen Jahren eine Creolin einen großen Tiger in einer solchen Wurfschlinge fing, und ihn, natürlich zu Pferde, durch die Steppen schleifend, damit erwürgte. Die Bewohner dieser Gegend bedienen sich der Lasso mit bewundrungswürdiger Geschicklichkeit (die nur durch eine von der frühesten Jugend an gehabte Uebung zu eigen gemacht werden kann) beim Einfangen der wilden Ochsen und Pferde. Häufig ist der Lasso auch dem edlen Handwerk der Viehdieberei gewidmet, die nur in flagranti, wie in den Zeiten des Faustrechts, unter den Betheiligten abgemacht wird, ohne sich weiter quamvis competentiam vorzubehalten, und so die edle Justiz zu behelligen, da es bekannt genug ist, wie Schwert und Wage der Themis nur sehr fahrlässig gehandhabt werden. Blut und Mord bezeichnen gewöhnlich den Ausgang dieser Attentate. Uebrigens übt der Brasilier hohe Gastfreundschaft, eine Tugend, die um so mehr dankbarer Erwähnung verdient, als Wirthshäuser in jenen Steppen fast eben so selten vorkommen wie hier zu Lande ein weißer Rabe.

Das schöne Geschlecht ist in Ansehung der Farbe, wie überhaupt alle Menschenracen in Amerika, in verschiedene Hauptklassen und diese wieder in mehrere Nebenklassen zu vertheilen. Die drei Hauptklassen, von denen in dieser Gegend die Rede ist, sind weiße, gelbe und schwarze Evastöchter, und man trifft unter den beiden letzten Klassen ebenfalls häufig Erscheinungen, welche Eindruck auf ein europäisches Herz zu machen, und solches zu besiegen wissen. Aber das eigentliche Ideal der Schönheit — wie einige Enthusiasten — in ihnen anzustaunen, kann doch wohl nur ein brasilischer Geschmack oder ein mit gleicher Farbe übertünchter Incroyable. Auch ihre Gunst ist bald zu gewinnen und nur leicht sind sie gegen Cupido's Pfeile gepanzert, denn glühend, wie die Sonne Brasiliens, durchrollt das Blut ihre Adern. Musik übt einen

fast convulsivischen Eindruck auf sie, und nichts kann interessanter sein, als das lebendige Geberdenspiel zu beobachten, welches die Töne der Zither, die eben kein Orpheus zu rühren braucht, bei diesen Naturkindern hervorrufen. Ihr dunkles Auge flammt von begeistertem Feuer und alle Muskeln scheinen sich zu beleben und zu bewegen. Bald werden denn auch ihre Lieblingstänze, die in ihren üppigen, wollüstigen Bewegungen dem columbischen Palato gleichen, aufgeführt.

Aber bei weitem interessanter sind die Schönen portugiesischen und spanischen Ursprungs. Wenn gleich sie keine gelehrte Abhandlungen ästhetischen, politischen und statistischen Inhalts drucken lassen und sich kein kritisches Urtheil über die Litteraturgeschichte der Hälfte der europäischen Zungen anmaßen können, deshalb aber auch nicht in den Fall gerathen, eben so triviale als lächerliche dictatorische Orakelsprüche, die den gelehrten und ungelehrten Federn der europäischen Damen so sattsam entströmen, auszusprechen, und zwar aus dem zureichenden Grunde, daß sie nur ihre Muttersprache verstehen, und höchstens einige Verse ihrer classischen Dichter Cervantes und Camoens, aber diese mit Gefühl, Natürlichkeit und Lebendigkeit zu declamiren wissen, so reißt doch die in allen südlichen Ländern dem schönen Geschlecht, selbst unter den niedrigsten, ungebildetsten Volksklassen, in größerm Maße eigene natürliche Grazie, in Verbindung mit ihren harmonischen, üppigen Formen und den edlen Physiognomien, denen das große Feuerauge voll Leben den lebendigsten Ausdruck verleiht, unwillkührlich hin, und wie mit dem Gürtel der Anmuth geschmückt, ist der Zauber ihres Wesens unwiderstehlich.

# Politische Ereignisse.

## Abdankung Dom Pedro I., Kaisers von Brasilien.

Im Oktober 1830 kehrte der Verfasser nach Rio de Janeiro zurück, wo er Manches verändert fand. Dom Pedro hatte sich zum zweiten Male verheirathet und zwar mit der Prinzessin Amalie von Leuchtenberg, Tochter von Beauharnois, dem Stiefsohne Napoleons. Die Erwartungen, welche man von diesem Monarchen gehegt hatte, wurden keineswegs erfüllt, so wie sie denn auch überhaupt viel zu hoch gespannt waren für die Kräfte eines Fürsten, der von vielen europäischen Blättern ganz unverdienter Weise als ein Regentenmuster aufgestellt wurde. Es ist nicht zu läugnen, daß in der Seele dieses Mannes Keime schliefen, die zu etwas Außerordentlichem berechtigten und bei gehöriger Entwicklung die herrlichsten Früchte zur Reife gebracht haben würden. Allein seine vernachlässigte Erziehung hatte Alles verdorben, man hatte ihn, ohne sich um seine Bildung zu bekümmern, in Brasilien unter Mulatten und Negern heran wachsen lassen, und außer einigen gymnastischen Künsten hatte er nicht viel profitirt. Sein Jähzorn und sein Eigen-

sinn machten ihm viele persönliche Feinde. Sein Charakter zeigt sich im deutlichsten Lichte in seinen rohen Unterhaltungen und Vergnügungen, welche hauptsächlich darin bestanden, seine Umgebung zu mißhandeln, dieselbe mit eigner kaiserlicher Hand mittelst der Karbatsche durchzuprügeln, den größten Theil des Tages im Stalle sich unter den Knechten und Negern umherzutreiben und Pferde zu Schanden zu jagen. Von seiner Rohheit erzählt man viele Beispiele. Als unter Andern das 27. deutsche Jägerbataillon nach dem Kriegsschauplatze im Süden eingeschifft wurde, befahl Dom Pedro dem Staatsschatzmeister Obristen R. dem Bataillon alle rückständigen Gelder auszuzahlen. Als am andern Morgen indessen der Quartiermeister sich nach dem Schatze begiebt, um das Geld in Empfang zu nehmen, wird er damit abgefertigt, daß man keine Zeit habe. Vergebens stellt der Quartiermeister vor, daß das Schiff jeden Augenblick unter Segel gehen könne und macht den Schatzmeister für alle üblen Folgen verantwortlich — es bleibt bei dem ersten Bescheide. Der Quartiermeister, dessen Bataillon schon am Bord des Schiffes sich befand, entschloß sich nach S. Christovaõ zu gehen und sich direct an Dom Pedro zu wenden. Bei seiner Ankunft auf der Imperial Quinta da boa vista stand der Kaiser im Balken und ruft ihm schon von weitem zu, was er wolle? Nachdem der Quartiermeister jene Angelegenheit vorgetragen hat, erhält er die Weisung nach dem Schatzkollegio zurück zu kehren, und dort etwas zu warten. Kaum hat der Quartiermeister hier fünf Minuten im Vorzimmer gesessen als auch der Kaiser zu Pferde ankömmt, und eine gewaltige Karbatsche bei sich führt. Dom Pedro ruft dem Quartiermeister zu, ihm zu folgen und geht in das Zimmer, wo der Oberzahlmeister und einige Räthe Conferenz halten, und sämmtlich beim Anblick des Kaisers von einer bangen Ahnung befangen werden. Nachdem der Letztere

dem Quartiermeister befohlen hat an der Thür Posto zu fassen und aufzupassen, daß Niemand entspringe, wendet er sich mit den Worten an die bestürzten Beamten: „Da Ihr filhos das putas (sein Lieblingswort, welches er sich selbst gegen die Mitglieder seiner Familie bediente), wie ich höre, keine Zeit habt, meine Befehle auszurichten, so halte ich es für billig, Euch etwas zu helfen" und nach diesem Bescheid nimmt er Einen nach dem Andern beim Schopf und wackelt das ganze Collegium weidlich durch. Diese kaiserliche Erinnerung hatte nun zwar die gewünschte Wirkung, allein die Art und Weise ihrer Anwendung mußte das Gefühl jedes Gebildeten empören. Scham ist für Dom Pedro ein ganz unbekanntes Ding. Dem Landsitze des preußischen Generalkonsuls von Th. gegenüber lag eine Chacara auf der Cattete, wohin oft der Kaiser fuhr, um ein Seebad zu nehmen. Einst hatte der Konsul große Gesellschaft bei sich, unter der auch viele Damen sich befanden, und um die frische Seeluft zu genießen, hatte man sich in die Balkons gestellt — als mit einem Male im Balkon des gegenüber liegenden Hauses Dom Pedro völlig entkleidet wie ein junger Gott in puris naturalibus erscheint. Als sämmtliche Damen bei diesem paradiesischen Anblick die Flucht ergreifen, schlägt Dom Pedro ein wieherndes Gelächter auf, und springt in die Fluthen des Meeres.

Ungeachtet dieses rohen Charakters, hatte sich Dom Pedro in den ersten Jahren seiner Regierung durch seinen persönlichen Muth, seinen Sinn für Freiheit und einige zweckmäßige Einrichtungen in der Staatsverwaltung einen gewissen Grad von Popularität errungen, die sich indessen nach und nach gänzlich wieder verlor. Die Sprache der Oppositionsblätter wurde um diese Zeit von Tage zu Tage kühner, und die Eifersucht und der alte Haß, welche von jeher unter den Brasiliern und Portugiesen herrschten, erwachten

von neuem in ihrer ganzen Stärke. Die unsinnigen Verschwendungen, womit der Monarch die Hülfsquellen des Landes verschleudert hatte, wurden öffentlich und bitter gerügt und veranlaßten drückende Finanzoperationen, wohin namentlich das Nova lei de Orçamento gehörte, welches vielen Beamten ihr Einkommen beschnitt und manche Familie ganz brodlos machte. Der unglückliche Ausgang des kostspieligen Kriegs mit Buenos Ayres, den man blos dem Eigensinn Dom Pedro's zuschrieb, war ebenfalls nicht geeignet, die allgemeine Unzufriedenheit abzuleiten. Die Nachricht von der französischen Julius-Revolution wurde daher in Rio de Janeiro mit einer allgemeinen Begeisterung aufgenommen, und die republikanischen Deputirten, meistentheils Redakteurs der Oppositionsblätter, ließen alle Minen springen, um den Fall Dom Pedro's vorzubereiten. Die Deputirtenkammer drang auf die Auflösung der fremden Truppen, welche mittelst Decrets vom 10. December 1830 aus dem brasilischen Militairdienst verabschiedet wurden, und hiermit sank Dom Pedro's letzte Stütze, welcher in der letzten Zeit von seiner frühern, bei einigen Gelegenheiten bewiesenen Energie ganz verlassen zu sein schien und in unverzeihlicher Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit hinlebte. Eine drohende Wolkensäule steigt aus dem Krater von Rio de Janeiro empor und die Reibungen unter den Brasiliern und Portugiesen, welche Letztern unter dem Schutze Dom Pedro's immer anmaßender werden, und die Eifersucht und das gerechte Mißvergnügen Jener erwecken, entzünden die Blitze, die den nahenden Donner verkünden.

Am 29. December trat der Kaiser mit seiner Gemahlin eine Reise nach der Provinz Minas geraes an. Daß der Zustand der Dinge indeß immer drohender wurde und der Geist der Revolution immer mehr und mehr um sich griff, geht aus einer Procla-

mation hervor, welche Dom Pedro in der Hauptstadt der Minas geraes, Ouro preto erließ und welche wörtlich also lautet:

Mineiros!*)

Es ist dies das zweite Mal, daß Ich das Vergnügen habe, Mich unter Euch zu befinden: es ist dies das zweite Mal, daß die Liebe, die Ich Brasilien zolle, Mich hieher geführt.

Mineiros! Nicht nur an Euch wende Ich Mich, nein, das Interesse ist allgemein: Ich rede daher mit allen Brasiliern. Es hat sich eine Partei gebildet, die im Sinn der Ereignisse, von denen Frankreich unlängst der Schauplatz und deren Entstehung nur allein auf jenes Land Anwendung haben kann, Euch durch staatsgefährliche und gesetzwidrige Pläne zu umstricken sucht. Sie bemüht sich durch Schmähschriften gegen Meine geheiligte und unverletzliche Person und gegen die Regierung, Schreckensauftritte in Brasilien anzustiften und es dadurch mit Trauer zu überziehen. Diese Parthei hegt die unlautere Absicht, zum Verderben des Vaterlandes, dessen Wohl ihr nichts gilt, Bürgerkrieg zu entzünden, um in der allgemeinen Verwirrung ihre ehrgeizige Rache und andere Leidenschaften sättigen zu können.

Sie schreibt ohne Rückhalt und wiegelt die Völker zur Conföderation auf, und glaubt durch den §. 174 des Staatsgrundgesetzes, welches uns regiert, von diesem Verbrechen gereinigt zu sein. Dieser Artikel gestattet durchaus keine Veränderung in dem Wesentlichen jenes Gesetzes.

Ist es nicht das größte Attentat, wenn die Constitution, welche wir zu vertheidigen und aufrecht zu

---

*) Mineiros, Bergleute — so nennen sich die Bewohner von den Minas geraes.

erhalten schwuren, in ihrer innersten Natur verändert und erschüttert wird? Würde es nicht ein offenbarer Frevel an dem heiligen Schwur sein, den wir Alle vor Gott auf die freiwilligste Weise leisteten? O theuere Brasilier! Ich rede jetzt nicht als Euer Kaiser, sondern als ein herzlicher Freund zu Euch. Laßt Euch nicht durch Doctrinen verleiten, welche eben so schlüpfrich als gefährlich sind. Sie können nur zu Eurem und Brasiliens Verderben, aber nie zu des Vaterlands Glückseligkeit beitragen. Steht treu zu Mir, die Constitution, so wie sie ist und wir sie beschwuren, aufrecht zu erhalten. Ich zähle auf Euch, zählet auf Mich. Kaiserliche Stadt Ouro preto am 22. Februar 1831.

(unterz.) Der constitutionelle Kaiser und immerwährende Vertheidiger des Reiches.

Diese merkwürdige Proclamation wurde in alle öffentlichen Blätter aufgenommen, und viele Glossen darüber angestellt, die eben nicht aus dem Gebiete der Ehrfurcht und des feinen Anstandes entlehnt waren. Die Opposition stellte sie als ein Meisterstück, würdig im Archiv eines Tollhauses aufbewahrt zu werden, dar. Ueberhaupt wurde der Federkrieg der verschiedenen Tagesblätter immer erbitterter, und obgleich hierbei kein Blut sondern nur Tinte floß, so erhielt dadurch die Flamme der Feindseligkeiten, welche zwischen Portugiesen und Adoptiven*) einen Theils, und den Brasiliern andern Theils herrschte, stets neue Nahrung und wurde immer mehr angefacht. Die Erstern wurden augenscheinlich den Brasiliern vorgezogen, wodurch diese zur gerechten Erbitterung angereizt wurden. Das unverschämte, anmaßende Wesen der Portugiesen, die Geldstolz und europäischer Egoismus aufblähte, überschritt alle Grenzen der Mäßigkeit.

---

*) So nennt man geborne Portugiesen, die in Brasilien naturalisirt wurden.

So war der Zustand der Dinge, als der Kaiser am 10. März nach Saõ Christovaõ, seiner gewöhnlichen Residenz, von der Reise aus den Minas zurückkehrte. Am 11. 12. 13. war die Stadt illuminirt. In den Straßen da Quitanda, direita und Violas, in welchen die Parthei der Portugiesen, fast ohne Ausnahme zum Kaufmannsstande gehörig, wohnte, war so glänzend, als es das Local erlaubte, erleuchtet. Man hatte Theertonnen in den Straßen in Brand gesteckt, Feuerwerke veranstaltet und Musikchöre aufgestellt.

Bei diesen Illuminationen kam es zu Thätlichkeiten zwischen den Brasiliern und Portugiesen, zu welchen die Letztern, wie gewöhnlich, die Veranlassung gaben. Aurora fluminense, ein in Rio de Janeiro erscheinendes, sehr gemäßigtes Blatt, läßt sich wie folgt darüber vernehmen.

Rio de Janeiro, am 14. März 1831.

„In den letzten Tagen, seit dem vergangenen Freitag, wurde die Ruhe der Hauptstadt durch Auftritte gestört, welche die Volkswürde auf das Empfindlichste beleidigten. Unter dem Vorwande, die glückliche Rückkehr Sr. kaiserlichen Majestät zu feiern, hatten die Bewohner der Rua dos Ourives, da Quitanda, direita und das Violas fast Alle zum Handelsstande gehörig, eine feindliche Stellung angenommen, welche nur traurige Folgen nach sich ziehen kann. Am Abend des 11. durchzogen mit Knitteln bewaffnete Haufen das Viereck, welches die ebengenannten Straßen bilden, und begannen Beleidigungen gegen die Brasilier und gegen solche Personen auszustoßen, welche die Volkscocarde trugen. Die Ausschweifungen dieser Menschen (unter denen gewiß viele aus Unwissenheit sich zum Werkzeuge verfluchter Pläne mißbrauchen ließen) nahmen, wahrscheinlich von unsichtbaren Händen in Be-

wegung gesetzt, in der folgenden Nacht noch mehr zu. Die Rua da Quitanda füllte man mit Brennmaterialien und Theertonnen zum Anzünden; Raqueten, Feuerräder und Schwärmer wurden abgebrannt, Musikchöre waren auf verschiedenen Punkten geordnet, und die Menge der Zuschauer vergrößerte sich von Augenblick zu Augenblick. Die Beleidigungen und Anreizungen gegen diejenigen, welche nicht das Glück hatten, in Portugal geboren zu sein, wurden immer ausschweifender und erst dann mäßigten sich die Festanten, als eine Anzahl junger Leute, die, entweder aufgebracht durch so viel Frechheit, oder auch um darzuthun, daß der Geist der Freiheit noch nicht erstickt sei, ebenfalls die Straßen, in denen man jene Festlichkeiten beging, durchzogen, und der Constitution, der Freiheit, der Generalversammlung, der Preßfreiheit, den Brasiliern und dem Kaiser — so lange er constitutionell sei — Vivats brachten. Indessen in der Nacht vom 13. (Sonntag) welche man für die letzte des öffentlichen Freudenfestes hielt, waren unter den Lusitaniern die Vorkehrungen bereits heimlich abgekartet, um jenen Zug der Patrioten mit Gewalt zurück zu treiben, wenn er ihnen zufälliger Weise aufstoßen würde, zu welchem Ende sich viele Häuser mit Feuergewehren und zerbrochenen Flaschen versahen. Man bewerkstelligte eine Zusammenberufung der Portugiesen und Adoptiven, welche im Innern der Stadt wohnen, und Alle bereiteten sich zu einem Ausfall, in dem diese sogenannten Freunde der Ordnung die Angreifer zu werden beabsichtigten. Die eingebornen jungen Leute, ungefähr 120 — 140 an der Zahl zogen ohne Feindseligkeiten durch die Rua da Quitanda, indem sie die Vivats jener: „es lebe der Kaiser, es leben die guten und tapfern Portugiesen" ꝛc. mit denjenigen, welche wir oben angaben, erwiederten. Aber plötzlich auf der Höhe der Quergasse zwischen der Saõ Pedro- und das Violas-Straße brach jene Batterie von Flaschen-

scherben über sie los, und der ganze bewaffnete Haufen der Festanten fiel über sie her; es kam selbst zu Pistolenschüssen. Bei diesem verrätherischen Ueberfall fielen Mehrere der Brasilier als Opfer, und Viele von ihnen wurden verwundet. Dasselbe, mit wenig Unterschied, begab sich auf Rua direita.

Die Angreifer, um sich ihres widerrechtlichen Verfahrens wegen zu rechtfertigen, nehmen meistens (denn sie weichen in ihren Aussagen unter einander ab, und scheinen sich in dieser Hinsicht noch nicht einverstanden zu haben) zu dem Vorwande ihre Zuflucht, daß die Zahl der eingebornen jungen Leute der Conföderation Vivats gebracht habe.

Wir bezweifeln es nicht, sondern wissen recht gut, wie groß und gefährlich gegenwärtig die Gährung der Gemüther ist, und daß es Viele, namentlich in der jüngern Generation, gibt, welche, mißvergnügt mit einer Regierung, deren wohlverdienter Mißcredit von Tage zu Tage steigt, einer jeden Veränderung in derselben, welche sich ihnen darbieten könnte, mit brennendem Verlangen beitreten würden. Was uns betrifft, so halten wir den Aufruf zur Conföderation nicht nur für unklug, sondern auch für gefährlich, denn er ist dazu geeignet, den Gemeingeist der Gemüther zu trennen und Parteien selbst unter den Constitutionellen zu bilden. Aber konnten sich Diejenigen, welche jenen Angriff machten als competente Richter in dieser Sache aufwerfen, oder entscheidet man eine politische Streitfrage mit einer Batterie von zerbrochenen Flaschen?

Wir setzen voraus, daß Viele, die auf eine so entsetzliche Weise verfuhren, betrogen sind und daß ihre Unwissenheit von Intriguenspinnern gemißbraucht ist, welche eigens dazu ausgesandt wurden, um in Rio Schrecken zu verbreiten, den sie zur Ausführung ihrer ränkevollen, finstern Pläne dienlich erachteten, und die nicht anders, als durch einen Ausbruch von Feind-

seligkeiten, die Gott weiß wo anfangen und wann endigen werden, ins Leben treten können. Auch die vorgefallenen Ereignisse in Pernambuco und Bahia, in denen viele Portugiesen ihr Leben verloren und der Haß, den die Eingebornen gegen die Lusitanier nähren, haben ihren Ursprung in ähnlichen Attentaten.

Die stattgehabten Begebenheiten hier in Rio haben alle Diejenigen, welche ein brasilianisches Herz haben, mit Unwillen und Zorn erfüllt: Blut ist geflossen und vergossenes Blut fordert Blut — dies sind die traurigen Wirkungen bürgerlicher Zwistigkeiten!

Auf der andern Seite ist die Unvernunft desjenigen bemerkenswerth, der zu solchen Rasereien angerathen hat: er erkennt nicht, daß er auf diese Weise den Credit und die Ehre derjenigen compromittirt hat, deren Meinungen in der Deputirtenkammer die Constitution, so wie sie ist, ohne Veränderung vorzunehmen, aufrecht erhalten sollen und dennoch zwischen die Schande gestellt zu sein, als demüthige Knechte der recolonisirenden Partei betrachtet zu werden.

Nach den erzählten Großthaten erreichte die Anmaßung der Festanten den höchsten Gipfel: ein Haufen von mehr als vierhundert Individuen durchzog verschiedene Straßen, dem Kaiser und der kaiserlichen Familie Vivats bringend und mit diesen das eben so verführerische als alberne Geschrei: „nieder mit der Republik und den Republikanern!" vermischend; so wie andere Haufen den nationellen Namen des Kaisers mit dem Gebrüll amalgamirten: „es lebe das heldenmüthige portugiesische Volk, es leben die guten Portugiesen oder die Portugiesen-Brasilianer!" eine Gattung von Geschöpfen, welche wir nicht kennen, eine politische Mißgeburt, von welcher es keine Nachricht gibt, da es unmöglich ist zu einer und derselben Zeit zu zwei Nationen zu gehören.

Bei Gelegenheit jenes ruhmreichen Kampfes war der Schauplatz mit Truppen bedeckt, deren einziger

Dienst darin bestand, denjenigen Individuen, welche ihnen Brasilier zu sein schienen, die Waffen oder Knittel abzunehmen, wohingegen sie der andern Partei nicht nur solche in Besitz, sondern dieselbe auch haufenweis durch die Stadt ziehen und jede Art von Unfug und Gewaltthätigkeit verüben ließen. Ob dieses den Befehlen gemäß war, welche man dem Militair, hauptsächlich den Polizeisoldaten, ertheilt hat, wissen wir nicht, aber man versichert uns und die Thatsachen bezeugen es sattsam, daß es der Fall gewesen sei. Von der Nachsicht gewisser Behörden haben wir unwiderlegbare Beweise, denn unser Haus und unsere Person wurden mehrere Male durch grobe Ausschweifungen gemißhandelt, und zwar unter dem Vorwande, daß wir nicht illuminirt hätten. Bei einer solchen Gelegenheit schmähte uns ein Haufen über zehn Minuten lang, obgleich in der nahen Quergasse mehrere Patrouillen hielten, die indeß nur stumme Zuschauer dieses Scandals blieben. Ohne Zweifel waren die Truppen nur ausgeschickt, die Getreuen in Schutz zu nehmen und sie anzufeuern, ihrem Enthusiasmus in vollem Maße freien Spielraum zu lassen. Vielleicht findet man wenig Zusammenhang in unsern Ideen, denn wir schreiben diese Zeilen noch unter dem Getöse einer bewaffneten Menge, die ohne auch nur eine Muthmaßung von einem Feind, dessen Angriff man zu befürchten habe, angeben zu können, unter dem Geschrei, das unter unsern Fenstern losbricht: „Nieder mit den republikanischen Deputirten, nieder mit dem, der nicht illuminirt hat, es leben die guten Portugiesen, nieder mit der Republik und es lebe der Kaiser," wie unsinnig von einem Punkt zum andern rennt. Ja, wir schreiben noch jetzt unter dem Gebrülle einer Menge, die fortfährt, uns zu beleidigen, noch jetzt in der Nacht vom 14. werden in verschiedenen Häusern die Illuminationen wiederholt, noch jetzt treiben sich jene verführerischen Haufen, wenn gleich

nicht so stark mehr, doch immer in bedeutender Masse, in den Straßen umher; Estafetten, Ordonnanzen, Soldaten der Ehrengarde sprengen mit verhängtem Zügel einher, als ob es das Vaterland zu retten gälte. Welch ein burlesker Aufzug."

„Es ist bereits gesagt worden, daß wir die Vorderseite unserer Wohnung nicht illuminirten, und wir halten es nöthig, dem Publikum, und nicht einer Partei hiervon die Gründe anzugeben. Erstlich wird man sich erinnern, daß in der ersten Nacht in der Straße dos Ourives sehr wenige Häuser illuminirt waren und nur in der dritten Nacht die Furcht oder der Geist der Nachahmung ihre Zahl etwas vermehrte. So wie schon früher, als zwischen der Stadt und der Citadelle, dient auch gegenwärtig diese Straße zur Scheidungslinie zwischen den Fluminensern*) und den Portugiesen. Wir, dies ist gewiß, befanden uns in dem Bereiche der Letzteren, aber unserm Erachten nach glaubten wir nicht, daß dieser Umstand ihnen das Recht giebt, von uns die sclavische Nachahmung aller ihrer Handlungen und Thorheiten zu fordern. Hauptsächlich aber gab es einen zweiten Beweggrund, der uns bestimmte, jenes Fest nicht mit zu begehen. Dieses war nämlich der Wunsch, auch in unserer Handlungsweise mit der übernommenen Verpflichtung, beständig die Wahrheit freimüthig zu reden und zu schreiben, namentlich wenn es die öffentlichen Interessen und Verhandlungen betrifft, in Einklang zu bleiben. Wir wollten nämlich nicht dazu beitragen, daß der Monarch betrogen und getäuscht würde. Diese Illumination und Freudenfeste werden ihm durch die Schmeichler, durch die Schmarotzer und Speichellecker des Pallastes als ein sicherer Beweis geschildert werden, wie glücklich das Volk

*) So nennt sich die brasilische Bevölkerung von Rio de Janeiro.

sei, und daß nichts der Zufriedenheit und Begeisterung mit seiner Staatsverwaltung gleiche: nur zu einem solchen Zweck wurde jener Plan entworfen. Wir nahmen nicht Theil an einer so offenbaren Verrätherei, welche man an Brasilien und dem Kaiser beging und nur verachtungswürdige Menschen, welche vielleicht dadurch ihr Fortkommen und ihre Subsistenz zu sichern glauben, wenn sie sich auf diese unwürdige Weise compromittiren, können dazu ein leidiges Werkzeug sein. Das brasilische Volk ist in Trauer versenkt; es hat kein Vertrauen mehr zu den Behörden; der Mißcredit der Regierung wächst von Stunde zu Stunde, der größte Theil des Volks reißt sich von den Obern los und wir geben den Aufzug eines verstellten Jubiläums?!!? Sollten wir gemeinschaftliche Sache mit einer Partei machen, die entweder blind oder berückt, unserm Intresse nicht angehören will, wie sie täglich erklärt, und die sich gänzlich vom Kreise der Population absondert. Wir beklagen sie, aber wir können ihrem Beispiele nicht folgen. Unser Herz gehört Brasilien und unsere Handlungen, auch die geringfügigsten, sollen ihm angehören. Wie auch die Zukunft sein mag, welche unserm Vaterlande und seinen Söhnen bevorsteht, nie werden wir es bereuen, den Eingebungen unseres Gewissens gemäß gehandelt zu haben. Wir Alle sind am Rande eines Abgrundes und obgleich hier Einige rasender Weise jubeln und singen — sollen wir mit ihnen jubeln und singen? — Die Erwartung der nächsten wichtigen Ereignisse, welche so viele Symptome verkündigen, verhindert uns für jetzt mit unsern Betrachtungen fortzufahren, die auf eine nahe und große Katastrophe hindeuten müssen.“

Diejenigen, welche Dom Pedro beschuldigen, nach unumschränkter Alleinherrschaft und nach einer Vereinigung Portugals mit Brasilien gestrebt zu haben, sind ihm gewiß zu nahe getreten, obgleich sein Hinneigen zum Aristokratismus nicht zu verkennen ist. Ledig-

lich ist die Ursache seines Falls doch wohl nur in dem Haß zu suchen, welchen die Brasilier gegen die Portugiesen nährten, und den die Letztern dadurch ins Leben gerufen hatten, daß sie, als der reichere Theil, mit Verachtung und beleidigendem Stolze auf die Brasilier hinab blickten, gleichsam als bestehe noch das Verhältniß früherer Zeiten, in denen sich die Lusitanier als Herren des Landes und die Brasilianer als ihre Knechte betrachteten. Die Zeiten hatten sich indessen sehr geändert. Seit den Illuminationsauftritten, bei welchen die Brasilier so schändlich beleidigt waren, stieg die Erbitterung immer mehr und die Oppositionsblätter steigerten die Gährung bis zu dem Grade, daß ein naher Ausbruch jeden Augenblick erwartet wurde. Die Portugiesen schwebten in der augenscheinlichsten Gefahr: es verging keine Nacht, in welcher nicht Mehrere ermordet wurden. Nach Sonnenuntergang schien Rio wie ausgestorben und in den verödeten Straßen zogen verkappte Banditen umher. Wer am frühen Morgen über die Straße ging, stieß häufig auf menschliche Leichname, meistens Portugiesen, oft wurde aber auch aus Versehen ein Fremder erdolcht — doch auf einen Mord mehr oder weniger kommt es dem echten Brasilier nicht an.

Die Zügellosigkeit der Presse überstieg um diese Zeit alle Grenzen. Der „Republico," ein in Rio erscheinendes Blatt, fängt eine seiner Nummern mit den Worten an:

„Zu den Waffen, Brasilianer! zu den Waffen, wer ein brasilisches Herz hat, und Rache, blutige, furchtbare Rache genommen an den Verräthern, welche unsere Brüder und Söhne in einem treulosen Ueberfalle mißhandelten, verwundeten, tödteten. Nieder mit einer Regierung von Verräthern und nieder mit einem Throne, den ein Tyrann zum Sitz des Schreckens gemacht hat."

So standen die Sachen, als die in Rio anwesenden Deputirten, vierundzwanzig an der Zahl, am 17. März die nachstehende Vorstellung an den Kaiser sandten:

Senhor!

„Die unterzeichneten Volksrepräsentanten, auf das Tiefste von den Ereignissen betrübt, welche in der Hauptstadt bei Gelegenheit derjenigen Festlichkeiten statt fanden, welche man weniger um die glückliche Rückkehr Ew. kaiserlichen und constitutionellen Majestät zu feiern, sondern vielmehr deshalb anstellte, um diejenigen Brasilianer, welche Freunde der Freiheit und des Vaterlands sind, zu beschimpfen und zu mißhandeln, so wie sie denn auch in der That durch die Partei der Lusitanier, welche aufs neue ihr Haupt in unserer Mitte erhebt, unter dem Geschrei: „es leben die guten Portugiesen! unter anarchischen und schlüpfrigen Ausrufungen, unter Gewaltthätigkeiten jeder Art, und wodurch einige Patrioten, deren Blut in einem treulosen, vorher abgekarteten Ueberfall vergossen worden ist, das Opfer geworden sind — mit allen ersinnlichen Schmähungen überhäuft worden sind, und dieses durch Leute, die im Wahnsinn ihrer Verbrechen augenscheinlich von der Regierung und den subalternen Behörden, wie sie auch in ihrem Uebermuth selbst rühmen, protegirt werden, indem sie mit unglaublicher Kühnheit den Ehrfurcht gebietenden Namen Eurer kaiserlichen und constitutionellen Majestät compromittiren: so halten es die Unterzeichneten für ihre Pflicht, als Volksrepräsentanten, in denen die Wünsche ihrer Mitbürger wiederhallen, als gute Brasilier, welche auf das Innigste bei der Erhaltung der Ehre und Würde des Volks, so wie der Unwandelbarkeit des constitutionellen Thrones betheiligt sind, ihre Stimmen am erhabenen Throne Eurer kaiserlichen und constitutionellen Majestät zu erheben, indem sie in dieser kurzen Vor-

stellung, deren Unvollkommenheit die hohe Weisheit Eurer kaiserlichen Majestät ergänzen wird, die traurige Lage, in der sich die Angelegenheiten des Vaterlandes befinden, schildern und dringend um die nöthigen Vorkehrungen, sowohl wegen Herstellung der öffentlichen Sicherheit und Ruhe, als auch wegen Genugthuung der Beleidigung des geringgeschätzten, verachteten Brasiliens, und zwar angespornt von dem Nationalruhm, um solche Maßregeln zu bitten, die den Kreis der treuen Ausübung der Gesetze nicht überschreiten dürfen, indem man in Gemäßheit ihrer die Anstifter und Mitverschwörer der begangenen Attentate bestraft und die Behörden, die, entweder aus offenbarer Nachsicht oder aus hartherziger Apathie, den Meuchelmördern und den Störern des allgemeinen Friedens freien Spielraum ließen, zur Rechenschaft zieht.

Sire! Die Aufrührer, unter dem äußern Schein des erhabenen und Ehrfurcht gebietenden Namens Eurer kaiserlichen und constitutionellen Majestät, fahren in der Ausführung ihrer finstern Pläne fort, die Beleidigungen vergrößern sich, die Nationalität leidet und kein Volk, ohne zu widerstehen, wird es dulden, daß es der Ausländer in ein schimpfliches Joch zwängt. Von Ausländern, die sich eine Ehre daraus machen, die Vasallen Dom Miguels oder Unterthanen von Donna Maria da Gloria zu sein, waren größtentheils aus jenen Haufen zusammen gesetzt, die wir in den Nächten des 13. und 14. d. den brasilischen Namen mit Unanständigkeiten verspotten hörten, die Viele von unsern Mitbürgern schlugen und verwundeten, und zwar unter dem Vorwande, der Conföderation Vivats gebracht zu haben, eine politische Streitfrage, deren Entscheidung vor die Berathung der legislativen Kammer gehört, aber niemals von der unsinnigen, blutdürstigen Wuth einer fanatischen, pöbelhaften Menge, deren ganzer Witz in verrätherischen Treulosigkeiten besteht, abhängt. Die Brasilier, so grausam beleidigt, und

denen man überdies noch mit partheiischem und ungerechtem Gefängniß droht, nähren in ihrer Brust einen besser begründeten und tiefgewurzelten Unwillen, und es ist nicht zu berechnen, bis wie weit die Resultate dieser Ereignisse sich erstrecken können, wenn die Regierung nicht künftig ähnliche Unordnungen zügeln und Maßregeln ergreifen wird, welche der beleidigten Nation Genugthuung verschaffen. Die unterzeichneten Volksrepräsentanten, der Weisheit und dem Patriotismus Eurer kaiserlichen und constitutionellen Majestät vertrauend, erwarten es also zum Verdruß der Verräther, welche den Thron Eurer kaiserlichen und constitutionellen Majestät umlagern, und welche nicht Macht genug haben, diese Klagen zu ersticken, die, wenn auch zerrißnen Herzen, doch Freunden des Vaterlandes und der Gerechtigkeit entströmen. Die Umstände machen die schnellsten Maßregeln nöthig und der geringste Verzug kann höchst unheilbringend werden. Das der Regierung so nöthige Vertrauen hat sich beinah gänzlich verloren, und wenn vielleicht zufällig jene Attentate, welche die Unterzeichneten geschildert haben, ungezüchtigt bleiben sollten, so wird dies dem brasilischen Volk eine genügende Erklärung sein und es nöthig machen, durch Eigenhülfe seine Ehre und seinen Ruhm, die so unwürdiger Weise beschimpft wurden, selbst zu rächen.

Diese Sprache, Sire! ist frei, doch legal! Sei Eure kaiserliche und constitutionelle Majestät versichert, daß am Abgrund schwebende Reiche nicht durch Schmeichler gerettet werden, sondern durch Männer, welche Seelenstärke genug besitzen, um Fürsten, selbst wenn sie nicht gefiele, die Wahrheit zu sagen. Die öffentliche Ruhe, der Thron selbst, Alles ist bedroht, wenn die Vorstellung, welche die Unterzeichneten ehrfurchtsvoll an Eure kaiserliche und constitutionelle Ma-

jestät richten, nicht berücksichtigt und ihre Wünsche nicht vollkommen befriedigt werden sollten.

(Unterzeichnet durch vierundzwanzig Deputirte.)

Diese Vorstellung hatte einen Ministerwechsel zur Folge. An die Stelle der bisherigen Minister

1. des Innern Jozé Antonio da Silva Maya.
2. der Justiz Visconde de Alcantara.
3. des Seewesens Marquez da Paranagua.
4. des Kriegs Conde do Rio pardo

wurden

für das Innere der Marquez de Goayanna
= den Krieg der Feldmarschall Jozé Monoel de Moraes
= das Seewesen = = = Jozé Manoel da Almeida
= die Justiz der Staatsrath Monoel Jozé de Souza França.

ernannt.

Indessen waren alle Triebfedern in Bewegung gesetzt, um den Geist der Unruhe, der immer mehr Wurzel schlug, zu nähren. Zusammenrottirungen und andere Excesse hatten statt, alle Handelsgeschäfte stockten, und mit banger Erwartung sah man dem fünfundzwanzigsten März, Brasiliens Constitutionstag, den man als den Ausbruch der Feindseligkeiten bezeichnete, entgegen. Die Meuchelmorde wurden häufiger und Alles deutete auf eine Catastrophe. Kein Portugiese ließ sich mehr in den Straßen sehen.

Inzwischen war der gefürchtete Konstitutionstag erschienen. Mit einer beispiellosen Begeisterung wurde derselbe gefeiert; alle Brasilianer hatten die Volkscocarde angesteckt, und selbst die Damen sich mit den Nationalfarben, mit gelb- und grüngestreiften Bändern geschmückt. Auch der Kaiser wohnte dem höchst glänzenden Te deum bei, welches in der großen Kirche

Saõ Francisco de Paulo mit nie gesehener Pracht gehalten wurde. Der Enthusiasmus für die Constitution war auf das Höchste gestiegen, der für Dom Pedro tief, tief gesunken. Doch lief auch dieser Tag ohne Blutvergießen ab.

Die Gährung der Gemüther war indessen keineswegs gedämpft, sondern die Krisis rückte immer näher. Durch ein kaiserliches Decret wurde am 3. April die gesetzgebende Kammer zusammen berufen, um über die gefährliche Lage des Landes und über die zu ergreifenden Mittel zur Verhütung noch größern Unglücks zu berathen.

Dom Pedro scheint während dieser Vorgänge von allem Muth, aller Einsicht und Besonnenheit verlassen zu sein. Statt durch kräftige und energische Maßregeln die allgemeine Gährung zu ersticken und das Gleichgewicht wieder herzustellen, verfällt er von einem Mißgriff in den andern. Zu einem derselben gehörte auch die Ernennung eines neuen Ministerii am 5. April, welches aus lauter Aristokraten bestand, die beim Volk verhaßt waren. Die nachstehenden Mitglieder bildeten dasselbe.

für das Innere der Marquis von Jhambupe
= den Krieg der Graf von Lage
= die auswärtigen Angelegenheiten Marquis von Aracaty
= die Justiz Visconde von Alcantaria
= die Finanzen Marquis von Baebendy
= das Seewesen = = Paranagua.

An demselben Tage hielt Dom Pedro, in eigner Person kommandirend, Parade über die Garnison auf dem Campo d' Acclamaçaiõ. Es sollte die letzte sein, die er in Brasilien hielt. Zwar folgte ihm ein Haufen zerlumpten Gesindels, welches wahrscheinlich dazu gedungen war, und brachte ihm Vivats, aber man erblickte keinen rechtlichen Bürger darunter. Dom

Pedro selbst gerieth beim Anblick dieser Bande in Unwillen und trieb sie mit der Reitpeitsche und den Worten „Filhos das putas vais para o inferno!“ (H....kinder geht zur Hölle!) auseinander.

Inzwischen wurde am 6. April das Decret über die Ernennung des neuen Ministeriums bekannt und ein allgemeiner Unwillen bemächtigte sich des ganzen Volks und vergrößerte die schon so hoch gesteigerte Unzufriedenheit noch mehr. Viele Bürger bewaffneten sich und strömten nach dem Campo d' Aeclamaçaõ. Auch die Truppen wurden mit in den Bund gezogen und confraternisirten mit den Bürgern, deren Zahl sich von Augenblick zu Augenblick vermehrte. Sämmtliche Friedensrichter von Rio wurden an Dom Pedro geschickt, um ihn zu bitten, das ernannte allgemein verhaßte Ministerium durch ein populaires zu ersetzen. Hierzu wollte Dom Pedro sich nicht verstehen. Die Friedensrichter stellten ihm vor, daß Volk und Truppen verbunden und selbst mit Gewalt ihren Willen durchzusetzen fest entschlossen seien. Jetzt erkennt Dom Pedro seine gefährliche Lage in ihrer ganzen Größe und sieht sich von Allen verlassen. Seinen Stolz und seinen Trotz, sollte es auch eine Krone kosten, will er nicht beugen, daher erscheint am 7. April folgendes kaiserliche Decret:

„Indem ich von dem Rechte, welches mir die Constitution gestattet, Gebrauch mache, lege ich freiwillig die Krone zu Gunsten meines theuern und vielgeliebten Sohnes, Herrn Dom Pedro de Alcantara nieder.“

„Imperial Quinta da boa vista am siebenten April im Jahre unseres Herrn Ein tausend acht hundert und ein und dreißig und im zehnten der Unabhängigkeit des Kaiserreichs.“

(unterz.) Dom Pedro de Alcantara e Bourbon.

An demselben Tage begab sich der Exkaiser mit seiner Gemahlin und seiner ältesten Tochter Donna Maria da

Gloria II. Königin von Portugal, an Bord des im Hafen stationirten englischen Linienschiffs Warspite.

Ein Donnerschlag aus heitrer, entwölkter Höhe kann nicht betäubender und überraschender sein, als der Eindruck, den das Abdankungsdecret Dom Pedro's auf die tapfern Portugiesen machte, die jetzt vor Angst nicht mehr wo aus noch ein wußten. Viele flüchteten sich an Bord der Schiffe, die im Hafen lagen und suchten so schnell als möglich ihre beweglichen und unbeweglichen Güter in Geld zu verwandeln, um ihrem kaiserlichen Gönner nach Europa zu folgen.

Der „Republico" macht die Abdankungsacte mit den Worten bekannt: „Der Meineidige hat abgedankt (o perjuro tem abdicado). Wir wollen ihn in Frieden ziehen lassen und er mag die Früchte seiner an uns begangenen Verräthereien genießen."

Inzwischen nahm die Gestalt der Dinge einen drohenden Charakter an. Eine Todtenstille und ein ahnungschwerer Schrecken lagen in den ersten Stunden nach der Bekanntmachung des Abdankungsdecrets auf Rio de Janeiro, der ängstlichen Schwüle gleich, die beim Heranziehen des unheilverkündenden Gewitters eintritt. Die Straßen waren wie ausgestorben, alle Häuser verschlossen und man erwartete jeden Augenblick den Ausbruch der Gewaltthätigkeiten. Alle Ausländer waren mehr oder weniger in Sorgen, aber hauptsächlich schwebten die heldenmüthigen Portugiesen, wie sie sich selbst vor einigen Tagen noch so laut und öffentlich genannt hatten, in einer wahren Todesangst: wie vom Donner gerührt schienen sie die Sprache verloren zu haben. Die Bürger und das Militair hatten inzwischen auf dem Campo d' Acclamaçao, der jetzt den Namen Campo da honra erhielt, ein förmliches Lager bezogen. Gegen Mittag durchzogen bewaffnete Haufen aus den niedrigsten Ständen, größtentheils zu dem Mulattengeschlechte gehörig, die Straßen und brachten sich selbst Vivats: „Es leben die tapfern

und heldenmüthigen Brasilier, vivaõ os habitantes desta muito leal e heroica cidade de Rio de Janeiro!“ Diese Helden scheueten sich indessen auch nicht, einige Portugiesen gehörige Laden und Vendas zu erbrechen und zu plündern. Diese Art Raub und Erpressungen wurden mit den schönklingenden Namen Patriotismus und Portugiesenhaß geadelt: man gratulirte sich nur, daß sie sich keine gröbern Excesse zu Schulden kommen ließen.

Mittlerweile hatten sich die in Rio anwesenden Deputirten versammelt und waren zur Wahl einer provisorischen Regentschaft geschritten. Diese bestand aus drei Mitgliedern:

1. N. P. Vergueiro.
2. Francisco de Lima e Silva.
3. Marquis von Caravellas.

Diese provisorische Regentschaft ernannte sogleich das neue Ministerium, und zwar:

für das Innere den Marquis de Goayanna.
= die Finanzen Jozé Ignacio Borges.
= die Justiz Manoel Jozé de Souza França.
= den Krieg Jozé Manoel de Moraes
= das Seewesen Manoel de Almeida.
= die auswärtigen Angelegenheiten Francisco Carneiro de Campos.

Sowohl die Wahl der provisorischen Regentschaft, als auch die des neuen Ministeriums, war im Sinne des Volks ausgefallen und wurde mit allgemeinem Jubel aufgenommen. Auch wurden sogleich einige kräftige und zweckmäßige Maßregeln zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe getroffen; nichts desto weniger fuhren jene Haufen fort, durch die Straßen zu ziehen und einige Excesse zu verüben, welche geeignet waren, die Besorgniß der Ausländer zu erregen. Daher versammelte sich das diplomatische Corps am Bord des englischen Linienschiffes Warspite und richtete am 7. April

zwei Noten an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten. In der einen lenkte es die besondere Aufmerksamkeit der kaiserlichen Regierung auf die Lage seiner respectiven Landsleute, zu deren Gunsten es den ausgedehntesten Genuß der Völkerrechte, wie die bestehenden Tractate besagen und es unter civilisirten Nationen gebräuchlich sei, reclamirte. In der andern aber wünschte das diplomatische Corps zu wissen, ob die Commandanten der fremden im Hafen stationirten Kriegsschiffe die Capitains der Kauffahrteifahrer autorisiren könnten, alle diejenigen Personen aufzunehmen, welche ein Asyl am Bord des Schiffes suchen möchten?

Unter bangen Erwartungen waren der siebente und achte April, doch ohne Blutvergießen, das ausgenommen, was meuchelmörderischer Weise, oder durch Unvorsichtigkeit floß, wozu das unaufhörliche Schießen in den Straßen Anlaß gab, verstrichen. Die angesehensten und reichsten Bürger hatten sich inzwischen vereinigt, die öffentliche Ruhe wieder herzustellen, welches auch ihren Bemühungen gelang.

Mit beispiellosem Enthusiasmus wurde am 9. April Dom Pedro II. zum Kaiser ausgerufen. Es gewährte in der That ein rührendes Schauspiel, dem kleinen sechsjährigen Monarchen von einem eben noch erzürnten Volke mit allen Zeichen der wärmsten Anhänglichkeit und Liebe gehuldigt zu sehen. Der Staatswagen, dem man die Pferde entspannt hatte, wurde von den angesehensten Bürgern im Triumph durch die unaufhörlich jubelnde Volksmasse gezogen. Der kleine Kaiser, dessen blondes Haar und übriges Aeußere den germanischen Ursprung mütterlicher Seite verrathen, saß auf dem erhöheten Wagenthron, nicht wie ein Welten zerstörender, Blitze versendender, zürnender Zeus, sondern wie der freundliche Liebesgott, doch nicht weniger mächtig als Jener, denn die Zauber, mit denen er sich alle Herzen unterwarf, waren ja die unwiderstehlichsten: die der Unschuld und der allmächtigen Liebe!

Zum Vormund seines minderjährigen Sohnes hatte Dom Pedro I. den Doctor Jozé Bonefacio da Andrade e Silva, Deputirten von Bahia, ernannt, einen Mann, der in der Geschichte Brasiliens eine bedeutende Rolle spielt.

Die neue Regierung trat mit Kraft und Energie auf: es wurden alle nur möglichen Maßregeln ergriffen, um die ungemeine Aufregung der Gemüther wieder in das gewöhnliche Gleis zu führen und auf diese Weise die öffentliche Ruhe immer mehr und mehr zu befestigen. Die angesehensten Bürger, Deputirten und Staabsofficiere von höherm Range hingen Patrontaschen und Bandeliere um, nahmen die Musquete auf den Nacken und versahen die Dienste gemeiner Soldaten, indem sie auf Patrouille und Wache zogen. Diese Gruppen waren oft eben so heterogen und malerisch in Ansehung der Kleidung, als der Farbe, und hätten, von einem geschickten Pinsel copirt, als würdige Seitenstücke der niederländischen Schule dienen können. Auch wurde die Nationalgarde gebildet, die nicht wenig zur Erhaltung der Ruhe beitrug, und Anarchie und Meuchelmord in ihre finstern Schlupfwinkel verscheuchte.

An demselben Tage erließ die provisorische Regentschaft im Namen des Kaisers Dom Pedro II. ein Amnestiedecret, wodurch alle diejenigen, die politischer Beziehungen wegen verurtheilt und verhaftet waren, so wie alle wegen Desertion eingezogene Militairpersonen in Freiheit gesetzt wurden.

Dom Pedro nahm am 11. in einem Schreiben Abschied, welches wörtlich also lautet:

„Da es mir nicht möglich ist, mich einzeln an jeden meiner Freunde zu wenden, um Abschied zu nehmen, auch ihnen für alle mir erwiesene Gefälligkeiten besonders zu danken und wegen vielleicht zugefügter Beleidigungen, die ich ihnen in irgend einer Angelegenheit, jedoch ohne die Absicht ihnen wehe zu thun, zu-

fügte, um Verzeihung zu bitten, so verfertige ich das gegenwärtige Schreiben, damit man solches durch den Druck veröffentliche, um auf diese Weise den mir vorgenommenen Zweck zu erreichen. Mit den besten Wünschen für das Vaterland, für meine Kinder und für meine wahren Freunde ziehe ich mich nach Europa zurück. Ich verlasse so theure Gegenstände, die auch dem gefühlloseſten Herzen heilig sind: aber ich reiße mich von ihnen los, um meine Ehre als meinen höchsten Ruhm, aufrecht zu erhalten. Lebe wohl, Vaterland, lebet wohl Freunde, lebet wohl für immer!"

„Am Bord des englischen Linienschiffes Warspite am 12. April 1831.„

„Dom Pedro de Alcantara e Bourbon."

Eine solche Sprache voll abgenutzter Redensarten und Phrasen hätte man wohl einem Nachtwächter, aber keinem Mann zutrauen dürfen, den man vielseitig panegyrisirt hat. —

Am Morgen des 14. schiffte der Exkaiser und immerwährende Vertheidiger von Brasilien sich auf der englischen Corvette Vollage nach England ein; seine Tochter Donna Maria da Gloria II. ging an demselben Tage auf der französischen Corvette la Seine nach Frankreich. Eine brasilische Fregatte erhielt zwar den Befehl, Dom Pedro bis aus den brasilischen Gewässern zu begleiten und darüber zu wachen, daß der Exkaiser auf keinem andern Punkt von Brasilien lande, allein sie kehrte schon am andern Tage zurück: die englische Corvette segelte besser und war bald ihrer Wachsamkeit entrückt.

In Bahia, Pernambuco, Ceara und Para, wohin bald die Nachricht der vorgefallnen Ereignisse sich verbreitete, fielen indessen blutigere Scenen vor, in denen viele Portugiesen ihr Leben verloren, und wenn gleich von der Regierung durch das Einschreiten der Natio-

nalgarde die Ruhe in den Städten wieder hergestellt wurde, so herrschte im Innern jener Provinzen doch keineswegs Frieden.

Der Abgang Dom Pedro's zog den der meisten und reichsten Portugiesen nach sich, wodurch ungeheure Capitalien aus dem Lande gezogen wurden. Dieses hatte einen bisher nie gekannten Geldmangel zur Folge: der Handel, vor kurzer Zeit noch so blühend, lag gänzlich darnieder, das so nöthige Vertrauen im Handelsstande hatte sich gänzlich verloren und keine bedeutenden Geschäfte wurden mehr gemacht. Viele Häuser fallirten, oder stellten ihre Geschäfte ganz ein, und zogen sich nach Europa zurück. Der Geldmangel hatte die Waaren, mit denen alle Magazine überfüllt lagen, zu einem wahren Spottpreise herabgedrückt und die Staatspapiere sanken auf eine unglaubliche Weise.

Auch hier zeigte es bald nachtheilige Wirkungen, daß das Militair eine Hauptrolle bei dieser Wiedergeburt (regeneraçaõ), wie die Brasilier ihre Revolution nennen, gespielt hatte. Die Bande der Subordination wurden immer lockerer und lösten sich allmälig auf: daher währte der anarchische Zustand der Dinge fort. So hatte unter Anderm einige Zeit nach dieser Revolution das Militair sich der Festung Ilha das Cobras bemächtigt und suchte mit Gewalt eine Veränderung in der Regierung zu ertrotzen, indem es Miene machte, die Stadt zu bombardiren. Die Kugeln schlugen indessen nur bis zum Hospitalberg, wodurch jedoch mehrere Häuser beschädigt und einige Menschen verwundet und getödtet wurden. Die Nationalgarde stürmte dieses starke Fort, dessen Uebergabe die Feigheit und Unentschlossenheit der Rebellen beschleunigte. Die Rädelsführer wurden nach der Verbrecher-Insel Joaõ Fernandez de Noronha geschickt.

Auch das Theater wurde der Schauplatz eines ernsthaftern Spiels, als das seiner ursprünglichen Bestimmung: der geharnischte Mars erscheint mit dem

donnernden Wagen und die zitternde Thalia entflieht vor seinem eisernen Gespann. Es kam nämlich eines Abends bei vollem Hause im Parterre und in den Logen zu Pistolenschüssen und Dolchstichen, bei welcher Gelegenheit mehrere der angesehensten Portugiesen und Brasilier das Leben verloren. Die Entschlossenheit des Friedensrichters Dr. Saturnio Oliveira verhütete ein noch größeres Blutbad. Dieser Mann erschien nämlich mit zwanzig Mann der Nationalgarde auf der Bühne, ließ vor den Augen des Publicums scharf laden und forderte die Zuschauer auf, das Haus zu verlassen. Als seiner zweimaligen Aufforderung kein Genüge geleistet wurde, wiederholte er dieselbe nochmals unter der Androhung Feuer geben zu lassen. Als auch diese dritte Aufforderung erfolglos blieb, ließ er seine Drohung ins Leben treten. Durch dieses Verfahren wurden nun zwar mehrere Menschen getödtet, aber es hatte doch die unmittelbare Räumung des Hauses zur Folge, wodurch größerm Unglück vorgebeugt wurde. Auch meine Neugierde, den Ausgang dieses Unfugs zu sehen, hätte ernstliche Folgen für mich haben können, indem ein Bekannter von mir, mit dem ich an diesem Tage das Theater besuchte, bei jenem Feuergeben mit einem Musquetenschuß durch die Backe verwundet wurde. Das Schauspiel wurde auf mehrere Monate geschlossen.

Daß unter solchen Umständen die Finanzen sich nicht verbesserten, bedarf keiner Erwähnung. Alle Bauten wurden eingestellt, der Handel, ohne Geld und ohne Vertrauen, lag in der Agonie des Todes, die Handwerker sahen sich ohne Verdienst und die Unzufriedenheit stieg höher als jemals, so daß die Sehnsucht nach dem Exkaiser lebhaft erwachte. Die Aristokraten traten ebenfalls dieser Partei, welche man Restauradores nannte bei, die Republicaner bildeten die zweite und die Anhänger der jetzigen Regierung die dritte Partei. Unter allen diesen Parteien, von wel-

chen indeß die der Regierung die stärkste geblieben ist, herrscht in den verschiedenen Tagesblättern, welche das Organ der einen oder andern sind, ein wüthender Federkrieg. Die Restauradores, deren Haupt der Vormund des Kaisers, der Doctor José Bonefacio de Andrada e Silva ist, haben es mehrere Male mit gewappneter Hand versucht, die Regentschaft und die neue Regierung zu stürzen. Ein solcher Versuch ward auch Anfangs Mai 1832 gemacht, an welchem Tage ein Haufen von zwei bis dreihundert Mann, meistens aus zerlumptem Gesindel bestehend, sich auf Saõ Christovaõ versammelte. Der Anführer dieser Rachescharr, die zwei Kanonen bei sich führte, war ein Deutscher, der sich Baron von Bülow nennen ließ und sich für einen Neffen des berühmten preußischen Generals ausgab. Aber in den Adern dieses Parteigängers mußte doch wohl kein Blut jenes Helden fließen, denn als sein Haufen bald nachher von der Nationalgarde auseinander gesprengt wurde, war er der Erste, welcher schimpflicher Weise die Flucht ergriff und so das Signal zum allgemeinen Ausreißen gab. Er selbst in einer reichen General-Uniform wurde gefangen und in das Zuchthaus gesetzt. Nachdem er hier unter einer schrecklichen Mordbande 1½ Jahre gesessen hatte, wurde er Ende 1833 zu zehnjähriger Galeerenstrafe verurtheilt. Ein gewisser Lackemann, früher Officier in brasilischen Diensten, ebenfalls ein Norddeutscher, der die Avantgarde jenes größten Theils aus Mulatten bestehenden Haufens commandirte, hatte zwar etwas mehr persönlichen Muth bewiesen, aber seine große Geistesarmuth machte ihn zu seiner übernommenen Rolle ganz unfähig. Dem Schicksal seines Oberfeldherrn entging er nur durch schnelle Flucht. Bei diesem Aufstand kamen ungefähr zwanzig Mann ums Leben.

Eine andere Geißelung für die Bevölkerung ist die Verfälschung des Kupfergeldes. Fast in jeder Straße von Rio waren Falschmünzereien, welche die

Stadt und die Umgegend mit einer Fluth falschen Geldes überschwemmten. Speculative Nordamerikaner schmuggelten zu gleicher Zeit ganze Schiffsladungen voll Kupfergeld nach Brasilien und zogen dafür die edlen Metalle aus dem Lande. So wird dieses schöne Land, an der Spitze eine unfähige Regierung, eine Beute gewinnsüchtiger Ausländer. Kein Mensch wollte zuletzt mehr Kupfergeld nehmen und das Papiergeld, welches früher so schlecht stand, begann zu steigen. Die ärmeren Klassen waren am übelsten daran: mit Kupfergeld, das einzige, welches sie besaßen, in Händen, mußten sie hungern, weil Niemand dafür verkaufen wollte. Mehrere Besorgniß erregende Auftritte fanden dieserhalb Statt, doch wurde auch dieser Sturm beschworen, obgleich Diebstahl und Häusereinbruch, mit unglaublicher Kühnheit ausgeführt, an der Tagesordnung blieben.

Im Monat December 1833 machte die Sociedade Militar, welche aus Officieren zusammengesetzt war, den Versuch zur Restauration, indem sie bei einer Illumination das transparente Bildniß Dom Pedro I. aushing, der indeß damit endigte, daß die Sociedade defensora da liberdade e independencia das Gebäude, worin jene Gesellschaft ihre Sitzungen hielt, stürmte und sämmtliche darin befindliche Sachen und Acten spolirte und zum Fenster hinaus auf die Straße warf, wo denn Alles vollends vernichtet wurde. Auch zerschlug man die Presse des Butterdiariums (diario da manteiga), welches als Organ jener Gesellschaft anzusehen war.

Der letzte Aufstand, welchen die Restauradores im Monat Februar 1834 machten, hatte die Absetzung des Vormundes des Kaisers Jozé Bonefacio de Andrade e Silva zur Folge. Dieser achtzigjährige, aber noch rüstige Greis ist als die Seele der Restauration anzusehen: von ihm sind alle die Pläne und Versuche dazu ausgegangen und er war es, der seinen

Bruder Carlos de Andrade zu Dom Pedro I. nach Portugal sandte, um denselben zur Rückkehr nach Brasilien zu bewegen.

Wenn bei allen diesen Unruhen öffentlich nur so wenig Menschenblut vergossen ist, so muß man davon keineswegs auf einen sanftmüthigen Charakter des Brasiliers schließen, sondern es vielmehr seiner großen Feigheit zuschreiben. Der Brasilier ist ein abgesagter Feind des Kampfes Stirn gegen Stirn, und er liebt es, seinem Feind unter dem Schutze der Nacht den Dolch ins Herz zu bohren. Von der großen Aengstlichkeit der Bewohner von Rio hat man keine Vorstellung: Einige Spaßvögel hätten nur nöthig, wie denn dieses auch wirklich häufig der Fall gewesen ist, durch die Straßen zu laufen und zu schreien: ha barulha, fechai as portas (es ist Spectakel, schließt die Thüren) und die ausgedehnte Stadt, hauptsächlich am Abend, wird bald wie ausgestorben sein.

Wohin indeß alle diese Unruhen noch führen werden, darüber liegt für jetzt ein Schleier ausgebreitet, den erst die Zukunft lüften wird. In der letzten Zeit hat jedoch die Regierung sich immer mehr und mehr befestigt, und in der That verdient sie, ihrer freisinnigen Maaßregeln wegen, alles mögliche Vertrauen. Auch der Handel hat sich seit Kurzem wieder erholt, und so läßt sich erwarten, daß eine schönere Zukunft für dieses herrliche und reiche Tropenland anbrechen werde, das Leidenschaften und eine schwache Staatsverwaltung bisher zum Heerde der Anarchie und des Meuchelmords machten. Ein anderes Unglück für das Land ist der beständige Ministerwechsel, wodurch der ruhige einförmige Gang der Staatsmaschine störend unterbrochen wird. Indessen verfinstert noch immer eine drohende Wolke die lachende Aussicht zur allgemeinen Ruhe, denn in den Provinzen Bahia, Pernambuco, Ceará und Para sieht es traurig aus und offener Bürgerkrieg ist darin ausgebrochen. Man

bezeichnet dort die Gegner der jetzigen Regierung mit dem Namen Cabanos, die sich im Innern alle möglichen Excesse erlauben, und verödete Fluren und eingeäscherte Landhäuser verrathen die Wildheit dieser Unmenschen, die mit beispielloser Grausamkeit die Gutsbesitzer und ihre Familien mißhandeln und ermorden. Mord und Plünderung sind die Losung dieser Banden, und die meisten Gutsbesitzer sind, Alles im Stiche lassend, nur um ihr und ihrer Familie Leben zu retten, aus dem Innern nach den Küstenstädten geflohen. Diese Haufen, die wie die Köpfe der Hydra sind, indem sie nach jedem Verlust stärker und furchtbarer wieder im Felde erscheinen, bestehen meist aus farbigen Freien, und sollten früher oder später, woran kaum zu zweifeln ist, da alle Symptome darauf hinweisen, die schwarzen Sclaven der Einladung Jener, sich mit ihnen zu vereinigen, folgen, so möchten wir das Schauspiel und die Schrecken einer St. Domingo-Katastrophe, und zwar in größerm Maße, in Brasilien sich wiederholen sehen.

## Rio de Janeiro.

Meine Feder soll es versuchen von dieser großen Hauptstadt des ungeheuern Tropenlandes in allgemeinen Umrissen ein nothdürftiges Bild zu entwerfen, das indeß nur immer als ein schwacher Schatten von der Wirklichkeit zu betrachten ist.

Rio de Janeiro unter dem 22° 54′ 15″ S. B. und dem 333° 55′ 30″ der Länge von der östlichen Spitze der Insel Ferro, liegt an einer großen und schönen Bai, welche rings von waldbekränzten Anhöhen eingefaßt ist, und auf diese Weise einen natürlichen Hafen bildet, mit dem in Ansehung der Größe, Sicherheit und Schönheit vielleicht kein andrer in der Welt den Vergleich aushalten dürfte. Rio zählt eine Bevölkerung von 260,000 Einwohnern; unter ihnen trifft man von den meisten Nationen und findet in Ansehung der Farben alle Schattirungen der Erdbewohner, vom weißen Nordländer bis zum kohlschwarzen Sohne Afrika's. Die Stadt ist meist regelmäßig gebaut und viele Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln. Manche sind schnurgerade wie zum Beispiel die Straße S. Pedro, die, vom Hafen bis nach S. Christovaõ laufend, über eine Stunde lang ist; auch haben die meisten Gassen zu beiden Seiten Trottoirs für Fußgänger; da indeß im Erdgeschoß überall keine Fenster vorhanden, sondern diese durch hölzerne Jalousien ersetzt sind, so fehlt der Stadt überhaupt ein freundliches Ansehen. Mit Thoren ist Rio

nicht versehen und deßhalb erstreckt sie ihre Riesenglieder bis tief in das Innere und erscheint endlos. Sie hat viele große, öffentliche Plätze, die mit Springbrunnen und Cisternen verziert sind. Unter diesen zeichnen sich der Palaisplatz, der Constitutionsplatz und der Campo da honra aus. Der letzte ungemein große Platz hat das Schicksal bei jedem wichtigen politischen Ereigniß seinen Namen zu ändern: so hieß er unter der Herrschaft Portugals Campo da Sancta Anna, nach der Vertreibung der Portugiesen, Campo d' Acclamaçaõ und endlich seit Abdankung Dom Pedro I. Campo da honra. Mit einigem Kostenaufwande ließen sich diese Plätze ungemein verschönern und zu wahren Zierden der Stadt machen. Aber jetzt schüttet man den Unrath aller Art auf dieselben und so werden sie, statt ein Schmuck, zu einem Kloak der Stadt. Es ist zwar seit der Abdankung des ersten Kaisers etwas zur Verschönerung der Stadt gethan, wohin namentlich eine schärfere Aufsicht über die Straßenreinigung und die öffentliche Erleuchtung zu rechnen ist, allein es fehlt noch unendlich viel. Wenn die Hand der Kunst und des Fleißes dieser mit Schönheiten wuchernden Natur nur etwas nachhälfe, wie leicht wäre es, aus dieser in chaotischer Unordnung schlummernden Umgegend Rio's eine romantische Welt voll Leben und Regsamkeit ins Dasein zu rufen. Der öffentliche Garten (passeio publico) verdient in der Kühle des Morgens oder Nachmittags, wenn die erfrischenden Seewinde eintreten, so wie der botanische Garten in Botofogo, worin man die meisten bekannten Pflanzen trifft, besucht zu werden. Die Wasserleitung, die Rio mit schönem Quellwasser, welches sie von der Höhe eines Berges führt, versorgt, ist ein großartiges Werk der Baukunst. Nach einer angestellten Berechnung und bei voller Füllung des Wasserstrahls beträgt die Wassermasse, welche sie nach Rio führt, binnen 12 Stunden 180,673 Cubikfuß. Der Besuch dieses Ber-

ges ist um so mehr zu empfehlen, da die geringe Mühe des Ersteigens durch die mannigfachsten und malerischsten Aussichten belohnt wird. Außer den vielen Kirchen und Klöstern, deren Inneres oft prachtvoll ist, und unter denen sich die Kaiser-, Carmeliter- und Francisco de Paulo-Kirche, so wie die Klöster S. Antonio und S. Bento auszeichnen, sind keine Gebäude im großartigen Styl vorhanden, doch verdienen fast alle übrigen Kirchen und Klöster, der kaiserliche Palast am Hafen, das Museum, das Theater, das Municipalgebäude und mehrere geschmackvolle Privathäuser genannt zu werden. Die vielen Landhäuser in der Umgebung von Rio haben fast alle eine höchst malerische Lage und man wird sich durch den Besuch derselben wahre Genüsse bereiten. Den anständig gekleideten Fremden gestatten die Besitzer gern den Eintritt.

Auf den Ankömmling, der nach einer langen Seereise diese Hauptstadt betritt, muß freilich der erste Eindruck überraschend und bleibend sein. Ein verwirrtes, buntes Bild gaukelt vor seinem Blick, neue Menschenracen und andere Sitten stellen sich in niegesehenen Gestalten dar. Wohin er sich wendet, wird sein Auge durch neue Erscheinungen gefesselt und eben so bald durch andre fremdartige Gegenstände wieder fortgeführt. Die Kanonensalven der ein- und auslaufenden Schiffe; der weitschallende, sonderbare und unaufhörliche Gesang der große Lasten tragenden Neger, das endlose Gebimmel der Glocken, die nicht in feierlichem Ton geläutet, sondern in schnellem Hopsertact gehämmert werden, was eine herzzerschneidende Musik abgiebt; die Kanonenschläge und Feuerwerke bei hellem Tage, womit die unsinnigen und häufigen Kirchenfeste und Processionen gefeiert werden; die Betteleien, die die Geistlichkeit mit Musik-, Pauken- und Trompetenchören — diese schwarzen barfüßigen Virtuosen liefern die Barbierstuben und sind also

Universalgenies — veranstaltet: dieses Alles vereinigt sich zu einem so schrecklichen Lärm und einem so höllenmäßigen Concerte, daß man in den ersten Stunden wie betäubt an allen Sinnen zu keinem vernünftigen Gedanken kommen kann, und in einen unbehaglichen Zustand versetzt wird, den nur eine lange Gewohnheit erträglich machen kann.

Ein längerer Aufenthalt in Rio de Janeiro, so reizend die Umgebung auch sein mag, ist nichts weniger als angenehm. Die drückende Hitze, die den glühenden Luftkreis schwängert, hauptsächlich in den Theilen der Stadt, die, entfernt vom Hafen, die Kühle der Seewinde entbehren; der Gestank in den meist engen Straßen, auf denen todte Thierkörper in ungestörter Ruhe verwesen und durch welche alle möglichen Auswürfe und Unreinlichkeiten in Behältern, die keineswegs hermetisch verschlossen sind, sondern Geruchs- und Gesichtsorgane gleich unangenehm afficiren und den höchsten Ekel erregen, getragen werden; die widrigen Physiognomien, die in allen Farben dem Europäer überall aufstoßen und die durch ekliche Krankheiten und wilde Leidenschaften noch scheußlicher und verzerrter grinzen; das menschliche Elend, das die Kirchen und die öffentlichen Plätze und Promenaden umlagert und wo menschlichen Skeletten ähnliche Wesen, die durch das Auge und die Scham beleidigende Krankheiten zu Gestalten des Jammers und Larven des Entsetzens werden, die Mildthätigkeit ihrer Mitmenschen in Anspruch nehmen; der Jammer, der unter den gemißhandelten Sclaven, die oft ihre Blöße nicht decken können, herrscht, die Theurung und Schlechtigkeit der Lebensmittel und Wohnungen: dies Alles und noch unzählige andere Umstände zusammengenommen, erregt den Wunsch, diese Mördergrube sobald als möglich wieder verlassen zu dürfen, ein Wunsch, der noch lebhafter wird, wenn man die Fluminenser (so nennen sich

die Einwohner Rio's) erst von ihrer moralischen Seite kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Ewig heiter ist der immerwährende Frühlingshimmel dieses Tropenlandes und Silberschiffen gleich ziehen nur leichte Wolken durch die tiefblauen Fluthen des Aethers; nicht so der Seelenhimmel des Menschen: hier thürmen wilde Leidenschaften dicke Wolkenhaufen auf einander und der blutige Meuchelmord schwingt die Blitze des flammenden Dolches. Die Scham weigert sich auch nur die Feder anzusetzen, das Sittengemälde des Volks zu entwerfen: Laster, die man, Gott sei Dank! im Norden Europens kaum dem Namen nach kennt, Meuchelmorde, mit beispielloser Grausamkeit ausgeführt, Betrügereien, Verfälschung der Documente, Diebereien, Hauseinbrüche und andere Verbrechen sind an der Tagesordnung. Ist Jemandem mit Zeugen gedient, denen es auf einen Meineid mehr oder weniger nicht ankommt, so sind dazu eigne Häuser in Rio, wo sich Kerls versammeln, die um einige Piaster schwören, was der Bezahler nur verlangt. Andere sind Banditen von Profession und gegen eine Kleinigkeit steht ihr Dolch und ihr Arm zu Diensten. Zu diesen Letztern gehören in der Regel die Mulatten, überhaupt eine Menschenrace, die alle Laster ihrer an Farbe ungleichen Eltern und keine einzige Tugend derselben geerbt haben. Von der Schlechtigkeit und Gewissenlosigkeit dieser Bastarde des Teufels (so nennen sie die Weißen und Schwarzen sehr équivoque) hat man keinen Begriff. Der Brasilier macht so wenig Geheimniß aus seinen Ausschweifungen, daß er mit derselben Stirn — deren Frechheit nie einer Schamröthe weicht — erzählt, daß er an der Lustseuche leidet, mit der sich ein Europäer über Kopfschmerz beklagt. Liederliche Pfaffen treiben sich am hellen Tage in den schlechtesten Häusern umher, schäkern und treiben Unanständigkeiten auf öffentlicher Straße mit Weibsbildern von dem verdächtigsten Rufe und leben ohne

Ausnahme im Concubinat. Diese zügellosen Ausschweifungen der brasilischen Geistlichkeit veranlaßten mehrere Deputirte, die Aufhebung des Cölibats in der Kammer in Vorschlag zu bringen, welche indeß dermalen nicht ausführbar war. Und bei allen diesen Unthaten und Verbrechen liegt die Justiz in den eisernen Banden eines Todesschlafs, und selbst wenn der Zufall ihr dann und wann einen Verbrecher in die Hand liefert, so wird derselbe durch Bestechung und sonstige Mittel schon Wege finden, ihrem Schwerte zu entrinnen. Diese Schändlichkeit der zur feilen Dirne entwürdigten Themis geht so weit, daß man das scheußlichste Verbrechen leicht durch Geld zu sühnen und die Strafe der Gesetze abzuwenden vermag. Mehrere tausend Mordthaten sind seit wenigen Jahren allein in der Provinz Rio de Janeiro vorgefallen und kein Einziger der Mörder hat sein Verbrechen auf dem Blutgerüste gebüßt.

Obgleich es sehr schwer hält, die Charakteristik eines Volkes genau zu bestimmen, das ein so ausgedehntes Land, von so verschiedenen Klimaten als Brasilien bewohnt, das unter verschiedenen Beschäftigungen und Lebensweisen auch durch entgegengesetzte Charaktere sich auszeichnen muß, das ferner durch Farbe, Ursprung und Erziehung so scharf unter einander getrennt ist, so lassen sich doch einige Grundzüge des brasilischen Charakters angeben. Unter seinen bösen Eigenschaften verdienen sein Hang zur Sinnlichkeit, seine Verstellung und sein blutiger Rachedurst, das gewöhnliche Kind der Feigheit, die ersten Stellen. Die große Trägheit hat er mit den meisten Bewohnern heißer Länder gemein und der verderblichsten der Leidenschaften, dem Spiel, ist er bis zur Ausschweifung ergeben.

Unter die guten Eigenschaften des Brasiliers sind seine Artigkeit, Dienstfertigkeit und Gastfreundschaft zu zählen. Der Brasilier ist unbefangen in seinem

Betragen, nicht ohne Witz und selbst die untersten Klassen wissen sich gut, ja selbst zierlich auszudrücken. Der Geringere in der Unterredung mit Männern von den höhern und höchsten Würden geräth niemals in jene blöde Verlegenheit, die der niedern Volksklasse im Norden von Europa den Erdengöttern gegenüber eigen ist, sondern er antwortet bescheiden und frei und sein ganzes Betragen trägt nicht die geringste Spur von Befangenheit an sich. Ein solches Benehmen, eben so weit entfernt, in Frechheit, als in kriechende Geschmeidigkeit auszuarten, scheint mir aus einem edlen Selbstgefühl, aus dem stolzen Bewußtsein des freien Mannes und des eignen Menschenwerths seinen Ursprung herzuleiten und verdient als solches um so mehr gelobt zu werden. Von jener groben Pöbelhaftigkeit, womit im gebildeten Europa der höhere Staatsbeamte oft den Subalternen und Untergebenen abflegelt und das Zartgefühl, das so häufig in der Seele der niedrigen Volksklasse stärker als bei den höhern keimt, auf das Tiefste verwundet, wird man in Brasilien selten Beispiele finden. Möchte dieses ein Wink sein, der um so mehr Beherzigung verdient, da man so häufig in Europa in untergeordneten Dienstverhältnissen fähige Köpfe antrifft, die eine ganz andere Stellung zum Staate verdienten. Der gebildete Brasilier entwickelt in seinem Betragen gegen das schöne Geschlecht eine Galanterie, die an die Chevalereska des Mittelalters erinnert und worin man jene romantische Courtoisie wieder zu finden glaubt.

Unter dem schönen Geschlechte giebt es in der That reizende Erscheinungen und es bleibt ein imposantes Schauspiel, eine schöne Brasilierin in ihrer geschmackvollen, theatralischen Kleidung und im Gefolge von oft zwanzig Sclavinnen, eine noch zierlicher und feiner gekleidet, als die andere, so daß sie oft an Glanz mit ihrer eignen Herrin wetteifern, an hohen Feiertagen zur Messe schreiten zu sehen. Ihr

Gang ist langsam, feierlich und doch scheint sie nur dahin zu schweben und das zierliche Füßchen kaum den Boden zu berühren; ihre Haltung ist voll Majestät und aus dem schwarzen Feuerauge spricht der Triumph des vollendeten Siegs, mit dem sie als einen gerechten Tribut die Huldigungen entgegen nimmt, die ihr von allen Seiten dargebracht werden. Die Fluminenserinnen sind zum Romantischen geneigt und ein feuriger Liebesbrief, dem es aber an den kühnsten vermessensten Bildern, wenn auch sonst von vielem Unsinn strotzend (tout comme chez nous!) nicht fehlen darf, setzt sie meist in Feuer und Flammen. Vollendete Künstlerinnen sind sie in der Mimik und wenn einem das Glück eine Wohnung anzeigt, in deren Nachbarschaft eine liebenswürdige Huldin ihren Thron aufgeschlagen hat, so kann man von einem Geberdenspiel Zeuge werden, das einen Mimen von Profession in Erstaunen setzen würde. Oft unterhält sich eine solche Schöne auf diese Weise mit mehrern ihrer Amorosos und Mondscheinrittern zu gleicher Zeit, und mit Hülfe einiger Blumen, denn die Sprache dieser Frühlingskinder muß man verstehen, können die Schmachtenden den Grad erfahren, auf dem sie an der Stufenleiter der Huld der Herzensfeßlerin stehen. In den Messen und bei den vielen Kirchenfesten, die eine Annäherung gestatten, werden alsdann diese Liebesabentheuer weiter gesponnen, wo dann erst Amor, später indessen auch Hymen ihren Bund krönen. Uebrigens glaube man ja nicht, daß die Göttin der Schönheit und die Grazien den weiblichen Theil der Bevölkerung ohne Ausnahme mit der ganzen Fülle ihrer Zauber und Reize beschenkt haben, sondern man trifft hier auch auf solche abstoßende Physiognomien, bei deren Anblick alle sanftern Gefühle in den entlegensten Winkel des Herzens flüchten.

Die gelbe Bevölkerung (Mulatten) ist unstreitig die ungesittetste von allen, und kein Verbrechen ist

verabscheuungswürdig genug, wozu diese Race ihren Arm nicht feil zu bieten bereit wäre. Der Haß der Mulatten gegen die Weißen ist unversöhnlich und sie sättigen ihn häufig mit einer Entsetzen erregenden Grausamkeit. Unter ihnen trifft man die echten Banditen und ein Menschenleben gilt in ihren Augen gar nichts. Sie morden oft einen Weißen aus bloßem Blutdurst und Gewissen ist für sie ein Ding, das sie kaum dem Namen nach kennen. Hiervon ist indessen der Kastengeist, worin die brasilische Bevölkerung in Ansehung der Körperfarbe getheilt ist, und worüber mit eifersüchtiger Genauigkeit gewacht wird, wohl vorzüglich die Veranlassung. Vom weißen Europäer bis zum Angolas-Neger mit ihren mannigfaltigen Zwischenschattirungen herrscht eine Stufenleiter, an der nur aus ganz besondern Vortheilen und Verhältnissen eine einzige Stufe übersprungen werden würde. So würde es ein unerhörter Fall seyn, daß ein Weißer so sehr seine Würde vergäße, sich mit einer Farbigen oder Schwarzen zu vermählen, obgleich er ihre Reize und ein zärtliches Verhältniß mit ihnen keinesweges verschmäht. Der Mulatte ist stolz, anmaßend und glaubt (wohl nicht mit Unrecht) auf dieselben Rechte Ansprüche zu haben, als der Weiße, der als der gebildetere und reichere Theil jenem bei jeder Gelegenheit seine Superiorität fühlen läßt, woraus des Mulatten unversöhnlicher Haß entspringt. Der weibliche Theil dieser Race, unter dem man häufig wirklich bezaubernde Schönheiten antrifft, die sich durch den üppigsten Körperbau auszeichnen, treibt fast ohne Ausnahme einen Handel mit seinen Reizen. Die Mulatten sind höchst leidenschaftlich und feurig und ihre Ausschweifungen kennen keine Grenzen. Wehe dem Unvorsichtigen, der mit einer Mulattin ein zärtliches Verhältniß anknüpft und ihr nur den geringsten Verdacht zur Eifersucht giebt: er findet in dem wollüstigsten Augenblick in ihren

Armen den Tod, indem sie ihm den Dolch bis ans Heft in das Herz bohrt.

Die Neger sind im Allgemeinen ein harmloses, gutmüthiges Völkchen, das die Fesseln der Sclaverei, mit denen sie der christliche Barbar seit mehreren Jahrhunderten belastete, mit Langmuth trägt und seinen Rücken geduldig unter die blutige Geißel seiner Henker krümmt. Nur wenn sein Joch unerträglich und die Kette seiner Leiden, deren Ringe die Verletzung der heiligsten Gefühle und der Menschenrechte ausmachen, unabsehbar wird, bewaffnet die Rache seinen Arm und der tyrannische Herr und seine Familie werden das Opfer der schrecklichsten Grausamkeit: die Wildheit seines Charakters scheint dann mit dem Blutdurst der reißenden Thiere seiner Heimath zu wetteifern. Zum Beleg dieser Behauptung möge das folgende Entsetzen erregende Beispiel dienen. Jozé Thomas de Matto, ein reicher Grundbesitzer, lebte mit seiner Familie, aus seiner Gattin, zweien Töchtern von 18 und 16 Jahren und zweien noch jüngern Söhnen bestehend, auf seiner ziemlich einsam belegenen Caffeeplantage in der Gegend von Villa rica. Er war ein harter, tyrannischer Mann gegen seine Sclaven, der bei jeder Gelegenheit, oft ohne Ursache die blutige Peitsche gebrauchen ließ, kein unschuldiges Vergnügen den armen Schwarzen gönnte, sondern durch seine barbarische Behandlung ihr Plagegeist wurde. So hatte er z. B. den Gebrauch eingeführt, daß wenn nach seiner Ansicht ein Schwarzer Strafe verdiente, er unter den übrigen Sclaven loosen ließ, und derjenige, welchen das Unglücksloos traf, war gezwungen, sich mit dem zur Züchtigung Ausersehenen gegenseitig mit unmenschlichen Peitschenhieben zu mißhandeln. Zu dem Ende gab der Unmensch beiden Leidensgefährten — unberücksichtigt ob sie durch die Bande des Bluts oder der Freundschaft bisher in einem engern Verhältniß standen — gewaltige Peitschen in

die Hände und zwang sie, sich gegenseitig damit zu zerfleischen. Der Barbar selbst stand mit hämischer Schadenfreude bei diesem unwürdigen und empörenden Schauspiel, eine Art russischer Knute in der Hand führend, um denjenigem der beiden Kämpfenden das Gewicht derselben mit Unmenschlichkeit fühlen zu lassen der nicht aus Leibeskräften auf seinen Gegner loshiebe. Auf diese Weise glaubte er, indem er sämmtliche Sclaven dergestalt für die Vergehen jedes Einzelnen verantwortlich machte, daß die Controlle der sämmtlichen Schwarzen so viel immer möglich die allenfallsigen Fehler und Vernachlässigungen des Einzelnen verhindern würde, so wie hauptsächlich durch diese und ähnliche Barbareien in den Gemüthern der bedauernswerthen Africaner die nöthige Furcht wach zu erhalten, damit sie es niemals sich einfielen ließen, gegen das Joch seiner eisernen Herrschaft zu murren. Allein die Tyrannei verrechnet sich gewöhnlich und auch der unmenschliche Gebieter dachte nicht daran, daß auch der mißhandelte, niedrige Sclave in seinem Menschenbusen das Gefühl der heiligen Rechte der Menschheit trägt! — Die fürchterliche Stunde der furchtbarsten Vergeltung, der entsetzlichsten Rache umschwebte bereits das Haupt des Wütherichs. — Entflammt durch das Wort eines ihrer Leidensgefährten, der ihre Busen für die Rache begeistert, erwachen sie aus ihrer bisherigen Lethargie und fühlloſen Gleichgültigkeit, an deren Stelle der brennende Durst nach dem Blute ihres Henkers tritt. In der Stille der Mitternacht wird der Rache furchtbarer Bund beschworen.

Ihr langbedachter Plan wurde auf folgende Weise ausgeführt: Es ist nämlich Sitte in Brasilien, daß wenn die Sclaven bei einbrechender Nacht ihr Tagewerk abgethan haben, sie vor ihrer Herrschaft erscheinen, um derselben die Hand zu küssen, welches ein Zeichen der Ehrfurcht und Treue bedeuten soll. Die Verschwörer mit langen Messern bewaffnet, hat-

ten einen solchen Augenblick zur Ausführung ihres Planes ersehen, und da die ganze Familie, nicht Böses ahnend, versammelt ist, fallen die an Zahl und Körperkraft überlegenen Afrikaner plötzlich über dieselbe her, binden dieselbe und drohen mit gezücktem Messer denjenigen niederzubohren, der nur eine Miene zur Gegenwehr oder zum Lärm macht. Nachdem sie ihren Herren geknebelt und jede Gegenwehr von Seite der Familie unmöglich gemacht haben, beginnen sie ihr entsetzliches Werk. Vor den Augen des unglücklichen Vaters werden seinen Söhnen die Hälse abgeschnitten, in seiner ohnmächtigen Verzweiflung muß der Unglückliche Zeuge sein, wie Gattin und Töchter durch die entmenschten Canibalen, deren racheentflammte Seelen jedem Gefühl des Mitleids und Erbarmens verschlossen bleiben, erst entehrend mißhandelt und nach Befriedigung ihrer viehischen Lüste als Opfer der nicht zu sättigenden Rache hingeschlachtet werden. Dem unglücklichen Gebieter ist ein schrecklicher Tod aufbewahrt. Nachdem man ihm die Augen ausgestochen und seinen Körper auf andere gräuliche Weise verstümmelt hat, wird er gänzlich entkleidet und noch lebend zum nahen Wald geschleift, und dort auf einem großen Ameisenhaufen befestigt, wo nach einigen Tagen ein Capitaõ do matto (dessen Amt ist, entlaufene Neger in den Wäldern zu fangen) das Skelet des Unglücklichen findet. Welche namenlose Schmerzen muß nicht der Bedauernswerthe erlitten haben und welches Menschen Haar sträubt sich nicht bei dieser Schilderung vor schauderndem Entsetzen. — Bei einer gelinden Behandlung, sind sie gut geartet, und man trifft oft eine Weichheit des Gefühls unter ihnen, die den civilisirten Europäer beschämen und in Erstaunen setzen würde. Hierher gehören Züge der Dankbarkeit, der Freundschaft, der kindlichen Liebe. Man trifft Einige unter ihnen, die es in der Tonkunst bis zur Virtuosität gebracht haben, und namentlich haben die in Rio so

häufigen Barbierstuben einen Vorrath an solchen Künstlern. Welche Keime schlummern nicht in der Seele eines Schwarzen, Keime, die bei einer gehörigen Ausbildung die herrlichsten Blüthen und Früchte verheißen. Aber unter den jetzigen Umständen ist ihr Ideenkreis nur sehr eng und beschränkt sich gemeinlich bloß auf sinnliche Genüsse. Dem Tanz, der Musik, dem weiblichen Geschlechte und den spirituösen Getränken sind sie bis zur Ausschweifung ergeben. Können sie diesen Hang der Sinnlichkeit befriedigen und bei einem Glase Branntwein und dem Geklimper irgend eines Instruments ihrer eignen Erfindung mit den schwarzen Königinnen ihres Herzens tanzen und singen, so sind sie die glücklichsten Menschen. Die Höflichkeit der Neger unter einander übersteigt alle Grenzen. Es hat mir jedesmal ein unwillkührliches Lächeln gekostet, wenn ich so zwei barfüßige zerlumpte Sclaven mit den ehrbarsten Mienen von der Welt sich gegenseitig mit Kratzfüßen, Reverenzen und allen Zeichen der höchsten Ehrfurcht begrüßen sah. Mit den Titeln Ew. Herrlichkeit (Vossa Senhoria), Euer Gnaden (Vossa Merce), erlauchter Herr (illustre Senhor) bewirthen sie sich gegenseitig auf das Verschwendrischste. Oft geschieht es denn auch, daß solchen Höflichkeitsbezeugungen der schwarzen Elegants die Peitsche eines ihrer Herren ein Ziel setzt und die erlauchten Herrlichkeiten zu den niedrigsten Arbeiten antreibt.

Unter den schwarzen Evastöchtern trifft man in ihrer Art ebenfalls vollendete Schönheiten. Viele zeichnen sich durch einen stolzen Wuchs und die harmonischesten, üppigsten Formen aus. Eine natürliche Grazie und eine angeborne Majestät ist den Meisten nicht abzusprechen, dieses geht so weit, daß selbst unter einer bedeutenden Last, die sie auf den Köpfen tragen, ihr Gang und ihre Haltung stolz und imponirend bleibt. Allein sobald sie Mutter werden, verblühen ihre Reize schnell: der Busen, sonst voll, üppig und

fest, wird schlaff, welk, herabhängend oft bis zum Nabel, so daß es nichts Seltenes ist, daß Negermütter ihren Säuglingen über die Schulter (denn sie tragen ihre Kinder entweder auf dem Rücken oder den Hüften) die Brust reichen. Ueber ihre Sprödigkeit hat sich indessen ein schmachtender Amoroso nicht zu beklagen, sondern sie sind mitleidig und halten es für unverantwortlich, einen Werther, gleich unsern Schönen, zum Selbstmord zu treiben. Viele der deutschen Soldaten hatten sich schwarze Geliebten angeschafft, die ihnen in der Regel auch die Treue hielten und sich gegen ihre Freundinnen nicht wenig darauf zu gute thaten, einen weißen Liebhaber zu haben. Ländlich, sittlich!

Ueber die mannigfaltigen Spielarten der übrigen Bevölkerung, Creolen, Mestizen, Indianer, Cabocles u. s. w. verbietet mir der Raum hier mehr zu sagen.

---

Das gesellige Leben in Rio de Janeiro bietet indessen nur wenige Reize dar und nur eine langjährige Bekanntschaft öffnet dem Fremden den Zutritt in den engern Familienkreis der höhern und mittlern Stände. Eine große Lücke desselben füllen die häufigen Kirchenfeierlichkeiten aus, die mit einer Pracht und einem Kostenaufwande begangen werden, von denen ein Protestant keinen Begriff hat. Außerdem giebt es indessen noch verschiedene Schauspielhäuser, unter denen sich das Theater Dom Pedro d' Alcantara am Constitutionsplatze auszeichnet, das auf eine dem heißen Klima angemessene Weise gebaut ist, indem man, um der Luft Zugang zu verschaffen, von allen Seiten Windlöcher, die die Gestalt des Cylinders und $1\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser haben, angebracht hat. Das Innere des Theaters ist in der That geschmackvoll und die kaiserliche Loge wetteifert in Ansehung der Eleganz vielleicht mit den glänzensten Fürstlichen Logen Deutschlands. Die Decorationen und die Maschinenkunst sind

noch in ihrer Kindheit und das Orchester armselig besetzt. Auf dem Repertoire befinden sich nur wenige Stücke, meistens Opern, die sich im engen Cyklus ewig wiederholen. Einige gute Sänger und Tänzer sind angestellt, unter denen sich ein italiänischer Castrat durch seine Bewunderung erregende Stimme auszeichnet. Indessen bleibt es doch immer ein widriges Gefühl, das sich des Zuschauers beim Anblick eines solchen verstümmelten Halbmanns bemächtigt und wogegen der Genuß unmöglich den gefühlvollen Menschen entschädigen kann. Ballette werden jedesmal aufgeführt, wenn Theater ist und mit einer Präcision executirt, die rühmliche Anerkennung verdient. Die wahre, einfach erhabne Kunst und der geniale Künstler werden indessen hier nur einen kleinen Kreis von Kennern um sich versammeln. Bei den sinnlichen Einwohnern werden nur buntes Spielwerk und äußeres Gepränge, welches das Auge blendet, Anklang finden; Tiefe und Erhabenheit, die Herz und Kopf zugleich beschäftigen und dem Geweihten den höchsten Genuß verschaffen, werden nicht ihren Beifall erringen. Wallenstein und Hamlets geharnischter Geist würden ohne Theilnahme über die Bühne schreiten, aber leichte Waare, ein flüchtiges Luftgebilde von Oper, von einigen Theaterkünsten begleitet, macht furore. Sieht es indessen bei uns in Europa viel besser im Gebiete der Bühnenwelt aus? Eine Theaterkritik kennt man in Rio de Janeiro nicht, bei welcher auch nichts verloren wird, wenn sie nicht gediegener ausfällt, als die seichte Waare, die der größte Theil unserer heutigen Zeitschriften und Modejournale immer aufgewärmt auftischen, daß man nichts als Namensveränderungen vorzunehmen braucht (was denn auch wirklich geschieht), um sie einer Bühne entnommen, ohne alle weitern Berücksichtigungen einer andern anzupassen.

Ein zweites Schauspielhaus Theatro fluminense befindet sich in der Rua do Valongo und ein drittes

in der Villa real da Praya grande am jenseitigen Ufer der Hafenbai, Rio gegenüber, belegen. Der Raum dieser beiden Schauspielhäuser ist jedoch nur höchst begrenzt und der Thalia Opferflamme lodert hier keineswegs rein, so wie man denn eigentlich nicht deshalb das Theater besucht, um das Bühnenspiel zu bewundern, sondern vielmehr um in den Logen selbst ein Zwischenspiel zu halten, das auf alle Fälle interessanter ist, als sich durch die Kunstleistungen schlechter Schauspieler langweilen zu lassen. Amor hat nämlich statt Thalia und Melpomene den Thron eingenommen.

Der Nationalcharakter der Franzosen verläugnet sich auch hier nicht. Sie unterhalten nämlich ein Théâtre français. Das Personal der Bühne liefert die Rua do Ouvidor, wo fast lauter Franzosen wohnen, und Acteurs und Actricen sind Commis, Marqueurs und Putzmacherinnen. Großer Racine! wenn dein unsterblicher Geist hier eingeführt würde, um seine Meisterwerke mißhandeln zu sehen: er würde die eignen Schöpfungen nicht wieder erkennen! Hat Amor schon in den übrigen Schauspielhäusern seinen Zauberstab über einen weiten Kreis ausgestreckt, so hat in diesem Theater der noch fesselfreiere Cupido die Herrschaft an sich gerissen.

Das Museum, welches am Campo da honra liegt und an Freitagen dem Publicum geöffnet steht, ist nichts weniger als reich; doch verdienen einige zoologische Merkwürdigkeiten gesehen zu werden, worunter sich unter mehreren seltenen Vögeln die prächtige Penura auszeichnet. Dieser eben so seltene als prachtvolle ostindische Vogel soll indessen seit einiger Zeit sich nicht mehr dort befinden.

A Acadamia das bellas artes ist sehr in Verfall gerathen, so wie sie überhaupt wohl noch nie auf einer bedeutenden Stufe geblüht hat. Eine hohe Schule, wo die nautischen Wissenschaften gelehrt werden und die mit einer Sternwarte in Verbindung

steht, verdient mehr Aufmerksamkeit. Für die Bildung der Jugend ist überhaupt in Rio de Janeiro durch zahlreiche Schulen gesorgt und wirklich werden die Kinder zum Besuch derselben von den Eltern streng angehalten. Die Elasticität der Verstandskräfte und das Fassungsvermögen der hiesigen Jugend scheint mir bedeutender als im Norden Europens zu sein, deren Ursach gewiß in der frühern Reife liegt.

Unter den Wohlthätigkeitsanstalten verdient das große öffentliche Krankenhaus, die Misericordia, wo für die Aufnahme mehrerer Tausende gesorgt ist, den ersten Platz. Hier werden Kranke von allen Farben und allen Nationen aufgenommen. Aber nur ein Blick auf die innere Einrichtung und auf die fürchterlichen Krankheiten, die hier behandelt werden, erfüllt mit schauderndem Entsetzen. Hinter diesem Gebäude, welches in der Stadt an der Bai liegt, ist der Beerdigungsplatz für die ärmere Klasse und die Neger von Rio de Janeiro. Man kann sich nichts Scheußlicheres und Eklicheres denken als diesen Kirchhof, den man für einen Schindanger anzusehen versucht wird. Hier weint keine Cypresse herab auf ein theures Grab und kein zartes Zeichen der Liebe, womit Dankbarkeit und Anhänglichkeit den Hügel eines geliebten Hingeschiedenen schmückt, erblickt man an diesem Orte des Grauens und des Todes: Verwesung und Moder haben hier aus Todtenschädeln und Menschengebeinen ihren traurigen Thron aufgeschlagen und überblicken hohläugig ihr ödes, schweigendes Reich. Der Flächengehalt beträgt ungefähr 80 Quadratruthen und auf einem so beschränkten Raume begräbt man jährlich viele Tausende menschlicher Leiber, die nicht in Särge gelegt, sondern meist eben so nackend als sie das Licht der Welt erblickten, in eine große Kuhle geworfen werden. Diese schmucklose Gruft bleibt so lange offen, bis sie mit einigen dreißig Leichen (man liebt die Gesellschaft), angefüllt ist, worauf

man einige Fuß Erde auf sie wirft. Dieses geschieht mit einer solchen Nachlässigkeit, daß häufig ein menschlicher Fuß, Arm oder Kopf unbedeckt bleibt und gleichsam als habe der Todte noch etwas zu thun auf der Oberwelt, scheint er wieder zu ihr hinauf steigen zu wollen. Ein solcher Schauder erregender Anblick gab einem Bekannten von mir, mit dem ich diesen Ort des Abscheues besuchte, zu einer freilich bei dieser Gelegenheit unpassenden Parodie Anlaß:

„Sechs tausend Jahre hat der Tod geschwiegen:
Doch sieh! da kömmt er aus der Gruft gestiegen,
Der Meldung giebt" ꝛc.

Die Menschenleichen gehen hier so schnell in Verwesung über und werden so schnell von der Kraft der Sonne und den Gewürmen verzehrt, daß die Gruben schon nach wenigen Tagen wieder eröffnet werden können, um neue Grabcandidaten aufzunehmen. Die Knochen werden zu Haufen aufgeschichtet, unter denen man noch häufig Schädel mit ihren Haaren bemerkt. Die vornehmen Familien lassen ihre Todten in den Kirchen beisetzen: ein Mißbrauch, gegen welchen nicht genug geeifert werden kann. Die hiesigen Engländer haben an der Gamboa einen Kirchhof, auf welchem auch Protestanten von andern Nationen, wenn die Angehörigen es wünschen, beerdigt werden.

Das Findelhaus, das der Misericordia gegenüber liegt und sein Daseyn, wie mancher andern guten Anstalt, der ersten Gemahlin Dom Pedro's verdankt, hat viel Zweckmäßiges. Es werden hier viele hundert Kinder, die Amor statt Hymen ins Leben rief (der Brasilier nennt sie vulgo: filhos das putas) erzogen. Wenn die Mutter sich der Frucht einer schwachen Stunde entledigen will, so läßt sie den kleinen Schreier nach diesem Hause, gleichviel bei Nacht oder bei Tage, bringen, und dann bedarf es weiter nichts, als das Kind von der Außenseite des Gebäudes in eine dazu eingerichtete Wiege, die in einer Nische angebracht und

mit einer Walze versehen ist, zu legen. Diese Walze wird umgedreht und auf diese Weise die Wiege in das Innere des Hauses geführt. Weiterer Umstände bedarf es nicht. Man bekümmert sich weder um den Bringer noch um die Eltern des Kindes, welches sogleich dazu gehaltenen Ammen anvertraut wird. Dieses Haus ist dem Publicum einige Male im Jahre geöffnet und manche ehrbare Frau, manches züchtige Mädchen, sollen in den Zügen der kleinen Waisen die Nachfeier einer seligschönen, wenn auch schwachen Stunde lesen und in ihrem Herzen sich ein Gefühl regen, das — einer keuschen Jungfrau unbekannt ist.

---

In Rio de Janeiro erscheinen ein und zwanzig Blätter, welche fast alle eine politische Tendenz haben und meistens die Farbe der Opposition an sich tragen. Diese Blätter, obgleich nur von sehr oberflächlichem Werth, haben in sofern ihre guten Seiten, daß durch sie die Verhandlungen der Kammer, der verschiedenen Ministerien und der höhern Behörden zur Veröffentlichung gebracht werden, wodurch auch der gemeine Mann einen Begriff von dem Wesen einer Staatsverwaltung und ihren mannigfaltigen Verzweigungen erhält. Keiner der Minister und höhern Staatsbeamten, wird sich also leicht zu einem Staats- und Gewaltstreich verleiten lassen, denn Jeder, wer schreiben kann, hat das Recht, die Schritte und Maßregeln der Beamten zu kritisiren, und je nachdem ihn die Triebfedern der Leidenschaft oder des Patriotismus bewegen, dieselben entweder zu rügen oder zu beloben. So erweitern diese Blätter nun zwar den Ideenkreis der untern Volksklassen, allein sie sind auch das Vehikel der verschiedenen Parteien und unterhalten die Flamme des Hasses und des Sectengeistes durch ihre Zügellosigkeit. Die berüchtigste dieser Zeitungen war in der letzten Zeit das republikanische Blatt „Caramuru," welches

sich durch seine blutdürstige Wildheit auszeichnete und offenbaren Aufruhr predigte. Eine seiner Nummern (im November 1833) fängt mit den Worten an: „Erwacht, Brasilianer, erwacht aus Eurer trägen Ruhe und greift zu den Waffen. Habt Ihr keine Dolche mehr, und leidet Ihr Mangel an Pulver und Blei? Wir wollen Euch Vorrath zeigen, denn es gilt den heiligen Kampf für unsere Rechte und Volksfreiheiten gegen die Sultane von Brasilien (die Regenten), die mit ihren Großvezieren (den Ministern) im geheimen Divan den Umsturz der Freiheiten des souverainen Volks beschlossen haben.' Zerbrecht ihr Joch und zertretet die Natter, die das Herz des Freiheitsbaumes vergiftet." Da diese Zeitungsblätter das Organ der verschiedenen Parteien sind, so werden die Redacteurs derselben ein Gegenstand des Hasses derjenigen Parteien, gegen die sie zu Felde ziehen, und es ist etwas Gewöhnliches, daß sie ihren Federkrieg mit ihrem Blute besiegeln. So wurde der Redacteur der Aurora fluminense Namens Evaristo da Veija im Jahre 1833 durch einen Pistolenschuß auf öffentlicher Straße bei hellem lichten Tage schwer verwundet und der Redacteur des Moderador durch den Sohn des Regenten Lima, eben jener politischen Streitigkeiten wegen, in einem öffentlichen Hause durch Degenstiche dergestalt gemißhandelt, daß er wenige Stunden darauf starb.

---

Rio de Janeiro's Umgebung ist in der That von bezaubernder Schönheit, und um ganz im Genuß der malerischen Aussicht zu schwelgen, muß man einen der Berge besteigen, an die sich Rio lehnt. Einer der höchsten derselben ist der Corcovado, von dessen Spitze, die ein Telegraph ziert, sich die Stadt und ihre reizende Umgegend im großartigen Charakter, wie in Zauberbild vor dem Blick des Staunenden ent-

rollt. Die unsägliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen, auf eine Fläche gedrängt, führt das Auge von einem noch reizendern Punkte zum andern, ohne daß es ermüdet, und Stunden lang kann man in dieser lachenden Beschauung stehen und bewundern. Eine reiche, tropische Pflanzenwelt mit allen Zaubern und dem magischen Farbenschmelz, der dem Süden eigen ist, bekleidet die blühenden Thäler, aus denen ganze Wolken von Wohlgerüchen emporduften. Plätschernde Silberquellen stürzen cascadenartig vom Gipfel der Berge und in ihrem Staubregen bildet das blendende Licht der Sonne den Farbenbogen der Iris. In sanften Windungen eilen Bäche dahin, bald hinter Orangenwäldchen und Hügel sich versteckend, bald plötzlich vom neuem sich zeigend, bis sie sich endlich ganz dem Auge entziehen. Bäume von dem wollüstigsten Wuchse, Manglionen und Strelizia umgeben mit ihrem Riesengelaube die romantisch belegenen Landhäuser. Laue Morgenwinde tragen die Aromatica balsamisch duftender Kräuter und Blumen aus den Thälern hinauf zu dieser Höhe und über und neben dem Beschauer wölbt sich in unnennbarer Klarheit die tiefblaue ätherische Halbkugel des südlichen Himmels. Welch ein Bild im blühendsten, frischesten Colorit schließt sich hier dem Blick auf: jene wunderbare Feenwelt, die die üppige Phantasie des Morgenländers so reich und phantastisch in seinen Märchen sich schuf, scheint hier in der Wirklichkeit sich aufgethan zu haben. Schwimmende Inseln mit silbernen Schlössern, die im magischen Contrast aus dem dunkeln Grün des ewigen Gelaubes der Bäume hervorschimmern, erscheinen überall wie hingezaubert. Vor uns tief unten zieht sich die ungeheure Stadt mit ihren massiven, weißen Gebäuden von dieser Höhe betrachtet in chaotischer Unregelmäßigkeit wie ein endloses Labyrinth hin und in ihren Straßen herrscht Leben und Bewegung. Die Hafenbai hat wie ein

breiter Azurgürtel in einem Halbkreis die große Handelsstad umarmt, und auf seinem weiten Spiegel, der sich weit hin in das Innere dehnt, schaukeln sich unzählbare Schiffe mit ihren flatternden Flaggen; kleinere Segel, die den Verkehr mit dem Innern unterhalten, schwimmen wie Silberpünktchen auf der bläulichen Wasserfläche und gewähren das Bild des regsamen Lebens. In sanften Wellungen fortlaufend verlieren sich die die Bay begrenzenden Hügel immer höher steigend in die fernen Urgebirge. Phantastisch und imponirend steigt am fernen Gesichtskreis das Orgelgebirge, dessen sonderbar gestaltete Zacken und Pyramiden mit den Riesenpfeifen einer Orgel verglichen werden können, gigantisch empor und begränzt die Aussicht. Links durch blühende Thäler und Gärten wandert das Auge über Larangeiras und Catumbi nach Saõ Christovaõ mit einem kaiserlichen Belvedere und vielen romantisch belegenen Chacaras oder Landhäusern und stößt, über Ponto caju schweifend, auch hier auf die wilden Massen des Orgelgebirges. Rechts längs des jenseitigen Hafenstrandes zieht sich das Städtchen Praya grande (das brasilische Fontainebleau) mit seinen vielen weißen, eleganten Landsitzen wie ein silbernes Diadem, dessen Glanz durch den Contrast der grünen es umschließenden Berge noch mehr gehoben wird, hin. Im Rücken endlich dehnt sich der unermeßliche Ocean, ein Bild der Größe darstellend, das von der farbigen Strahlenbrechung, worin sich Licht und Wasser verschmelzen, colorirt und auf der Uferseite von der schäumenden Brandung eingefaßt ist: und als sollte aus dieser blendenden Vermischung dem Ocean eine schönheitsstrahlende Aphrodite entsteigen, um den reizenden Thron dieser zauberartigen Landschaft einzunehmen, ist über dieselbe rings ein ahnendes Schweigen und eine feierliche Erwartung ausgegossen. Wandert man so den Schlangenweg hinab zur Stadt zurück, so wechselt dies bis zu den kleinsten Parthien

vollendete Gemälde wie die Bilder einer Zauberlaterne ab, immer neue und malerische Perspectiven eröffnend, zu deren Copirung der Pinsel einer Meisterhand selbst seine Armuth gestehen müßte. An den Feiertagen haben sich im Schatten der Bäume brasilische Familien auf dieser Promenade gelagert, wo sie beim Klange der Viola ihre mitgebrachten Lebensmittel verzehren und den Vorübergehenden mit der ihnen eigenthümlichen Gastfreundschaft zur Theilnahme an ihren, wenn auch sonst frugalen doch mit Wein und Südfrüchten reichlich versehenen Mahlzeiten nöthigen. Die Gastfreundschaft übt in Brasilien, hauptsächlich auf dem Lande, so allgemein ihr schönes Recht, daß man es als Beleidigung betrachten würde, mehr als ein Mal zu nöthigen. Hat man die erste Einladung mit einem „Obrigado Senhor“ abgelehnt, so wird der Brasilier schwerlich eine zweite wiederholen. Wozu auch diese läppischen Wiederholungen, die noch vielen Ständen in Europa eigen sind, und die zierlichen und gezierten Einladungs- und Ablehnungs-Phrasen: der Schluß des langen Sermons ist denn doch gewöhnlich, sich ein Schälchen Thee und ein Butterschnittchen gefallen zu lassen.

# Kurzer Abriß

der

## Geschichte Brasiliens seit der Entdeckung (1500) bis auf die neueste Zeit (1834.)

Emanuel, mit dem Beinamen „der Glückliche," hatte den Thron Lusitaniens im Jahre 1495 bestiegen und unter seinem Scepter brach das goldne Zeitalter Portugals an. Ein ritterlicher auf kühne Entdeckungen in bisher nie befahrnen Meeren berechneter Geist beseelte das portugiesische Volk, das mit dem Schwerte der Eroberung das Christenthum in ferne Welttheile trug, seine Handelsmacht zur ersten der Erde erhob und seine Flaggen in allen Meeren siegreich entfaltete. Dieser abentheuerliche, doch zu gleicher Zeit liebenswürdige und romantische Sinn fand auch den schönsten Anklang in den noch empfänglichern Gemüthern des schönen Geschlechts und keine edle Lusitanierin hätte ihre Hand dem Unmännlichen gereicht, der nicht einige Züge in fremde Regionen unter dem siegreichen Banner Portugals mitgemacht, dort die Gefahren seiner kühnen Landsleute getheilt und Proben seiner ritterlichen Tapferkeit abgelegt hätte. Der Geschichtsfor-

scher sieht daher um diese Zeit aus der Mitte der portugiesischen Nation Männer hervorstrahlen, in denen die gepflanzten Keime jenes flammenden Thatendurstes zu den herrlichsten Früchten reiften, Männer, die durch kühne Thaten und Entdeckungen mit den Helden aller Völker und Jahrhunderte wetteifern und welche die Weltgeschichte mit dem Kranze der Unsterblichkeit schmückte. Die Namen eines Almeida, Albuquerque, Castro, Magelhaens und vieler Anderer werden als leuchtende Sterne durch die Jahrhunderte kommender Geschlechter glänzen.

Vasco de Gama hatte im Jahre 1497 den Seeweg nach Indien gefunden und dadurch den Portugiesen die Bahn in das Herz dieses reichen Landes geöffnet, welches zum großen Theil bald die Oberherrschaft Portugals anerkannte. Um seine Macht hier immer mehr zu befestigen sandte Portugal im Jahre 1500 eine Flotte nach Calcutta, welche um den Windstillen der africanischen Küsten auszuweichen, einen weiten Umweg nahm und durch widrige Winde noch westlicher verschlagen wurde, bis sich auf einmal die mittägliche Küste von Südamerika den erstaunten Lusitaniern darstellte. Die Gewißheit über das Daseyn dieser Küste verdankt man also nur dem Zufall. Der erste Entdecker derselben war Pedro Alvarez Cabral, der Commandant jener Flotte. Den ersten Berg, welchen man am zweiten Osterfeiertage 1500 zu Gesichte bekam, nannte man monte pascoal (den Osterberg) und das übrige Land terra da vera cruz (nicht sancta cruz). Die Landung geschah auf der Stelle, die man seitdem porto seguro (der sichere Hafen) nennt.

Cabral, auf der Rückreise von Indien, begegnete Nicolaõ de Coelho an der Spitze einer Expedition, welche auf Befehl des Königs Dom Emanuel direct nach Vera cruz steuerte.

Ein glaubenswürdiger portugiesischer Schriftsteller (Joaõ de Barros) versichert, daß Americo Vespucio

in diesem nämlichen Jahre nach Vera cruz segelte, daß einige der Seinigen durch die Anthropophagen umkamen und daß er im Jahre 1502 die erste Niederlassung in der Allerheiligenbai (Bahia de todos os Santos) gründete. Indeß ist die erste Entdeckung dieser Bai Christovaõ Jaquez zuzuschreiben, der längs der ganzen Küste aufwärts schiffend, bis zur magelhanischen Straße vordrang.

Verschiedene Expeditionen, die indessen keine dauernde Niederlassungen gründeten, wurden nach dem neuentdeckten Lande geschickt; hierunter verdient die von Joaõ Dias Solis, einem geschickten castilischen Seefahrer, ausgezeichnet zu werden, welcher, nachdem er einen großen Theil der Küste erforscht hatte, im Jahre 1526 in die Bai von Nitherohy einlief und dem der berühmte Fernando Magelhaens bald darauf folgte.

Die große Menge Ibirapitanga-Bäume erregte das Interesse der portugiesischen Kaufleute, welche dieses Holz Brasilienholz (paó brazil) wegen seiner höchst glänzenden feurigen Farbe, welche der einer glühenden Kohle gleicht, nannten; brazil ist nämlich das Beschaffenheitswort von braza, welches im Portugiesischen eine glühende Kohle bedeutet, hergeleitet und wovon die Benennung dieses ganzen Landes herrührt.

Im Jahre 1531 wurde das Territorium in neun erbliche Statthalterschaften (Capitanias) getheilt. Man verlieh diesen Statthaltern das Recht, große Länderstrecken zu erobern und darin nach Gutdünken Niederlassungen anzulegen.

Die erste beträchtliche Ansiedelung wurde durch Martin Alfonço de Souza in der Gegend von S. Vincente gegründet. Er war es, der die große und schöne Bai von Nitherohy ganz uneigentlich Rio de Janeiro nannte und den Anbau des Zuckerrohrs und der Muares einführte. In diesen rühmlichen Bemü-

hungen stand ihm Joaõ Romalho treulich bei, welcher sich, nachdem er Schiffbruch gelitten, nahe an dieser Küste angesiedelt hatte.

Pedro Lopez de Souza, der Bruder des Vorigen, brachte die Capitania Saõ Amaro, in der Nähe von St. Vincente, an sich.

In demselben Jahre nahm Pedro Goez Besitz von der Capitania Parahyba, welche er indeß bald wieder räumte.

Vasco Fernandez Coutinho, zum Statthalter von Espirito santo ernannt, ließ sich in der Nachbarschaft, wo Cabral seine Landung bewirkt hatte, nieder. Er traf hier noch einen der beiden Verbannten am Leben, die Cabral hier ausgesetzt hatte.

Die Capitania dos Ilheos wurde Jorge de Figueredo Correo überlassen, der den castilianischen Ritter Francisco Valdez dahin absandte, um in seinem Namen Besitz davon zu nehmen.

Porto seguro erhielt Pedro do Campo Toirinho, welcher sich hier niederließ.

Im Jahre 1535 erhielt Duarte Coelho Perreira die Capitania Pernambuco, welcher sie bevölkerte und seine Familie mitbrachte. Er gründete die Stadt Olinda, wobei ihm der berühmte Tapeira, der Anführer des Stammes der Tabayares, behülflich war. Die gute Verwaltung machte diese Colonie bald blühend. Hierher begaben sich alle diejenigen, welche durch die Inquisition (unter Johann III. in Portugal eingeführt) verfolgt wurden und fanden hier ein sicheres und glückliches Asyl, welches ihnen Europa nicht mehr bot. Auch viele Juden, die von dem heiligen Gerichte mit beispielloser Grausamkeit verfolgt wurden, nahmen ihre Flucht nach dem immer mehr sich hebenden Olinda.

Der bekannte Geschichtschreiber Joaõ de Barros erhielt die Capitania von Maranhaõ, welcher jedoch seine Rechte an Luiz de Mello abtrat. Dieser litt indeß Schiffbruch in den Niederungen des Maranhao,

ein Schicksal, welches früher schon Ayres da Cunha betroffen hatte, der durch Joaõ de Barros abgeschickt worden war, um Besitz von dieser Capitania zu nehmen. Diese Capitania blieb lange unbevölkert und eine Krondomaine.

Die zuletzt bevölkerte Capitania war Bahia de todos os Santos. Seit 1512 hatte sich Diego Alvez Corrêa, der durch einen Sturm an die Küste geworfen war, mit der Familie des Anführers der Tupinambas verbunden, welcher ihn wegen der Ueberlegenheit seiner Verstandeskräfte über ein barbarisches Volk Caramuru (der Hochbegabte) nannte.

Francisco Perreira Coutinha, Erbstatthalter des Landstrichs zwischen Ponta do Padraõ und Rio de Saõ Francisco, begann seine Regierung mit einem grausamen Krieg gegen die Tupinambas, in welchem er alle die Ausschweifungen und Frevelthaten einer zügellosen Soldateska, mit der er sich umringt hatte, billigte. Die Wilden ertrugen alle Gewaltthätigkeiten ruhig bis sich der Statthalter des Alvez Corrêa bemächtigte, da feuerte die Frau des Schiffbrüchigen, die berühmte Paraguassu, welche zum Stamme der Tupinambas gehörte, den ganzen Stamm zur glühendsten Rache, die ihren eignen Busen entflammte, an. Dieser Aufstand der Tupinambas hatte die Folge, daß Coutinho mit seinem Gefolge nach der Capitania dos Ilheos flüchten und dort Schutz suchen mußte. Inzwischen kam der Frieden 1548 zwischen den Wilden und den verjagten Portugiesen von Bahia zu Stande; allein als die Letzten zurückkehrten, litten sie bei der Insel Itaparica Schiffbruch, wobei diejenigen, welche dem Wellentod entgingen, ein Opfer der erzürnten Wilden wurden. Nur Alvez Corrêa wurde verschont und den Seinigen zurückgegeben. Nach dieser Katastrophe blieb diese Capitania eine Krondomaine.

Um der Krone die Einkünfte zuzuwenden, welche bisher die Erbstatthalter für sich behalten hatten, so

schränkte die portugiesische Regierung im Jahre 1549 die den Erbstatthaltern ertheilten Privilegien bedeutend ein. Zu diesem Zweck rüstete sie eine Expedition von fünf Schiffen aus, welche mit 600 Freiwilligen, 1500 Verbrechern und einigen Familien, die sich zu einer vortheilhaften Auswanderung entschlossen hatten, bemannt waren. Der Oberbefehl wurde Thomé de Souza anvertrauet, der mit dem Titel eines General-Gouverneurs von Brasilien bekleidet und ermächtigt ward, seine Jurisdiction über alle andere Provinzen auszudehnen.

Thomé de Souza landete in Bahia und gründete diese Stadt, welche von jetzt an als die Hauptstadt des ganzen Landes zu betrachten ist. Der General-Gouverneur traf Alvez Corrêa noch am Leben. Da der Letzte durch die Bande der Verwandtschaft mit den Wilden verbunden war, so trug er nicht wenig zu der Allianz bei, welche Thomé de Souza mit den Tupinambas abschloß.

Inzwischen wurden diese 1550 abermals mißhandelt; das alte Mißtrauen erwachte daher von neuem und ein gegenseitiger Haß trat an die Stelle des bisherigen friedlichen Handels. Die Gesellschaften der Jesuiten, welche unter Johann III. 1540 auch in Portugal, wie auch bald nachher in der ganzen übrigen Welt, Wurzel faßten, kamen ebenfalls um diese Zeit nach Brasilien, und ihr Fanatismus trug nicht wenig dazu bei, den unversöhnlichen Haß sowie den Widerwillen der Wilden gegen die Civilisation zu motiviren.

Seit dieser Zeit wurde Brasilien von General-Gouverneurs, die in Bahia residirten, regiert. Nach und nach erhoben sich die Städte Olinda, Bahia, Rio de Janeiro, Santo, und andere immer mehr, das Land wurde bebaueter und die Wilden weiter in das Innere zurück gedrängt oder durch Loyala's Jünger in Colonien vereinigt und bekehrt.

Unterdessen hatte Sebastian den portugiesischen Thron bestiegen und auf seinem Kriegszuge zur Bekehrung der Heiden in der Schlacht bei Alcassar 1573 mit der Blüthe der portugiesischen Jugend das Leben verloren. Mit dem alterschwachen Heinrich, Sebastians Oheim, erlosch das alte Königsgeschlecht Portugals und der ehr- und ländergierige Philipp II. streckte seine Hand nach der Krone Lusitaniens. Zwar widerstanden die Portugiesen, aber Alba's Sieg bei Alcantara entschied das Schicksal Portugals zu Gunsten des spanischen Tyrannen.

Mit der Krone von Portugal waren Philipp II. auch die Colonien dieses Landes zugefallen. Brasilien gehörte ebenfalls zu diesen Colonien und Spanier und Portugiesen bekämpften sich am Amazonenflusse und in andern Gegenden bis endlich die spanischen Waffen siegten.

Die Holländer, eben damals in ihrem Freiheitskampfe vom spanischen Joch begriffen, hatten durch ihre Caper schon längst Brasiliens Küsten unsicher gemacht und ihre westindische Gesellschaft rüstete eine Expedition zur Eroberung dieses Landes im Jahre 1624 unter dem Admiral Jacob Willekees aus, der sich auch der Küsten Brasiliens bemächtigte und lange den Besitz des Landes behauptete.

Unterdessen hatte Portugals Adel im Jahre 1640 den Herzog Johann von Braganza zum König gewählt und da im folgenden Jahre ein Bündniß zwischen England, Frankreich, Holland und Portugal gegen Spanien zu Stande kam, so glaubten sich die Holländer schon ganz sicher im ruhigen Besitz Brasiliens und hatten die Unvorsichtigkeit, ihre Milizen zu entlassen oder anderwärts zu verwenden. Aus diesem Sicherheitstaumel wurden sie jedoch durch Joaõ Fernando Vieira, einen unternehmenden Portugiesen, geweckt, welcher von 1645 bis 1654 aus eignen Mitteln und mit Glück gegen sie focht. Obgleich die

Holländer dieses Land für wichtig genug gehalten hatten, den Prinzen Moritz von Nassau dahin zu senden, so waren sie dennoch gezwungen, es gegen eine Entschädigungssumme von acht Millionen Piaster an das Haus von Braganza zurück zu geben.

Der tapfere, ritterliche Geist, der in frühern Jahrhunderten die Lusitanier beseelte, war indessen schon längst in erschlaffende Trägheit und Muthlosigkeit ausgeartet, der alte Glanz Portugals schon lange unter dem Hause Braganza erloschen und dieses Reich durch den Einfluß Englands fast zu einer Provinz dieser Macht herabgesunken, der nur ein Schatten von Selbstständigkeit übrig geblieben war. Daher war von Seiten Portugals bis jetzt Brasilien vernachlässigt und erst als man im Jahre 1698 die reichen Gold- und Diamantengruben in den Minas entdeckte, erhielt es in den Augen der portugiesischen Regierung eine höhere Wichtigkeit. Ungeheure Schätze hat Portugal seit einem Jahrhundert aus diesem reichen Lande gezogen, das in dieser Periode auch durch den Reichthum seiner Producte im Pflanzen- und Thierreiche bekannter wurde. Zum Dank für diese Reichthümer, welche indessen die schlaue brittische Politik in Englands Cassen zu leiten wußte, lohnte die portugiesische Habsucht Brasilien mit einem raffinirten Aussaugesystem und mit den drückendsten Monopolen und Zollgesetzen.

Allein noch größere Wichtigkeit erhielt Brasilien im Jahre 1807. Jener außerordentliche Mann, der auf einer unbedeutenden Insel das Licht der Welt erblickte und dessen gewaltiger Arm die Erde nach allen Richtungen hin erschütterte, hatte auch den merkwürdigsten Einfluß auf das Schicksal Brasiliens, zu dessen Selbstständigkeit er den ersten Grundstein legte. Zwar hatte der Friede von Amiens Europa die Ruhe für den Augenblick zurück gegeben, allein Napoleons ehrgeizige Plane waren auf das Ziel gerichtet, die stolze Britannia zu beugen, die allein noch unbesiegt

den furchtbaren Dreizack schwang. Portugal hatte zwar bisher seine Neutralität unter vielen Aufopferungen behauptet, allein Napoleon forderte den Beitritt Portugals zur projectirten allgemeinen Continentalsperre und daß dieses Königreich den Engländern seine Häfen schließen sollte. Ein solcher Schritt hätte aber Portugals Ruin unausbleiblich herbeiführen müssen, denn England würde alsdann Repressalien angewandt, Portugals Handel zerstört und sich seiner Flotte und seiner Colonien bemächtigt haben. Daher entschloß sich der Prinz Regent Dom Joaõ, der im Namen seiner geisteskranken Mutter regierte, auf den Rath seines Ministers da Barca, sich jetzt ganz der Macht Englands, seines alten Beschützers und Bundesgenossen, anzuvertrauen und schiffte sich zu diesem Ende im Gefolge des Hofes und einer großen Menge von Beamten auf der ganzen portugiesischen Flotte unter englischer Bedeckung nach Brasilien ein. Am 29. November 1807 kam diese Flotte im Hafen von Bahia glücklich an, woselbst der Hof sich jedoch nur kurze Zeit aufhielt und dann nach Rio de Janeiro ging, welches jetzt zur Hauptstadt des Landes erhoben wurde. Der Aufenthalt des Hofes hatte natürlich auf die Verschönerung dieser Stadt den vortheilhaftesten Einfluß.

Die Ankunft und der dreizehnjährige Aufenthalt der königlichen Familie hatte noch eine wichtigere Folge für Brasilien, indem es 1815 zum Range eines Königreichs erhoben, und dadurch das Colonial-Verhältniß, welches zwischen Portugal, dem Mutterlande, und Brasilien, einer Colonie, bestanden hatte, aufgehoben wurde. Es hieß jetzt die vereinigten Königreiche (os reinos unidos).

Unterdessen gerieth der Hof von Rio de Janeiro 1816 mit Spanien in Differenz, denn in der wiener Congreßacte war die Rückgabe von Olivenza an Portugal bestimmt, welches diese Macht im Frieden von Badajoz 1801 hatte an Spanien abtreten müssen.

Als sich aber Spanien nicht zu dieser Rückgabe verstehen wollte, sah sich der Hof von Rio de Janeiro zu Repressalien genöthigt und ließ das Gebiet von Montevideo durch portugiesische Truppen besetzen, welches unter dem Namen Cisplatina dem Königreiche Brasilien einverleibt wurde.

Auch in den nördlichen Provinzen Brasiliens erhob der Aufruhr sein Haupt. Verführt durch das Beispiel der nahen jugendlichen Freistaaten von Südamerika griff der Geist des Republicanismus immer mehr um sich und durch einen schwärmerisch begeisterten Brasilier Martinez, der sich an die Spitze einer Verschwörung stellte, wurde die portugiesische Besatzung aus Pernambuco verjagt und diese Provinz zur Republik erklärt. Allein durch die kräftigen Maßregeln, welche Graf Arcos, damals Gouverneur von Bahia, ergriff, und nachdem die Stadt von der Wasser- und Landseite angegriffen, Martinez vom General Lima bei Serinhao geschlagen, gefangen und nebst den Haupträdelsführern einige Tage nachher erschossen worden war, wurde diese Empörung glücklich gedämpft. Auch in Bahia, welche Stadt es nicht verschmerzen konnte, daß sie, die frühere Hauptstadt des Landes, jetzt zu einer Provinzialstadt herabgesunken war, fielen zu wiederholten Malen beunruhigende Auftritte vor, welche die öffentliche Ruhe gefährdeten. Durch zweckdienliche Maßregeln und durch das Einschreiten der gewaffneten Macht wurden indessen auch diese Besorgnisse erregenden Begebenheiten glücklich beiseitigt und die Ruhe wieder hergestellt.

Inzwischen nahte für Brasilien eine andere Epoche, welche seine Selbstständigkeit und Befreiung vom portugiesischen Joche herbeiführte. Schon lange war große Unzufriedenheit in der Brust der Brasilier genährt, die sich auf so viele Weise in ihren Rechten gekränkt glaubten. Die portugiesischen Beamten wurden augenscheinlich den Brasiliern vorgezogen und

hierzu kamen noch die drückenden Monopol- und Handelsgesetze, welche fortwährend auf dem Lande lasteten. Der englische überwiegende Einfluß wurde immer mehr und mehr in die Augen springend, denn Brittannien wollte nach seiner speculativen Politik nicht umsonst protegirt und gearbeitet haben, sondern durch die wichtigsten Handels- und andere Vergünstigungen entschädigt sein. Der Beitritt zur Aufhebung des Sclavenhandels war ebenfalls nicht dazu geeignet, den Unmuth der Brasilier zu besänftigen, sondern vergrößerte nur noch mehr ihre Unzufriedenheit, denn die großen Ländereibesitzer sahen durch einen solchen Schritt ihren Ruin vor Augen.

Unter diesen trüben Aussichten traf die Nachricht von der Revolution, die am 24. August 1820 in Oporto statt hatte, in Bahia ein. In Oporto hatte nämlich der Obrist Bernardo Corrêa de Castro e Sepulveda an der Spitze des 18. Regiments die portugiesische Constitution, die der spanischen nachgebildet war, proclamirt. Dem Beispiel ihrer europäischen Cameraden folgte daher auch die portugiesische Besatzung in Bahia, indem sie den Gouverneur Graf Palma in seinem eignen Pallaste verhaftete und der portugiesischen Constitution am 10. Februar 1821 öffentlich huldigte.

Dom Joaõ, seit dem Tod seiner geisteskranken Mutter, der 1816 erfolgte, König, schwankte während dieser Vorfälle in einer ängstlichen Unschlüssigkeit und vergeblich rieth ihm sein Ministerium freiwillig einer Constitution beizutreten, die ihm in kurzer Zeit aufgedrungen werden würde und zu deren Gunsten so viele Bewegungen in Rio de Janeiro zu deuten waren. Dom Joaõ schüttelte das Haupt, und beugte seine frommen Kniee vor seinem Schutzpatron, denn Handeln war seine Sache nicht.

Mittlerweile hatte die Besatzung von Rio de Janeiro eine drohende Stellung angenommen und for-

derte mit gewaffneter Hand die Annahme der portugiesischen Constitution. Der König sah sich daher genöthigt, den Kronprinzen Dom Pedro, von Saõ Christavaõ, der gewöhnlichen Residenz der königlichen Familie, unter die Menge zu senden. Dom Pedro erschien auf dem Constitutionsplatze, begab sich auf den Balkon des Theaters, winkte Ruhe und verlas die Constitution, die er alsdann zur Unterschrift seinem königlichen Vater vorlegte und sie in dessen Namen unter lautem Jubel beschwor.

Die Ereignisse, welche inzwischen in Portugal selbst vorfielen, bestimmten den König nach Europa zurück zu kehren. Er schiffte sich also am 26. April 1821 in Rio de Janeiro mit einem großen Gefolge und mit ungeheuren Schätzen und Reichthümern nach Europa ein. Ihm konnte jedoch die Krisis nicht entgangen sein, in welcher er die Verwaltung des Landes, in den Händen seines Sohnes, des Prinzen-Regenten, zurückließ. Eine bange Ahndung ließ den König die Keime sehen, die aus ihrem dunklen Schooße die nächste Zukunft in außerordentlichen Ereignissen ans Licht rufen werde; daher unterließ er nicht, kurz vor seiner Abreise den Prinzen-Regenten zu ermahnen, das wichtige Land unter jeder Bedingung dem Hause Braganza zu erhalten.

Der Abgang des Königs nach Europa trug ebenfalls nicht wenig dazu bei, die allgemeine Unzufriedenheit der Brasilier noch zu vermehren, denn die ungeheuren Summen, welche der Hof und das Heer der Beamten, welche ihrem Herrn nach Europa folgten, in edlen Metallen mit sich aus dem Lande nahmen, veranlaßte den drückendsten Geldmangel, welcher in einer Handelsstadt wie Rio de Janeiro die nachtheiligsten Einwirkungen auf alle Zweige des Geschäftslebens äußern mußte. Hierzu kam noch, daß die brasilischen Deputirten, welche sich inzwischen nach Portugal begeben hatten, um an den Berathungen der

Cortes Theil zu nehmen, dort die unwürdigste Behandlung erlitten. Der kränkende Hochmuth, mit dem die anmaßenden Cortes die transatlantischen Deputirten behandelten, mußte natürlich den gerechten Unwillen der Letztern anfachen und konnte die immer sichtbarer werdende Kluft zwischen beiden Ländern nur noch vergrößern. Die Sprache der Decrete, welche die portugiesischen Cortes erließen, wurde immer anmaßender, sie forderten unbedingte Unterwerfung und droheten dem Prinzen Regenten mit dem Verlust der portugiesischen Krone, woferne er ihren Befehlen den geringsten Widerstand entgegen stelle. Die brasilischen Deputirten als die Minderzahl wurden bei jeder Gelegenheit überstimmt.

In Brasilien sah es unterdessen noch betrübender aus. Die Bande der Subordination waren unter den portugiesischen Besatzungen durch die wiederholten Empörungen und Aufstände immer lockerer geworden und die zügellose Soldateska verbreitete überall Schrecken unter der Bevölkerung, die sie benutzte, um sich allen möglichen Ausschweifungen hinzugeben. Die Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten, mit welcher der General de Rego und seine portugiesische Besatzung die Einwohner von Bahia mißhandelten, mußten der Flamme des Hasses neue Nahrung geben und als die unsinnigen Forderungen der portugiesischen Cortes den höchsten Gipfel erreichten, griffen die Brasilier zu den Waffen, vertrieben ihre Unterdrücker und schüttelten das portugiesische Joch ab, das mit weniger Unterbrechung über drei Jahrhunderte auf Brasilien gelastet hatte.

Der Prinz Regent Dom Pedro, durch die Verhältnisse gezwungen und um dieses Land dem Hause Braganza zu erhalten, hatte sich selbst an die Spitze der Revolution gestellt und den General Alivez gezwungen, sich mit der portugiesischen Besatzung von Rio de Janeiro nach Portugal einzuschiffen.

Auch in Bahia machte man Anstalt, den General Rego zu vertreiben. Nachdem die Stadt von Lord Cochrane bombardirt war, schiffte sich General Rego mit der portugiesischen Besatzung und mit Beute, die er den Bewohnern Bahias geraubt hatte, reich beladen ein.

Bisher hatte der Prinz sein Verfahren durch die Aufstellung der Behauptung gerechtfertigt, daß sein königlicher Vater nur der Gefangene der ungesetzmäßig constituirten Cortes wäre; allein zu tief war die Kluft zwischen Brasilien und Portugal eingerissen, um je auf eine Wiedervereinigung beider Reiche hoffen zu dürfen. Die Brasilier verlangten daher eine Gewährleistung für die Rechtlichkeit und Echtheit der Gesinnungen des Prinzen-Regenten, der eben erkämpften Unabhängigkeit ihres Vaterlandes auch in der Zukunft zugethan zu bleiben. Die sicherste Bürgschaft war ein förmlicher Bruch mit Portugal und der Prinz-Regent willigte daher ein, daß die Unabhängigkeit Brasiliens proclamirt, er selbst am 12. October zum constitutionellen Kaiser und immerwährenden Vertheidiger (defensor perpetuo) Brasiliens proclamirt und nebst seiner Gemahlin Caroline Leopoldine, einer östreichischen Prinzessin, am 1. December 1822 gekrönt wurde.

Die Lage des neuen Kaiserreichs war indeß nichts weniger als beruhigend, und eine finster hereinbrechende Nacht scheint die eben aufgehende Morgenröthe der Freiheit und Unabhängigkeit wieder verdunkeln zu wollen. Im Herzen des Landes bekämpfen sich verschiedene Parteien, im Norden und Süden des Reichs schwingt die Empörung den Feuerbrand, die Finanzen des Reichs sind erschöpft und Portugal droht mit einem feindlichen Einfall. Von innern Wunden zerrissen und von äußern Feinden bedroht, erscheint der jugendliche Kaiserstaat als ein schwarzes Chaos, aus welchem Anarchie hervorstarrt und das wilde Schlangenhaupt schüttelt.

Inzwischen erlaubte Portugals eigene ohnmächtige Lage zur Wiederunterwerfung des sich unabhängig erklärten Brasiliens keine nachdrücklichen Kriegsoperationen und die täglich erwartete Kriegserklärung blieb aus. Auch die Hyder der Anarchie im Innern wurde erdrückt und die Empörung in den nördlichen Provinzen, die unter Carvalho's Leitung und unter dem Namen a uniaõ do Equator eine Republik zu bilden sich verschworen hatte, mit gewaffneter Hand glücklich bekämpft. Pernambuco wurde beschossen und genommen, die Häupter der jungen Republik, außer Carvalho, der sich nach England flüchtete, ins Gefängniß geworfen und hingerichtet.

Auch im Schooße der Hauptstadt unter den Augen des Monarchen zeigten sich Spuren demagogischer Umtriebe; daher war der Kaiser genöthigt, sämmtliche Freimaurerlogen, die als der Heerd der Unruhe anzusehen waren, zu schließen, auch die allgemeine Ständeversammlung, in welcher die republikanische Partei die Oberhand zu gewinnen drohte, durch das Einschreiten der gewaffneten Macht aufzulösen.

Auf diese Weise schien das düstere Wetter, das sich über das junge Kaiserreich, Vernichtung drohend, gelagert hatte, sich nach und nach wieder zu zertheilen; eine um so beruhigendere Aussicht, da auch Portugal unter Englands Vermittlung die Unabhängigkeit Brasiliens am 29. August 1825 förmlich anerkannte, welchem Beispiele denn auch die übrigen Mächte nach und nach folgten. —

Anfangs 1826 machte der Kaiser in Begleitung seiner Gemahlin auf dem Linienschiff Dom Pedro I. die Reise nach Bahia, um durch seine persönliche Gegenwart die gährenden Gemüther in den nördlichen Provinzen zu besänftigen und die allgemeine Ruhe immer mehr zu befestigen. Dem Anschein nach schienen seine Bemühungen mit dem besten Erfolg gekrönt zu sein.

Der Krieg in Süden Brasiliens schien Anfangs die Aufmerksamkeit der kaiserlichen Regierung nicht besonders zu beschäftigen, obgleich Artigas mit seinen Guanchen Montevideo bis vor seine Thore beunruhigte und erst als der brasilische General Fructuoso Ribeiro mit der starken Besatzung zum Feinde überging und man deutlich sah, daß Buenos Ayres die Hand im Spiele hatte, sandte der Kaiser den Nestor der brasilischen Armee, General Lecor, mit Truppen und Kriegsmaterial nach Montevideo, um diese Provinz dem Kaiserthum zu erhalten. Buenos Ayres, das bisher nur heimlich die Feinde Brasiliens unterstützt hatte, glaubte seine wahren Gesinnungen nicht länger verhehlen zu dürfen, sondern erschien ebenfalls gerüstet auf dem Kriegsschauplatze, indem es Montevideo als einen Föderativstaat gegen die Anmaßungen Brasiliens vertheidigen zu müssen erklärte, welches natürlich einen förmlichen Bruch zwischen diesem Freistaate und Brasilien zur Folge hatte. Die brasilische Flotte blockirte den Hafen von Buenos-Ayres und zu Lande ward mit abwechselndem Glück gekämpft. Allein dieser Krieg wurde eben so zerrüttend für die Finanzen des Reichs, als der Tod schrecklich in den Reihen der dieser Kriegsbeschwerden ungewohnten brasilischen Armee wüthete, daher mußte derselbe bald höchst drückend für Brasilien werden. Auch das 27. deutsche Jägerbataillon nahm ruhmreichen Antheil an diesem Kampfe und legte die glänzendsten Proben seiner nordischen Tapferkeit an den Tag: mehr als einmal rettete es durch seine eiserne Unerschrockenheit die Entscheidung des Tages und beugte dadurch der Vernichtung der brasilischen Armee vor. Tapfere Deutsche! hättet ihr ahnen können, welcher Lohn eurer harre und für welche wortbrüchige Regierung ihr euer Blut vergösset, ihr hättet gewiß die Bajonette gegen die Meineidigen gekehrt!

Um den Kriegesoperationen indessen mehr Nachdruck zu geben und der furchtbaren Bellona eine freund-

lichere Laune, als welche dieselbe bisher gezeugt hatte, abzugewinnen, entschloß sich 1827 der Kaiser, selbst den Schauplatz des Krieges zu betreten, zu welchem Ende er auf dem Linienschiffe Dom Pedro I. sich einschiffte; allein noch ehe er auf dem Waffenplatze anlangte, rief ihn der plötzliche Tod seiner Gemahlin Caroline Leopoldine nach der Hauptstadt zurück.

Der Obrist Cotter war schon früher nach Irland geschickt, um für Rechnung der brasilischen Regierung in diesem Lande Truppen zu werben, allein es ist schon oben erzählt, daß die unsinnigen und tyrannischen Maßregeln der Regierung in Rio de Janeiro die Deutschen und Irländer zu einem furchtbaren Aufstande reizten, welcher die nachtheiligsten Folgen hatte, die in Verbindung mit wiederholten Unfällen im Felde unter Englands Vermittlung einen schimpflichen Friedensabschluß mit Buenos Ayres herbei führten, der 1828 zu Stande kam und in welchem die Unabhängigkeit Montevideo's von Brasilien anerkannt wurde.

# Geographische und statistische Notizen.

Brasilien, dieses große Tropenland, erstreckt sich vom 8° 15′ 30″ bis zum 29° 40′ der Ostlänge oder vom Cap S. Agostinho bis zum Rio Javary, und vom Cap d' Orange unterm 4° 17′ N. B. bis zum westlichen Ufer des Rio de la Plata im 34° 58′ S. B. Die politischen Grenzen sind im Norden Columbien und das französische und holländische Guyana, im Osten der atlantische Ocean, im Süden der Rio de la Plata und im Westen Paraguay, Peru und Columbien. Die natürlichen Grenzen sind der Ocean, der Rio de la Plata, der Uruguay, der Iguassu, der Parana, der Paraguay, der Guaporé, der Madeira, der Mamoré, der Javary, der Amazonenfluß, der Japura und der Oyapok. Seine größte Ausdehnung von Norden nach Süden faßt über 420 Meilen und die von Westen nach Osten über 385 in sich. Die Länge seiner Küste, zwischen den Mündungen des Amazonen- und de la Plataflusses beträgt über 500 Meilen. Sein Flächengehalt beträgt über 130,000 Quadrat-Meilen. Wie die Cordilleren in hohen Urgebirgen so durchschneiden auch eine ungeheure Menge der ansehnlichsten Ströme (worunter die größten der Erde) nach allen Richtungen das gigantische Reich.

Nicht mit Unrecht ist dieses Land als eines der reichsten der Erde beschrieben und dem Naturforscher zeigt sich hier eine unerschöpfliche Fundgrube: die seltsamsten Quadrupeden, die mannigfaltigsten Reptilien und farbengeschmücktesten, schönsten Vögel, von den

goldglänzenden Colibris aller Spielarten bis zu den prächtigen Aras, bevölkern die majestätischen Urwälder. Der Botaniker sieht vom giganten Sapucaya bis zur Zwergpalme auch fast alle Gewürze Ostindiens an der Sonne Brasiliens reifen. Arabiens Balsam ähnliche Aromatika duften in den lebenreichen Urwäldern dieses Tropenlandes und viele der edelsten Gewächse, die man bisher nur Asien und Africa ausschließlich zur Heimath anwies, spiegeln sich in den Fluthen der nördlichen Flüsse. Nicht minder wichtig ist das Mineralreich und in den Eingeweiden der Berge schlummern der Diamant und die edelsten Metalle. Nichts fehlt diesem reichen Lande, um es in einen blühenden Garten, in welchem fast alle Producte der organischen und unorganischen Welt prangen könnten zu verwandeln, als 150 Millionen Menschen. Wie ganz anders würde es um dieses Land aussehen, wenn seine heutige aus 5 Millionen (mit Inbegriff der wilden Ureinwohner, welche die reichsten und ausgedehntesten Länderstrecken inne haben und unabhängig sind) bestehende Bevölkerung nach Maßgabe Deutschlands, also auf wenigstens 200 Millionen Menschen gesteigert werden könnte? Die Hand des Fleißes würde jene unwirthbaren, menschenleeren Steppen und Urwälder, wo man jetzt nur die Fährte der Unzen und anderer wilden Thiere gewahrt, bald in lachende mit freundlichen Städten und Dörfern geschmückte Gefilde verwandeln, auf welchen friedliche Heerden weideten. Die Regierung, fähigen und kräftigen Händen anvertrauet, würde Chausseen und Canäle eröffnen, die, wie das Nervensystem, vom Gehirn auslaufend, die übrigen Glieder belebt, auch dem gigantischen Staatskörper, der jetzt in seinen Flegeljahren einem Riesen mit der Puppe eines Kindes spielend ähnelt, Selbstständigkeit und Kraft verleihen, und dadurch die ungeheuern jetzt unbenutzt daliegenden Hülfsquellen an das Licht fördern und diejenige Bestimmung voranlassen, wozu die wun-

dervolle Lage Brasiliens, als Brennpunkt des Welthandels, so glücklich die Hand bietet. Wo jetzt in den weiten Oeden die rohe Willkühr herrscht, würden Gesetze die Menschen zur Geselligkeit einladen und die Künste ihren heitern Thron aufschlagen. Die tiefe Nacht der Barbarei dieser romantischen Wildnisse, die nur der schleichende Botocude und andere wilde Ureinwohner, der blutigen Spur nach Raub folgend, durchirren, und wo Menschenknochen als Mahlzeitsüberreste den barbarischen Geschmack der Cannibalen verrathen, würde die Sonne der Aufklärung und der Wissenschaften mit ihren Silberblicken verscheuchen. Die Canäle, durch welche die edlen Metalle von der übrigen Welt aus jährlich in ungeheurer Masse nach dem östlichen Asien strömen, würden leicht nach Brasilien geleitet werden können, da die angestellten Versuche beweisen, daß der Thee hier eben so gut gedeiht, als in den Gefilden des „himmlischen Reichs." Allein von einer so wenig unternehmenden und geringen Bevölkerung, als seine heutige, bewohnt, verliert sich die Aussicht auf eine so blühende Zukunft Brasiliens in den dunklen Schoos ferner Jahrhunderte.

Die Regierung Brasiliens ist monarchisch, erblich, constitutionel, repräsentativ und obgleich die Constitution auf der Basis der Vernunft, der Menschenrechte und einer ausgedehnten Freiheit errichtet ist, so waren die vielen Mißbräuche, die sich bisher in die Staatsverwaltung eingeschlichen hatten, doch nicht geeignet, den Staat zu dem Glanze und der Größe zu erheben, wie es unter andern Umständen hätte der Fall sein können. Auch die Erwartungen, die man von Dom Pedro hegte, verschwanden nur zu bald. Einige Enthusiasten und bezahlte Lobhudler, den Weltumsegler Schäffer an der Spitze, erhoben diesen Fürsten zum Sterne erster Größe am politischen Himmel, bis man sich später überzeugte, nur einem momentanen Meteore gehuldigt zu haben. Man sieht diesen zweiten christ-

chen, amerikanischen Kaiser seit dem Tode seiner ersten Gemahlin von den schwankendsten Grundsätzen beherrscht, von einem Mißgriff in den andern verfallen und als er einige Jahre später das Rad des fortschreitenden Zeitgeistes aufzuhalten versucht, wird der jugendliche Kaiserthron erschüttert und er muß seinem sechsjährigen Sohn das ruhmlos und nur wenige Jahre geführte Scepter überlassen.

Während der Minderjährigkeit Dom Pedro's II. (geboren am 2. December 1825) regiert in seinem Namen eine Regentschaft, von der das älteste Mitglied Präsident ist und welche aus folgenden Mitgliedern besteht:

1) Francisco de Lima e Silva.
2) Jozé de Costa Carvalho.
3) Joaõ Braulio Moniz.

Jedes dieser Mitglieder, die von der allgemeinen Ständeversammlung gewählt sind, bezieht während der Dauer der Regentschaft, welche nach Zurücklegung des achtzehnten Jahres des Monarchen aufhört, einen Jahrgehalt von 12,000 Piastern. Eine andere Stelle darf kein Mitglied der Regentschaft im Staate bekleiden.

Die Gewalt dieser Regentschaft ist jedoch durch die Ständeversammlung bedeutend eingeschränkt, so kann sie weder die Deputirtenkammer auflösen, noch Amnestie bewilligen, weder die Minister der Verantwortlichkeit überheben, noch dieselben im Fall der Strafbarkeit begnadigen, weder Orden noch Würden verleihen, auch ohne Genehmigung der Stände keine Tractate und Uebereinkünfte mit fremden Regierungen abschließen, oder Krieg erklären. Alle Bittschriften, Gesuche, Berichte ꝛc. welche an die Regentschaft gerichtet werden, haben die nämliche Form, als ob dieselben an den Kaiser selbst gelangten; auch hat die Regentschaft, sobald sie vereinigt ist, dieselben Ehrenbezeugungen ꝛc., die dem Kaiser erwiesen werden. Einzeln hat jeder Regent nur das Prädicat „Excellenz."

Nur die Minister sind für ihre respectiven Departements verantwortlich, und da sie beständig in den verschiedenen Blättern der Parteien angegriffen und ihre Maßregeln bitter gerügt werden, so herrscht ein ewiger Wechsel unter ihnen, denn auf welcher niedrigen Bildungsstufe auch die Brasilier im Allgemeinen noch stehen und wie sehr ihre Grundsätze noch einer moralischen Läuterung bedürfen mögen, so zeichnen sie sich doch, wie alle Völker Amerika's, durch ihre glühende Freiheitsliebe aus und ein mächtiges Organ, ihre fast zügellose Preßfreiheit, wird gegen Unterdrückung, Gewaltthätigkeit und Aristokratismus siegend die Stimme erheben.

Aus den Verhandlungen der jetzigen brasilischen Deputirtenkammer ersieht man ebenfalls, daß es darin helldenkende Köpfe giebt, die sich nicht blos auf eine unnütze Wortkrämerei, worin Gelehrsamkeit glänzen soll, beschränken, und sich bei schweren Diäten nicht mit stundenlangen Debatten über einige Thaler mehr oder weniger umherzerren, sondern mit aller Kraft gegen Vorurtheile und Anmaßungen aus finstern Feudaljahrhunderten, gegen usurpirte Vorrechte der Geburt, gegen Ehrenketten und Sterne, die leider nur zu oft die unwürdige Brust verächtlicher Höflinge schmücken, während das Verdienst in abgetragenem Kleide darben muß, eifern und energisch argumentiren. Die lächerliche oft scandalöse Veranlassung, der so mancher Orden das Dasein verdankt, dient den Geschossen der beißendsten Satyre zur Zielscheibe und eröffnet ihrem Witze einen weiten Spielraum, in welchem sich ihr zügelfreier Muthwille umhertummelt. Sie haben bereits einen großen Theil des immer morscher werdenden, alternden Gebäudes über den Haufen geworfen, das sie nur als ein trauriges Denkmal menschlicher Thorheiten und Verirrungen aus der Nacht der Barbarei längst vergangener Jahrhunderte angesehen wissen wollen, als auf der Grund-

lage der lächerlichsten Satzungen und Anmaßungen, die nur in unfruchtbaren Gehirnen noch spuken dürfen, beruhend. Bei diesen Verhandlungen geht es freilich oft stürmisch und wild genug her, da besonders viele der jüngern Deputirten, die in Frankreich studirten, mit eifersüchtigem Mißtrauen die allgemeinen Anrechte auf Freiheit und Gleichheit bewachen. So veranlaßte in vorjähriger Sitzung die Rede eines alten Fidalgo die noch ganz den Geist jener Vorurtheile athmete und die Beziehung auf sein altes, reines, edles Blut die bittersten Bemerkungen und einen allgemeinen Aufruhr unter den Deputirten. Man bestürmte diesen Ahnenmann mit der Frage, ob er glaube, daß in den Adern des Bauer- und Bürgerplebs nur Quellwasser (Agoa da Carioca) flösse, und ob die zweideutigen Krankheiten und Gebrechlichkeiten, woran so mancher Fidalgo laborire, gar keinen schmutzigen Einfluß auf das reine und edle Blut desselben äußern? Ja der Unwille wurde so allgemein, daß ein junger Brausekopf sich bereit erklärte, ihn in jeder Waffengattung zu überzeugen, daß ihr beiderseitiges Blut aus denselben, nicht feinern und nicht gröbern, Stoffen gebildet sei. Der Präsident mußte zur Ordnung rufen. Man sieht hieraus deutlich, daß mit dem Sturze Dom Pedro's I. die Aristokraten einen harten Stand in Brasilien haben. Der berühmteste Redner ist der Deputirte von Saõ Paulo Odorico Montezuma.

Ungeachtet Brasilien seit 1831 einen Criminal-Codex besitzt, so werden doch leider die Gesetze nur so schlaff gehandhabt, daß es fast eben so gut ist, als ob deren gar nicht vorhanden wären. Die Verbesserungspläne einiger fähiger Minister scheiterten an der großen Indolenz der Beamten, die im Innern nach Gutdünken und Willkühr schalten und walten, da eine scharfe, verständige Controle, die in dem ungeheuer ausgedehnten, sparsam bevölkerten Lande, wenn auch nicht mit unübersteiglichen, doch mit sehr großen Hin-

dernissen zu kämpfen hat, noch lange Zeit ein fühlbares Bedürfniß sein wird, und so kann es denn nicht anders sein, als daß die Göttin der Gerechtigkeit nur zu oft zur feilen Dirne herabsinkt. Auf unglaubliche Weise wird diese Dame in Brasilien gemißhandelt: der Meuchelmord hält stets den Dolch gezückt und würgt am hellen Tage seine Opfer; schreckliche Verbrechen bleiben ungeahndet und blos der Rache des Himmels überlassen.

Außer der Königin von Portugal Donna Maria da Gloria besteht die kaiserliche Familie aus:

1) Dom Pedro d' Alcantara II. Kaiser von Brasilien, geboren am 2. December 1825.
2) Prinzessin Donna Januaria, geboren am 11. März 1821.
3) Prinzessin Donna Francisca Carolina, geboren am 2. August 1824.

Die Prinzessin Donna Paula Marianna, geboren am 17. Februar 1823, starb im Jahre 1833.

Die Bildung einer Nationalgarde durch das ganze Kaiserreich wurde 1831 befohlen und das darüber entworfene Reglement ist noch in Kraft. Außerdem ist die Stärke der ganzen Landmacht von der Kammer auf 12,000 Mann festgesetzt. Die Marine besteht aus einem Linienschiffe, 6 Fregatten, 8 Corvetten, mehren Kriegsbriggen und Schonern.

Die Staatsreligion ist die römisch-katholische, außerdem sind alle übrigen geduldet.

Das Kaiserthum Brasilien enthält ein Erzbisthum, 6 Bisthümer, 2 Prälaturen und wird in folgende achtzehn Provinzen abgetheilt, Pará, Maranhaõ, Piauhy, Ceará, Rio grande, Parahiba, Pernambuco, Alagoas, Sergipe, Bahia, Espirito santo, Rio de Janeiro, S. Paulo, Santa Catharina, S. Pedro, Goyaz, Matto grosso, und Minas geraes.

## I. Die Provinz Pará.

grenzt gegen Norden an Columbien, an das französische und holländische Guyana, und an den Ocean, gegen Osten an den Maranhaõ, gegen Süden an die Provinzen Goyaz, Mattogrosso und an Peru, gegen Westen an Peru und Columbien.

Belem, der Sitz eines Bischofs, ist die Hauptstadt dieser Provinz. Sie liegt am östlichen Ufer des Rio Tocantis unterm 1° 27′ 2″ S. B. 5° 52′ 15″ der W. L. von Rio de Janeiro.

Die Provinz wird in drei Comarcas oder Districte getheilt:

### a. die Comarca von Pará,

welche die Stadt Belem und die Villas (Städtchen) Braganza, Santarem, Collares, Souzel, Macapá, Villa vizosa, Melgaço, Gurupá, Rebordela, Ourens, Obidos und Pombal enthält;

### b. die Comarca von Morajó.

mit den Villas Monforte, der Sitz der Comarca, Monçares, Salvaterra, Soure und Chaves.

### c. die Comarca von Rio negro

mit den Villas Barcellos, Borba, Moura, Serpa, Silvas und Thomar, wo ein Ouvidor (Oberrichter) wohnt.

## II. Die Provinz Maranhaõ.

Wird nördlich vom Ocean, östlich von der Provinz Piauhi, südlich von der Provinz Goyaz und westlich von den Provinzen Goyaz und Pará begrenzt.

Die Hauptstadt dieser Provinz ist Saõ Luiz mit einem bischöflichen Sitz. Sie liegt auf der Westseite der Insel Maranhaõ unter dem 2° 29′ 30″ S. B. und 1° 19′ 48″ W. L.

Diese Provinz bildet nur eine Comarca und zählt außer der Hauptstadt noch die Villas Alcantara,

S. Bernardo, Caixas, Guimarens, Itapicurumirim, Alcatu, Monçao, Paço de Lumiar, Pasos, Bons, Intoia, Vianna, Vinhes und Miarim.

### III. Provinz Piauhi

grenzt gegen Norden an den Ocean, gegen Osten an die Provinzen Ceará, Pernambuco und Minas, gegen Süden an Minas und Goyaz und gegen Westen an Maranhaõ, zu dessen Bisthum sie gehört.

Die Hauptstadt dieser Provinz ist Oiras am rechten Ufer eines kleinen Flusses, welcher sich eine Meile weiter in die linke Seite des Camindé mündet. Sie liegt unterm 7° 5′ N. B. und 39° 30′ O. L.

Sie bildet nur eine Comarca und hat außerdem noch die Villas Parahyba, Valença, Marvaõ, Jerumenha, Campo-maior, und Paranagoa.

### IV. Die Provinz Ceará

stößt nördlich an den Ocean, östlich an Rio grande, und den Parahyba, südlich an Pernambuco und westlich an Piauhy.

Die Hauptstadt Fortaleza liegt am Ocean. Diese Provinz wird in zwei Comarcas getheilt:

#### a. die Comarca von Ceará

welche außer der Hauptstadt noch die Villas Aracaty, Arronches, Aquiraz, Grauja, Montemor o novo, S. Bernardo, Soure, Villa da Imperatriz, Villa viçoza real, Villa nova d' El-Rey und Macejana enthält.

#### b. die Comarca von Crato

faßt die Villas Crato, Saõ Joaõ do Principe, Campo maior de Queixeramobim, Icó, S. Antonio do Jardim, S. Vincente das Lavras und S. Matheos in sich.

### V. Die Provinz Rio grande

grenzt nördlich und östlich an den Ocean, südlich an den Parahyba und westlich an Ceará.

Die Hauptstadt ist Cidade do natal. Ihre Lage ist höchst günstig am rechten Ufer des Rio grande, eine Stunde von seiner Mündung in den atlantischen Ocean.

Sie enthält nur eine Comarca und außer der Cidade do natal, noch die Villas Arez, Entremoz, Porto allegre, S. Jozé, Villa nova da Princeza, Villa nova do Principe und Villa flor.

## VI. Die Provinz Parahyba

grenzt nördlich an Rio grande, östlich an den Ocean, südlich an Pernambuco und westlich an Ceará.

Die Hauptstadt Parahyba liegt drei Stunden vom Bette des Flusses gleiches Namens unter 6° 47′ 25″ der S. B. und 8° 2′ 30″ der Westlänge.

Sie bildet nur eine Comarca, welche außer der Hauptstadt noch die Villas Pillar, Alhandra, S. Miguel Montemor, Villa real, Pombal, Villa do Condo, Villa nova de Souza, Villa da Rainha, Villa leal do Brejo da Areia enthält.

## VII. Die Provinz Pernambuco

grenzt nördlich an Ceará und an Parahyba, östlich an den Ocean, südlich an Alagoas und Minas geraes und westlich an Piauhy.

Die Hauptstadt Recife liegt am Ocean unterm 8° 16′ 28″ S. B. und 8° 13′ 30″ der O. L. und wird durch den Fluß Capibaribe in drei Stadtviertel getheilt, welche Recife, S. Antonio und Boa Vista heißen.

Die Provinz ist in drei Comarcas getheilt:

### a. die Comarca von Olinda

enthält außer der Stadt gleiches Namens, wo der

Sitz eines Bischofs ist, noch die Villas Iguarussu, Limoeira und Paó do Albo.

### b. Die Comarca von Recife

enthält außer der Stadt gleiches Namens noch die Villas S. Antaõ, Serinhem und S. Antonio do Capo de S. Agostinho.

### c. Die Comarca von Sertaõ

schließt die Villas Guarahey, Flores, Symbre, Villa dos Indios real de Santa Maria und Assumpçaõ in sich.

## VIII. Die Provinz von Alagoas

grenzt gegen Norden an Pernambuco, gegen Osten an den Ocean, gegen Süden an Sergipe und gegen Westen an Goyaz.

Die Hauptstadt Alagoas liegt an der Mittagsseite des Sees Manguaba unterm 10° 19′ S. B. und 6° 20′ d. O. L.

Sie bildet nur eine Comarca, welche in der Hauptstadt ihren Sitz hat und außer dieser noch die Villas do Rio de S. Jozé de Porim, Porto galvo, Penedo, S. Joaõ d' Anadia Mosseyo, Villa real de Atalaya und Porto da Pedra enthält.

## IX. Die Provinz Sergipe

grenzt nördlich an Alagoas, östlich an den Ocean, südlich an Bahia und westlich an Goyaz.

Die Hauptstadt S. Christovaõ am Flusse Paramopana, fünf Meilen vom Ocean liegt unterm 11° 46′ 49″ S. B. und 5° 35′ 30″ der O. L.

Sie bildet nur eine Comarca und enthält außer der Hauptstadt noch die Villas S. Amaro das Brotas, Lagarto, S. Luzia, Thomar, Itabayana, Propria und Villa nova do Rio de S. Francisco.

## X. Die Provinz Bahia

grenzt nördlich an Sergipe, östlich an den Ocean, südlich an Espirito santo und Minas geraes und westlich an Goyaz.

Die Hauptstadt S. Salvador mit dem Sitze eines Erzbischofs liegt an der östlichen Seite der Allerheiligenbay (Bahia de todos os Santos) unterm 12° 58′ S. B. und 5° 15′ 4″ O. L.

Sie wird in vier Comarcas eingetheilt:

### a. die Comarca von Bahia

enthält außer der Hauptstadt noch die Villas Abbadia, Mirandella, Abrantes, Pedra branca, Agoa fria, Pombal, S. Amaro da Purificaçaõ, Soure, S. Franzisco da barra de Sergipe do Conde, Nossa Senhora do Nazareth, Jaguaripe, Itapicuru de cima, Jhambuque de cime, Villa do conde, Maragogipe, Villa nova de S. Antonio d' El-Rei und Cachoeira.

### b. die Comarca von Porto seguro

schließt die Villas Porto seguro, Alcobaço, Villa verde, Caravellas (in deren Nähe eine deutsche Colonie) Belmonte, Villa viçoza, Trancoso, Portalegre, Pardo, und S. Matheos in sich.

### c. die Comarca von Ilheos

enthält die Villas S. George, S. Miguel do Barra do Rio das Contas, S. Sebastiaõ de Marahu, Nova Olivenza, Camamu, Igraupiapunha, Cayru, Merinhaem, Boyneda und S. André de Mantarem.

### d. die Comarca von Jacobina

enthält die Villas Jacobina, S. Antonio de Urubu de cima, Villa nova da Raiha, Rio de Contas, Villa nova de Principe.

## XI. Die Provinz Espirito santo

grenzt nördlich an Bahia, östlich an den Ocean, südlich an Rio de Janeiro und westlich an Minas geraes.

Die Hauptstadt ist Victoria, welche an der Abendseite der Insel gleiches Namens in der Heiligen-Geist-Bai (Bahia do espirito santo) unterm 24° 18′ 12″ S. B. und 2° 45′ 50″ d. O. L. liegt.

Außerdem faßt die Provinz, welche nur eine Comarca bildet, die Villas Benevente, S. Joaõ da barra, Almeida, Guaraparim, Espirito santo und Itapemirim in sich.

## XII. Die Provinz Rio de Janeiro

grenzt nördlich an die Provinz Espirito santo, östlich an den Ocean, südlich an S. Paulo und westlich an Minas geraes.

Rio de Janeiro, die Hauptstadt des Kaiserreichs, die Residenz des Monarchen und der Sitz der höchsten Gerichtshöfe und eines Bischofs, liegt eine halbe Stunde vom Weltmeere an einer ausgedehnten und schönen Bai, welche zum Ankerplatz dient, unterm 22° 54′ 15″ S. B. und 333° 55′ 30″ von der Westspitze der Insel Ferro.

Sie bildet nur eine Comarca, in welcher die Villas S. Sebastian, Cabo frio, S. Antonio de Sa, Rezende, Majé, S. Joaõ de Prinzipe, Villa nova de S. Jozé, Villa real de Praya grande, S. Maria de Marica, Paty do Alferes, S. Joaõ de Macahe, Angra dos Reis da Ilha grande, S. Pedro de Cantagallo, Nova Friburgo (der Hauptort der Schweizer-Colonie gleiches Namens), S. Francisco Xavier de Itagrahy, Valença, S. Salvador dos Campos, Macacu u. S. Joaõ de Itabomarim.

## XIII. Die Provinz Saõ Paulo

grenzt nördlich an Goyaz und Minas geraes, östlich ebenfalls an Minas geraes, Rio de Janeiro und den

Ocean, südlich an S. Catharina und westlich an Paraguay, Goyaz und Matto grosso.

Die Hauptstadt ist S. Paulo mit dem Sitz eines Bischofs und einer Universität und liegt unterm 23° 33′ 30″ d. S. B. und 3° 28′ O. L.

Diese Provinz wird in drei Comarcas eingetheilt.

a. Die Comarca von Sa˜.Paulo

enthält außer der Hauptstadt noch die Villas Santos, Itanhem, S. Sebastiaõ, Cunha, Villa bella da Princeza, Parnahyba, Ubatuba, Jundiahy, S. Vincente, S. Joaõ de Atibaya, Nova Braganza, Jacarahy, Lorena, S. Jozé, Guaratinguita, Pindaminhangaba, Mugi das Cruzes, Taubaté, S. Miguel das Areias.

b. Die Comarca von Ytu

enthält die Villas Itu, Itapeteninga, Soroacaba, Aperahy, S. Carlos, Itapeva und Porto feliz.

c. Die Comarca von Paranagua und Coritiba

mit den Villas Paranagua, Iguapé, Guratiba, S. Jozé, Coritiba, Antonia, Castro, Cananea und Villa nova do Principe.

## XIV. Die Provinz Santa Catharina

grenzt nördlich an S. Paulo, östlich an den Ocean, südlich an die Provinz Saõ Pedro de Sul und westlich an Paraguay.

Die Hauptstadt ist die cidade de nosso Senhora de Desterro auf der Insel Santa Catharina unter dem 27° 25′ 30″ d. S. B. und 5° 28′ 30″ O. L.

Außer der Hauptstadt, in deren Nähe eine deutsche Colonie, sind noch die Villas S. Francisco de Laguna und de Lages.

## XV. Die Provinz S. Pedro de Sul

hat nördlich S. Catharina, östlich den Ocean, südlich die Cisplatina und westlich Buenos Ayres zur Grenze.

Die Hauptstadt Portoallegre an der Mittagsseite der Lagoa dos Patos liegt unterm 30° 2′ S. B. und 3° 27′ d. W. L.

Die Provinz, welche nur eine Comarca bildet, enthält noch die Villas Rio grande, Rio pardo S. Antonio da Patrulha, Villa nova de Cachoeira, S. Luiz de leal Braganza und S. Leopoldo, der Hauptort der deutschen Colonie gleiches Namens.

## XVI. Die Provinz Matto grosso

grenzt nördlich an Pará, östlich an Goyaz, südlich an Paraguay und westlich an Peru.

Die Hauptstadt ist Matto grosso am Guaporé unterm 15° S. B. und 17° 10′ 30″ O. L.

Außer der Hauptstadt enthält sie die Villas Cuiaba und Paraguahy Diamantino.

## XVII. Die Provinz Goyaz

grenzt nördlich an Pará und Maranhaõ, östlich an Minas geraes, südlich an Saõ Paulo, und westlich an Matto grosso.

Die Hauptstadt Goyaz liegt am Rio vermelho unterm 16° 20′ der S. B. und 5° 51′ 40″ O. L.

Sie wird in zwei Comarcas getheilt.

1) Die Comarca von Goyaz, die ihren Sitz in der Hauptstadt hat.

2) Die Comarca von S. Joaõ de duas Barras in dem Städtchen gleiches Namens und Sao Joaõ da Palma.

## XVIII. Die Provinz Minas geraes

grenzt nördlich an Bahia, östlich an Espirito santo und Rio de Janeiro, südlich an Rio de Janeiro und S. Paulo und westlich an Saõ Paulo und Goyaz.

Die Hauptstadt Ouro preto liegt unterm 20° 25′ 30″ d. S. B. und 32° 18′ W. L. von Rio de Janeiro.

Sie ist in sechs Comarcas eingetheilt.

a. Die Comarca von Ouro Preto

enthält die Hauptstadt gleiches Namens und die Villa Marianna, wo ein Bischof residirt.

b. Die Comarca von Rio dos Mortes

enthält die Villas Saõ Joaõ d' El Rei, Campanha da Princeza, Santa Maria de Baependy, Saõ Jozé d' El Rei, Queluz, Barbacena, S. Carlos de Jacahy und Tamandua.

c. Die Comarca von Serra fria

enthält die Villas Fonado und Principe.

d. Die Comarca von Rio das velhas

mit den Villas Sabara, Pitangui und Cahité.

e. Die Comarca von Paracutu

enthält außer der Villa gleiches Namens noch Julgados de S. Romaõ, Brejo de Salgado, Araxá, und Dezemboque.

f. Die Comarca von Rio de S. Franzisco

zählt die Villas vom Campo Largo, von Saõ Francisco das Chagas und Pilaõ-Arcado.

Von den meisten dieser Villas muß man sich indessen kein Bild wie von einer deutschen mit Thoren und Mauern versehenen Stadt entwerfen. Oft wenn man auf Reisen ist und eine solche Villa vor sich hat und eine Meile weiter fragt, wie weit es noch bis zur Villa sei, muß man mit Erstaunen hören, daß man dieselbe schon längst passirt ist und sie bereits im Rücken habe. Eine Capelle mit zwanzig bis 30 Häusern umringt nennen die guten Brasilier eine Villa. Das einzige Wahrzeichen einer Villa ist allein der unbeneidete Vorzug, einen Galgen beständig vor Augen zu haben, denn dies dreibeinige Thier der Themis muß im Weichbilde jeder Villa aufgestellt seyn. An Galgen-Candidaten ist Ueberfluß vorhanden.

Daß eine einzelne brasilische Provinz oft an Größe und Flächeninhalt mehrere deutsche Königreiche übertrifft, bedarf wohl kaum einer Erwähnung.

## Ferneres Schicksal des deutschen Militairs.

(Schluß.)

Mittelst Decrets vom 10. December 1830, wie schon gesagt, wurden die deutschen Truppen und alle ausländischen Officiere, welche nicht vor 1821 gedient hatten, aus der brasilischen Armee entlassen. Die deutschen Truppen bestanden damals aus

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1) | einem Füselierbataillon, | Quartier | Praya-Vermelha |
| 2) | = Grenadierbataillon, | = | Insel Santa Catharina |
| 3) | = Jägerbataillon, | = | ebendaselbst |
| 4) | = = = | = | Porto alegre |
| 5) | einer Escadron Lanziers | = | daselbst. |

---

Denjenigen Officieren, welche in Deutschland als solche angenommen waren, bewilligte man einen vollen Jahrgehalt, welcher ihnen nach vielen Weitläufigkeiten gezahlt wurde, und hiermit glaubte man alle ihre etwaigen Ansprüche abgefunden zu haben. Diejenigen Individuen, welche in Brasilien zu Officieren ernannt worden waren, erhielten nichts, und man ließ ihnen die Wahl, mit den Soldaten entweder nach den Co-

lonien gesandt zu werden, oder selbst für ihr weiteres Fortkommen zu sorgen. Solche Soldaten, welche ein Handwerk erlernt hatten, fanden leicht in den Städten ihr Unterkommen und gutes Brod; die übrigen sandte man nach den Colonien. Eine weise Regierung hätte so viele rüstige Hände nützlich zu beschäftigen gewußt, namentlich in einem Lande, dem es nur an Menschen mangelt, um einen bedeutenden Platz im Cyklus der mächtigsten Staaten einzunehmen. Aber die brasilische Regierung, die gewöhnlich den Zweck ihrer Operationen verfehlt, sandte diese ledigen Burschen, die weder Lust zum Landbau noch Kenntniß davon hatten, von allen Mitteln entblößt, nach den Colonien, ohne selbst die gemachten Versprechungen zu erfüllen, diese Leute mit Subsidien und den übrigen Erfordernissen zu unterstützen. Eine natürliche Folge dieses unrechtlichen Verfahrens der Regierung war, daß jene Menschen, von Verzweiflung und Hunger angetrieben, eine wahre Geißel des Landes wurden. So organisirten sie bald Räuberbanden von bedeutender Stärke unter sich, die in kurzer Zeit die Gegenden unsicher machten und die benachbarten Kirchen und Kapellen plünderten. Auf der Colonie Sao Leopoldo entdeckte man eine solche Bande von sechzig Mann, die durch bedeutende Diebstähle ansehnliche Schätze gehäuft hatte. In dem Hause eines Colonisten fand man allein an Silber- und Goldgeschirr, welches aus den benachbarten Capellen und Kirchen geraubt war, einen Werth von 80,000 spanischen Piastern, nebst einer Falschmünzerei und allen dazu gehörigen Apparaten, aus welcher Münzen hervorgegangen waren, die den brasilischen Gold- und Silbermünzen an innerm Gehalt völlig gleich geachtet wurden. Eine andere Niederlage entdeckte man im Hause des Colonisten Thiele, eines der Sträflinge, die sich der würdige Major Sch..... aus den Mecklenburgischen Zuchthäusern zu seinen neuen Mitbürgern gewählt und damit seinem

zweiten Vaterlande ein Geschenk gemacht hatte. Man fand außer zwei und dreißig Aroben, ungefähr 1020 Pfund Silber, mehrere Kelche, einen Sack voll Crucifixe, viele kostbare Ringe, Meßgewänder, Monstranzen und eine Krone der Mutter Gottes. Viele von der Bande wurden eingezogen und der genannte Colonist, im Meßgewande, eine Monstranz auf der Brust, nebst seiner Frau mit der Krone der Gebenedeieten, durch die Straßen des Städtchens Sao Leopoldo unter erbärmlichen Prügeln umhergeführt. Ein gewisser Sch..... und der Baron von Sch.....f waren die Häupter dieser Bande. Die benachbarten Kirchen Capella grande, S. Miguel, S. Borges und mehrere andere waren rein ausgeplündert. Solche traurige Folgen hatte die ungerechte Verfahrungsweise der Regierung. Andere Haufen des verabschiedeten Militairs haben sich an die Grenze von Buenos-Ayres zurück gezogen und erwarten mit ungeduldiger Sehnsucht den erwünschten Augenblick, wo die Feindseligkeiten zwischen diesem Freistaat und Brasilien (wozu gegenwärtig die fast gewisse Aussicht ist) beginnen werden, um Rache und Vergeltung an einer so treulosen und wortbrüchigen Regierung zu üben, die sich in diesen Menschen die furchtbarsten und verwegensten Feinde gemacht hat. Buenos Ayres kennt die Stimmung dieser Leute recht gut und seine Agenten wissen dieselbe zu nähren. Schon im Jahre 1833 nahm daher dieser Staat wieder eine feindliche Stellung an und ein Parteigänger, Manoel Garcia, zog auf eigene Kosten ein Corps an den Grenzen zusammen mit der Absicht, die ganze Provinz Sao Pedro do Sul von Brasilien zu reißen und zu einem Freistaate zu erheben. Auch im Osten von Brasilien beginnt der alte Doctor Franzia unruhig zu werden und wenige Jahre dürften vielleicht eine ganz andere Ordnung der Dinge in jenen Gegenden herbeiführen.

Am traurigsten von Allen geht es indessen in der Regel denjenigen Officieren, welche kein Handwerk erlernt haben und sonst keine Kenntnisse besitzen, um als Lehrer in den neuern Sprachen oder in der Musik ihr Brod zu verdienen. Männer, die früher Stabsofficiere waren, sieht man die niedrigsten Arbeiten verrichten und so ihr Leben hinfristen. Viele sind in den öffentlichen Krankenhäusern elendiglich umgekommen und Kummer und Verzweiflung haben manches Herz gebrochen. Die schrecklichsten Verbrechen werden daher oft von diesen Menschen, mit Beschwichtigung der heiligsten Gefühle, verübt, und unter den vielen Beispielen mag hier ein Einziges genügen. Ein gewisser N., der früher als Unterofficier diente und später als Officier verabschiedet wurde, hatte sich immer durch ein musterhaftes Betragen ausgezeichnet. Nach der Auflösung des ausländischen Corps fand er auf dem Comptoir eines deutschen Kaufmanns Wiers in Rio de Janeiro eine Anstellung und auch in dieser Carriere fuhr er fort, einen tadellosen Lebenswandel zu führen. Er lernte einen jungen Kaufmann, Namens H. aus Bremen, kennen und zwischen Beiden entspann sich eine vertraute Freundschaft. N. aß oft im Hause seines neuen Freundes, der Wechsler und noch unverheirathet war. Hier sah er nun oft nicht unbedeutende Summen und es ergriff ihn die brennendste Begierde, sich in Besitz derselben zu setzen. H. wohnte am Palaisplatz in einer der vielen kleinen Boutiken, in welcher er seine Wechslergeschäfte betrieb. Er hatte nur einen brasilischen Knaben bei sich, den er in seinen Geschäften gebrauchte. N. hatte seit einiger Zeit die Absicht geäußert, nach Bahia zu gehen, um eine Essigfabrik zu etabliren, wozu ihm H. nach Kräften behülflich war. Aber jener Nichtswürdige hatte ganz andre höllenschwarze Pläne gesponnen, denn eines Abends (der letzte vor der beabsichtigten Reise nach Bahia, denn am folgen-

den Morgen segelte das Schiff, auf dem er bereits die Passagirgelder bezahlt hatte, aus dem Hafen) bewaffnete er sich mit einem Bayonnette und klopft um 11 Uhr Nachts an H.'s Thür, der bereits im Bette liegt. Als N. ihm indeß sagt, daß er gekommen sei, um ihm Lebewohl zu sagen, zündet H. Licht an und öffnet ihm arglos die Thür. Aber in diesem Augenblicke stößt jener abscheuliche Bösewicht dem unglücklichen H. das Bayonnet durch's Herz, daß er augenblicklich todt zur Erde sinkt. N. will jetzt sogleich seinen Raub ausführen, allein von dem Fall und dem letzten Seufzer des unglücklichen jungen Mannes erwacht der kleine Brasilier, und sieht seinen ermordeten Herrn im Blute schwimmend auf dem Boden liegen. Er stößt also einen lauten Hülferuf aus, N., der sich entdeckt sieht, bringt ihm ebenfalls mehrere tödtliche Wunden bei, doch entreißt sich der Kleine seinen mörderischen Fäusten und entspringt aus dem Hause laut um Hülfe schreiend. Jetzt ergreift auch N. die Flucht, ohne den Zweck seines Bubenstücks erreicht zu haben, wird indeß von einer herbeieilenden Patrouille ergriffen und nach dem Zuchthause gebracht, wo er schon seit zwei Jahren in einem scheußlichen Gefängnisse unter Räubern und Mördern seines Gelichters sitzt. Er beschäftigt sich hier mit dem Verfertigen falscher Banknoten. Die Leiche des ermordeten jungen Wechslers wurde unter dem Gefolge der deutschen Kaufmannschaft auf dem englischen Kirchhofe begraben und so hatte der Unglückliche in der Blüthe der Kraft und der Jugend statt Erfüllung seiner Hoffnungen und Pläne, ein blutiges Grab in dem fremden Lande von der meuchelmörderischen Hand eines treulosen Freundes gefunden.

Der interimistische Commandant Major Friedrich Dreyer vom 28. deutschen Jäger-Bataillon glaubte unter so bewandten Umständen selbst für sich sorgen zu müssen und fand daher für gut, ein Jahr vor der

Auflösung der deutschen Truppen mit der Bataillonscasse, die aus ungefähr 6000 Thalern bestehen mochte, durchzugehen und zum Pfande, daß er nie wieder kommen würde, seinen Abschied im Stiche zu lassen. Indessen soll auch er von seinem Diebstahl nicht viele Vortheile genossen haben, sondern einige Zeit darauf von einigen seiner Landsleute wieder geplündert worden sein.

Ueberhaupt giebt es kein verwegenes Unternehmen, wozu sich nicht Personen des entlassenen deutschen Militairs, in der Hoffnung ihr Schicksal zu verbessern, gebrauchen ließen. Bei allen Unruhen spielen sie die erste Rolle und da dieselben in der Regel unglücklich ablaufen, so sind die brasilischen Gefängnisse mit ihnen angefüllt.

Die verabschiedeten Soldaten vom Füselierbataillon hatte man nach der Provinz Espirito santo, einer der traurigsten Gegenden, wo fast nichts als Baumwolle gebaut wird, geschickt. Schon nach einigen Monaten erklärte ihnen der Präsident, daß er kein Geld zu Subsidien für sie habe und daß sie daher selbst für ihre Subsistenz sorgen müßten. Natürlich zerstreueten sich diese Menschen in der Provinz, wo Viele vor Hunger und Elend umkamen und Andere, um ihr Leben zu fristen, Gewaltthätigkeiten aller Art begingen. Unverantwortlich haben Dom Pedro I. und die brasilische Regierung an diesen Menschen gefrevelt, die man so leicht auf eine nützliche Weise hätte beschäftigen können. Es scheint, daß die Regierung nur die Absicht gehabt habe, diese Leute nach Gegenden zu schicken, wo sie das Opfer eines ungesunden Klima's und eines unfruchtbaren Bodens werden mußten, um sich ihrer auf diese Weise zu entledigen, eine Gewissenlosigkeit, die in der That himmelschreiend ist.

Ein solches tragisches Ende nahm dieses Corps, welches von treulosen Werbern dem Vaterlande durch

die glänzendsten Versprechungen und gewissenlosesten Verführungen entlockt und nach jenen Regionen geführt wurde, um dort statt der vorgespiegelten, gehofften Glückseligkeit entweder einen jämmerlichen Tod, oder eine höchst traurige Existenz zu finden. Mit Ausnahme einiger vom Glückszufall Begünstigter, darf man dreist annehmen, daß von den Tausenden, die unter Militairverhältnissen nach Brasilien auswanderten, kaum 20 sind, die ihre Erwartungen einigermaßen erfüllt sahen. Es hätte freilich Vieles anders sein können, allein die Regierung handelte treulos und die verabschiedeten Militairpersonen waren ohne alle Hülfsmittel; auf diese Weise vereinigten sich noch viele Umstände, die jedem kräftigen Einschreiten, das Glück zu ergreifen, unübersteigliche Hindernisse in den Weg wälzten, die auch den Thätigsten und Gewandtesten, sein Glück zu machen, entmuthigt haben würden.

---

Es ist nicht meine Absicht gewesen, meine eigne Lebensgeschichte und alle erlebten Schicksale und Abentheuer während eines neunjährigen Aufenthalts in mehreren Theilen Südamerika's hier zu erzählen, sondern ich habe dieselben für dieses Mal wegen Mangels an Raum nur leicht berühren können und muß auch über die fernern mich betroffenen Fata bis zu einer gelegenern Zeit nur leicht hinwegschlüpfen.

Im October 1830 kehrte ich von der Colonie Sao Leopoldo nach Rio de Janeiro zurück, wo ich, wie bereits erzählt, Augenzeuge der Ereignisse wurde, welche die Abdankung Dom Pedro's herbeiführten. Gleich nach meiner Ankunft in Rio fand ich auf dem Büreau des General-Consuls Beschäftigung, in welchem Verhältnisse ich über ein Jahr arbeitete. Nach dem Fall Dom Pedro's stellte auch bald dieses Haus seine Geschäfte ein und ich erwarb mein Brot anfangs

mit Naturalienſammeln und ſpäter damit, daß ich in den neuern Sprachen in Rio und der Umgegend Unterricht ertheilte, was ſehr gut honorirt wird. Auch arbeitete ich für ein franzöſiſches Haus, indem ich die portugieſiſche Correſpondenz beſorgte. Im Jahre 1832 machte ich noch eine Reiſe nach Pernambuco und Bahia, wo ebenfalls die ſtattgehabten politiſchen Ereigniſſe und Umwälzungen einen nachtheiligen Einfluß auf alle Zweige des Geſchäftslebens gehabt hatten. Nach einer dreimonatlichen Abweſenheit kehrte ich nach Rio de Janeiro zurück. Gegen Ende des Jahres 1833 warf mich indeß ein wüthendes Fieber auf das Krankenlager, das nur meine Jugendkräfte und eiſerne Körperkonſtitution zu beſiegen vermochten und von dem ich erſt nach mehreren Monaten, nachdem ich mich am Rande des Grabes befunden hatte, mich erholte. Während dieſer tückiſchen Krankheit war die Sehnſucht nach dem deutſchen Vaterlande brennender als je in mir erwacht: es zog mich mit der Allgewalt einer ſehnſüchtigen Seele nach jenen Fluren, welche die Spiele der Kindheit und das erſte Träumen des Jünglings geſehen hatten und an welchen das Herz mit ſo warmen und tiefen Gefühlen hängt. Nur derjenige kennt die namenloſe Sehnſucht, dieſen allmächtigen Drang nach der Heimath, der lange in fernen Regionen unter fremden Menſchen freundlos und verlaſſen in einer Welt lebte, die kalt und ohne Theilnahme nicht die Empfindungen einer fühlenden Bruſt theilt.

Am erſten März 1834 ſchiffte ich mich auf dem Hamburger Schiffe Maria und Herrmann von Rio de Janeiro nach Hamburg ein.

Ohne Wehmuth ſah ich die Küſten Braſiliens in dem blauen Spiegel des Oceans verſinken. Ich hatte in dieſem Lande zwar auch glückliche Stunden verlebt, aber auch den bitterſten Kelch der Leiden gekoſtet. Mit welchen Gefühlen habe ich vor neun

Jahren zum ersten Male diese imponirenden Küsten betrachtet: damals begeisterten kühne Hoffnungen und stolze Pläne die jugendliche Brust, und nichts blieb von dieser schönen Phantasiewelt als die Erinnerung die wie das Bild eines schönen, aber täuschungsvollen Traumes vorüber schwebt.

Widrige Winde verzögerten unsere Seereise ungemein, auch erlebten wir einige Stürme und Gewitter, so daß wir in einer Nacht den Hintermast verloren. Die Gewitter, namentlich unter der Linie, gewähren zur See ein eben so prächtiges als gefährliches Naturschauspiel. Durch die dicken Wolkenhaufen der rabenschwarzen Nacht zucken die rothglühenden immerwährenden Blitze und fahren zischend in den mit Schaumkronen bedeckten Ocean. Das Stöhnen des unheimlichen Elements und das Rollen des Donners geben eine eigene aber furchtbare Melodie. Wolkenbrüche gießen herab von dem zürnenden Himmel.

Ein anderes erhebendes Schauspiel sind der Auf- und Niedergang der Sonne auf dem atlantischen Ocean. Die Sonne erscheint oft als ein funfzig Fuß im Durchmesser haltender Flammenball, der den blauen Fluthen in stolzer Majestät entsteigt und den ganzen Himmel mit Feuergluthen und Purpurmassen überzieht, von deren Wiederschein die Fluthen geröthet einem ungeheuren Blutocean gleichen.

## Sonnenaufgang auf dem Meere.

Stolz kömmt das Meerschiff durch die Fluth geflogen;
Die Schöpfung ruht in feierlichem Schweigen,
Der Sterne Licht erlischt, im Westen neigen
Sie sich hinab am blauen Himmelsbogen.

Im Ost beginnt der Tag sich schon zu zeigen,
Schön wie ein Gott kommt er daher gezogen:
Gehüllt in Flammenglanz auf Purpurwogen
So sieht man siegend ihn der Fluth entsteigen.

In unsrer Brust erwachen Ahnungsstimmen,
Von einem andern, schönern Lebensmorgen,
Der unbewölkt von langen Erdensorgen:

Doch wie wir auf des Wissens Fläche schwimmen,
Seh'n wir das Meer hier zwar, den Himmel glimmen,
Doch ihre Tiefen bleiben uns verborgen.

Im Monat Juny stieg endlich Deutschlands flache Küste aus den grünen Fluthen der Nordsee empor und wer vermag das Gefühl zu beschreiben, mit dem ich das theure Vaterland begrüßte.

## Sonnet

bei Ansicht der deutschen Küste nach beinah zehnjähriger Abwesenheit im Monat Juni 1834.

Ist's Wahrheit, oder stieg ein Traumbild nieder?
Nein, durch das Herz fließt Hochgefühles Wonne:
Ich seh' dich wieder, Vaterlandessonne,
Der Heimath süße Lüfte athm' ich wieder.

Welch Loos auch fällt aus dunkler Schicksalstonne,
Ob Glück uns trug auf weichlichem Gefieder,
Ob Donnerstürme stürzten auf uns nieder,
Man grüßt die Heimath doch mit niegefühlter Wonne.

Welch Zauber webt durch ihre Lenzgefilde!
Der Kindheit Spiel, des Jünglings Traumgebilde
Zeigt mir Erinn'rung liebelächelnd heute.

Ja, rinnet nur, ihr heil'gen Thränenbäche,
Ihr zeiht den Mann nicht weibisch-feiger Schwäche,
Der seine Brust so manchem Sturme beute.

---

Am 14. Juni liefen wir in den Hafen von Hamburg nach einer hundert und fünftägigen Seefahrt ein. Krank und hinfällig war ich am Bord des Schiffes gekommen und von Gesundheit strotzend betrat ich Deutschlands Erde. Unverdorbene Säfte und die Kraft der Jugend im Bunde mit der reinen Seeluft, hatten mehr gethan, als alle medizinische

Facultäten der Erde hätten leisten können. Die blühende Farbe der Gesundheit war mir zurückgegeben und neue Kraft und Lebensfeuer durchrollten die Adern.

Im Monat Juni kehrte ich nach meinem Vaterlande Hannover und in den Kreis guter Menschen zurück. Wenn gleich meine Verhältnisse auch hier nichts weniger als glänzend sind, so habe ich doch das verlorne Vertrauen zu mir und der Menschheit wiedergewonnen, welches mehr ist, als das zweideutige, trügerische Leben, und so sei es dem Himmel überlassen, ob nach so vielen erlittenen Stürmen mir in der Heimath eine freundlichere Zukunft strahlen, oder ob ich abermals hinaus ziehen werde in das unsichere und bewegte Leben der Fremde. Auf Sturm und Sonnenschein bin ich vorbereitet und der magere Ranzen ist bald geschnallt.

---

## Sonnet

auf dem lindener Berge vor Hannover, nach der Rückkehr aus Südamerika.

Euch Ströme sah ich, die die Fluthenmassen
In ungeheurer Wucht zum Oceane rollen,
Euch Riesenberge auch, die mit dem Himmel grollen,
Kühn in der Erde Bauch sich Felsenwurzeln fassen,

Zwar muß Bewunderung der Staunende euch zollen,
Doch weht es kalt ihn an, er fühlet sich verlassen;
Ein fremder Geist schwebt über jenen Massen,
Deß Töne nicht zum Herzen reden wollen.

Wie anders hier, wo in bescheidner Höhe
Des Deisters Hügel bläulich sich hinziehen
Und anspruchslos der Leine Wellen fliehen.

Rings lachen Städte, Dörfer; Felder blühen,
Auf denen frohe Menschen arbeitsam sich mühen:
Hier schwillt die Brust, man ahnt des Friedens Nähe.

Ende.

LIBRARY OF CONGRESS
0 015 919 479 6